

Das wertvolle Haus

Nils Benedix

Prof. Dr. Elli Mosayebi
Assistenz Lukas Burkhart
Prof. Dr. Philip Ursprung

Inhaltsverzeichnis

4 Einführung und Fragestellung

8 Wert, Valeur, Value

- 12 Wie funktioniert die Wertbestimmung von Architektur heute?
Ein Gespräch mit Niels Lehmann
- 24 The Value of materials
Ein Gespräch mit Guillaume Habert
- 38 Die Ökonomie und das Haus
Ein Gespräch mit Thomas Steger
- 56 Zum Preis einer Fotokopie
Ein Gespräch mit Philip Ursprung
- 68 Architecture is a clash of values
Ein Gespräch mit Maarten Delbeke
- 80 Wert in der Digitalisierung
Ein Gespräch mit Benjamin Dillenburger
- 90 Schweizer Werte
Ein Gespräch mit Christian Schmid

98 Literatur

- 100 Der Produktionsprozeß des Kapitals. Ware und Geld
Karl Marx
- 116 Die Krise der Kunst
Hans Heinz Holz
- 128 Die Repristination des Ornaments
Hans Heinz Holz
- 154 Der Utilitarismus und die Ökonomie
Dieter Birnbacher
- 176 *Die Aufhebung der Ökonomie*
Georges Bataille
- 218 Der moderne Denkmalkultus
Alois Riegl

240 Fünf Eigenschaften des wertvollen Hauses

Einführung

Welche Werte sind der Architektur in der neoliberalen Marktwirtschaft verloren gegangen, welche sind erhalten geblieben, welche Gründe gab es dafür und wie kann Architektur (wieder) an Wert gewinnen?

Eine der dominierenden Maximen, der aktuellen ökonomischen Wertmittlung lautet: »Alles was einen Nutzen hat, hat auch einen Wert und alles was einen Wert hat, hat auch einen Preis«. Der Nutzen wird dabei zu einer messbaren, in Zahlen ausgedrückte Größe abstrahiert. Was nicht messbar ist, also nicht von Berechnungen erfasst werden kann, wird wertlos und überflüssig. Der "Preis" wird dabei mit dem Begriff »Wert« gleichgesetzt (*Interview Steger S. 38*).

Der Wert der Architektur wird aus dieser ökonomischen Sicht über den Hauspreis beschrieben. Dieser setzt sich aus der Summe von Landpreis und Konstruktionskosten zusammen. Das stetige Wirtschaftswachstum und die begrenzte Ressource Boden haben vor allem seit Ende des zweiten Weltkriegs zu einem starken Anstieg des Landpreises geführt (*Interview Steger S. 38*). Der Preisanteil des Landes am gesamten Hauspreis ist damit häufig ein Vielfaches höher als die Konstruktionskosten, welche unter anderem den Preis der Architektur enthalten. Der Preis des Hauses wird im aktuellen Neokapitalismus somit durch das dazu gehörende Stück Land definiert und nicht durch die Architektur. Architektur scheint zum Großteil aus nicht messbaren Werten zu bestehen, welche sich nicht in einem Preis ausdrücken lassen. Nach ökonomischen Berechnung ist Architektur in diesem Sinne für Investoren*innen von geringem Interesse, denn sie generiert keinen messbaren Mehrwert (Steger und Lehmann). Das Haus wird zur »Ware«, zum Investitionsobjekt, in dem nur der in Zahlen abstrahierte Nutzen zählt. Bei der Betrachtung des Charakters der Ware unterscheidet Karl Marx Mitte des 19. Jahrhunderts Gebrauchswert und Tauschwert. Der Gebrauchswert ist eng mit sachlichen Eigenschaften eines Gegenstandes verbunden, die menschliche Bedürfnisse befriedigen und deshalb laut Marx einen Nutzen haben. Der Gebrauchswert ist einer Sache immanent und bleibt unverändert. Erst wenn das Produkt in einer Gesellschaft getauscht wird bzw. verkauft wird, wird es zur Ware und erhält einen Tauschwert. Der Tauschwert ist der Preis der Ware und drückt sich heute in Geld aus (*Karl Marx S. 100*).

Umschreibungen architektonischer Werte, welche aus der ökonomischen Bewertung, dem Preis, verdrängt werden, finden sich beispielsweise im Denkmalschutz. Hier geht es schließlich darum, Gebäude als »schützenswert«, oder »erhaltenswürdig« einzuschätzen. Teilweise befinden sich diese Architekturen bereits in einem ruinenhaften Zustand und bedeuten meist einen ökonomischen Verlust. Das Bewahren dieser Denkmäler beweist, dass in Architektur Werte gesehen werden können, die eine andere Bedeutung haben, welche weit über einen Preis hinausgehen. In der Arbeit werden diese nicht messbaren Werte aufgeteilt: In die der Architektur immanenten Werte und solche, die die Architektur von aussen bereichern können.

In seinem Text »Der moderne Denkmalkultus« aus dem Jahr 1903, unterscheidet Alois Riegl zwischen Alterswert, historischem Wert, Erinnerungswert und Gebrauchswert. Der Alterswert entsteht, so Alois Riegl, durch den Alterungsprozess eines Denkmals oder Gebäudes. Von der Patina bis hin zur Ruine, bringen die unterschiedlichen Stufen dieses Prozesses einen Wert mit sich. Architektur wird dabei durch äußere Natureinflüsse langsam zersetzt und es entsteht eine Unvollkommenheit, die dem »Geschlossenheitscharakter« des menschlichen Werks gegenübersteht. Wenn in einem Gebäude ein historischer Wert gesehen wird, versucht man die Alterungsprozesse aufzuhalten, um die geschichtliche Bedeutung des Bauwerks zu bewahren. Der historische Wert ähnelt damit dem Erinnerungswert, welcher laut Riegl als Zweck des Denkmals betrachtet werden kann. Ein Denkmal besitzt Erinnerungswert, wenn es an einen bestimmten Moment und ein Ereignis gebunden ist. Das Schützen und das Restaurieren haben zum Ziel, diesen Wert aufrecht zu erhalten. Die Instandhaltung führt außerdem dazu, dass auch ein Gebrauchswert erhalten bleibt, nicht nur um die darin steckenden Investitionen der Vergangenheit zu würdigen, sondern auch um den alltäglichen Gebrauch des Denkmals für den Menschen zu bewahren.

Immanente Werte neu entstehender Architektur sind Voraussetzung dafür, dass ein Gebäude die von Alois Riegl denkmalwürdige Bewertung erfährt. Eine Sprache zu entwickeln, um diese immanenten Werte ausdrücken zu können, ist eines der Ziele dieser Arbeit. — Wie lassen sich wertvolle räumliche Beziehungen, Strukturen, Materialien, ihre architektonische Zusammensetzung und Gestaltung und die Beständigkeit beschreiben?

Menschliches Schaffen, das bewusste Zusammenfügen von natürlichen Fragmenten zu einem Gebäude mit »Geschlossenheitscharakter« steigert den Wert eines in der Natur vorkommenden Materials. Das Material kann als »Produktvorstufe« zur Architektur gesehen werden. Auch das Material hat einerseits einen Preis und andererseits Werte, welche nicht durch diesen ausgedrückt werden (Nachhaltigkeitswert) (*Interview Habert S. 24*).

Ein Grenzfall zwischen immanentem und appliziertem Wert lässt sich am Ornament verdeutlichen. Wenn Material der Architektur appliziert wird und nicht mehr immanenter Bestandteil von Architektur sondern nur noch ein schmückender ist, dann kann es zu einem Wert führen, welcher wie oben beschrieben von aussen, die Architektur bereichern, aber auch deren Wert verringern kann. So vermittelte der Bauschmuck, das Ornament, einer breiten Öffentlichkeit noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts die sozio-ökonomische und religiöse Bedeutung von Architektur. Durch gesellschaftliche Modernisierungsprozesse, wie der

Industrialisierung, entledigte sich die Architektur zunächst dem Ornament als Vermittler von Bedeutung und Wert (*Interview Delbeke S.68, Holz S.128*).

Schlägt man schlussendlich den Bogen zur anfänglichen ökonomischen Betrachtung vom Wert der Architektur, dann wird deutlich, dass der »Preis« nur Fragmente des wahren Charakters einer Sache beschreiben kann, wohingegen der »Wert«, sei es in immanenter oder applizierter Form, Aspekte mit einbezieht, die sich nicht in Zahlen ausdrücken lassen. Die Frage dieser Arbeit lautet folglich: »Welche Werte der Architektur sind in der neoliberalen Marktwirtschaft verloren gegangen, welche sind erhalten geblieben, welche Gründe gab es dafür und wie kann Architektur (wieder) an Wert gewinnen?«

Letztendlich ist der ökonomische Wert nur einer von vielen, der die Gestalt der Architektur beeinflusst. Sich auf ihn alleine zu beziehen, kommt einem Wertverlust der Architektur gleich. Deshalb nähert sich diese Arbeit in Interviews und in der Analyse von Texten, den vielfältigen Sichten unterschiedlicher Disziplinen auf den Begriff "Wert". Die Erkenntnisse dieser Untersuchung verdichten sich in »Sieben Eigenschaften des wertvollen Hauses«, die als Grundlage für eine architektonische Übersetzung der theoretischen Ausformulierung dienen.

Wert Valeur Value

Bedeutung und Herkunft

In seiner materiellen Bedeutung bezeichnet Wert einen konkreten oder abstrakten Gegenstand, der häufig in Form von Geldbeträgen angegeben wird. Eine zweite Deutungsebene beschreibt den ideellen Wert, der für einen Gegenstand als auch für eine positive Eigenschaft einer Person, Gruppe oder eines Sachverhalts steht. Als Ideal bezeichnet Wert eine Vorstellung, Sitten, Bräuche und Regeln, die von grosser Bedeutung für eine Person(engruppe) sind und einen wichtigen Bestandteil in deren Lebensweise und Kultur darstellen.¹ Werte oder Wertideen wie Max Weber sie nennt, begegnen uns im Alltag vor allem als Normen, Regeln und Kriterien.²

In seiner frühesten Form galt Wert im 8. Jahrhundert als Entsprechung des lat. *pretium*; im Sinne von »Preis« veranschlagtes oder gefordertes Äquivalent eines (Handels-)objekts in Geld oder anderen Zahlungsmitteln' *precio* uuert. Seine Vorfahren sind das gotische *wairþ*, altnordische *verð* oder das angelsächsische *weorð*. Auch das indogermanische Wort »*auuaretā*«, dessen Ursprünge zwischen 1200 und 600 v. Chr. vermutet werden, können als Wortstamm betrachtet werden.

Wert ist die gemeingermanische Substantivierung des Adjektivs *wert* und wird zunächst vereinzelt noch im 16. und 17. Jahrhundert als Neutrum gebraucht. Das im Mittelhochdeutschen aufkommende und im Nordhochdeutschen herrschende *genus masculinum* erklärt sich wohl aus Anlehnung an sinnverwandte *Masculina* wie »Kauf« und »Preis«. Ebenso wie lateinisch *Pretium* und griechisch *τιμή*, denen es in frühen germanischen Texten entspricht, bezieht sich Wert auf das »Wert-sein« und »Wert-seiende« in mannigfacher Anwendung. Beide Gebrauchsweisen finden sich schon im Althochdeutschen, zuerst im speziellen Sinne von »Preis« und »Kaufsumme«, wenig später die Bedeutungen »Geltung, (Wert-)schätzung, Bedeutung« und »Güte, Qualität«. Im neueren Deutsch wird der substantivische Wert zudem auf mannigfache (Wert-)objekte, materielle und geistige Güter bezogen, ohne dass andererseits sein Anwendungsbereich durch das vordringende Wort »Preis« wesentlich geschmälert worden ist. Es wird ein wichtiges Fachwort der Volkswirtschaft und der Philosophie.³

Die Übertragung des Wortes auf den Menschen findet in unserem Sprachraum erst im 9. Jahrhundert n. Chr. statt. Als Eigenschaftswort im Sinne von »wert« oder »würdig«. Dies lässt sich auch in »La Chan-

¹ OWID Wörterbuch: https://www.owid.de/artikel/266981?module=elex_b&pos=12. (Stand 09.11.2019)

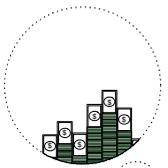
² Ritsert (2013) S. 2

³ Auszug aus: GRIMM = Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig: Hirzel

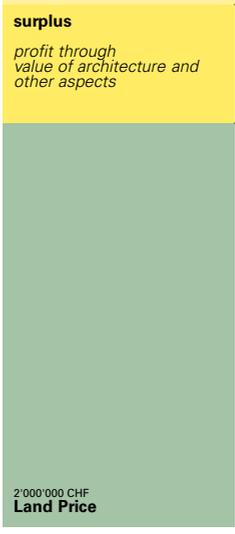
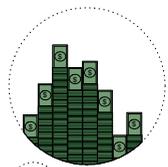
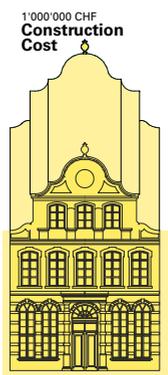
son de Roland« von ca. 1100 nachvollziehen. Darin lassen sich zwei Bedeutungen des altfranzösischen Wortes »valor« finden. Zum einen werden die persönlichen Eigenschaften, wie Verdienst, Vorzüge und Stärken einer Person durch: »ce qu'une personne est estimée pour son mérite, ses qualités«⁴ beschrieben und zum anderen wird mit »être propre à un certain usage« Wert mit dem Nutzen einer Sache oder Person gleichgesetzt.

Auch das englische Wort »value«, abgeleitet vom Altfranzösischen »value«, welches sowohl für den materiellen Wert, als auch für einen moralischen Wert einer Person oder dessen gesellschaftlichen Rang steht, beschreibt um 1300 mit »price equal to the intrinsic worth of a thing«, den immanenten Wert einer Sache oder Person. Der Ursprung von »valeur« ist auf den lateinischen Wortstamm »valere« zurückzuführen. Dieser deutet mit »kräftig sein« oder »Einfluss haben«, bereits »einen Wert besitzen« an, welches somit den Unterschied vom Haupt- zum Eigenschaftswort markiert.

⁴ <https://www.cnrtl.fr/etymologie/valeur>. Stand 09.11.2019



Kind of location?
What can we build?
How much do people pay?



+ 250'000 CHF

People pay more.

Wie funktioniert die Wertbestimmung von Architektur?

Ein Gespräch mit dem Projektentwickler
Niels Lehmann

Entscheidend bei der Berechnung des Werts einer Immobilie ist laut Niels Lehmann vor allem die Zahlungsbereitschaft der Menschen. Er beschreibt die extreme Landpreissteigerung vor allem als ein Resultat der hohen Nachfrage und verweist auf die Residualwertrechnung, eine Wertermittlungsmethode für Immobilien. Die Antwort auf die anfängliche Frage »Wie ist die Lage der Immobilie und wie viel sind die Leute bereit, dafür zu bezahlen?«, wird dabei entscheidende Ausgangslage für Lehmanns Hauspreis Schätzung. Im Gespräch erklärt er uns, dass seiner Meinung nach die steigende Zahlungsbereitschaft massgeblich von der aktuellen Konjunktur und dem niedrigen Zinsniveau abhängt. Durch vermehrte Investitionen in Gebäude sinkt die Rendite und der Immobilienpreis steigt. Nach den Erfahrungen von Niels Lehmann kann »gute« Architektur durchaus, neben den Parametern Grösse und Ausstattung, zu einer hohen Zahlungsbereitschaft führen. Gerade in der aktuellen Situation, in der die Konstruktionskosten im Vergleich zum Landpreis gering ausfallen, besteht für ihn die Chance teurer zu bauen und mehr in den Wert von Architektur zu investieren.

02. Oktober 2019, 12:00 Uhr, Zürich

Nils Benedix Ich habe dir vorab einige Fragen geschickt, die mich beschäftigt haben. Am Anfang geht es für mich vor allem darum, wie ihr als Projektentwickler den Wert von Architektur definiert.

NL Zuallererst schauen wir uns die Zahlungsbereitschaft an. Wie viel sind die Menschen bereit für eine Fläche x zu bezahlen? Davon ziehen wir dann die Baukosten ab und erhalten die Differenz von Zahlungsbereitschaft und Baukosten, den Landwert. Deshalb heisst es Residualwert oder Restwertberechnung, weil der Landwert nur das ist, was übrig bleibt. Wir addieren also nicht einfach die Baukosten oder Investitionskosten und den Landpreis. Der Landwert resultiert vielmehr aus den beiden ersten Zahlen. Die Folge davon ist, dass der Landwert relativ stark fluktuiert. Typischerweise sind die Baukosten relativ konstant, sei denn es gibt technische Neuerungen oder es ist in bestimmten Lagen besonders schwer zu bauen. Geschichtlich betrachtet hat sich das aber nicht wirklich verändert. Aber die Zahlungsbereitschaft, die verändert sich. Das hat vor allem mit der generellen Konjunktur zu tun. Ich bin kein Volkswirt, aber ich denke, dass kann man recht gut nachvollziehen. Es hat also etwas damit zu tun, ob die Menschen Geld haben. Im Moment hat es auch ganz klar etwas mit dem Zinsumfeld zu tun. Über Schulden Immobilien zu kaufen, das bedarf sehr viel weniger Eigenkapital, bzw. mit dem gleichen Eigenkapital und den tiefen Zinsen, kann ich sehr viel mehr bezahlen. Deshalb steigen die Immobilienpreise. Wenn die Immobilienpreise aber nach oben gehen und die Konstruktionskosten und die Baukosten konstant bleiben, dann heisst das, dass der Landwert steigt. Und wenn wir uns jetzt zum Beispiel die Grafik von Herrn Steger anschauen, die du mir geschickt hast, dann sehen wir, dass die Zahlungsbereitschaft zwischen 1910 und 1950 gesunken ist. Und da frage ich mich wieso? Das erste, was mir jetzt einfallen würde, wären die beiden Weltkriege und die grosse Depression. Dadurch sinken natürlich die Landpreise. Ich vermute, dass die Landpreise wahrscheinlich immer weiter gestiegen sind. Wenn wir uns die Residualwertrechnung und die Marktwertberechnung ansehen, dann verstehen wir auch, weshalb in manchen Regionen die Immobilienpreise steigen und sich das auch unmittelbar auf den Landpreis niederschlägt. Es gibt aber natürlich auch Regionen, in denen das Land nichts wert ist. Wenn wir dort die Zahlungsbereitschaft minus die Baukosten oder Investitionskosten rechnen, dann ergibt sich ein Minusbetrag. Man müsste also eigentlich Geld dafür bekommen, um dort zu bauen. Das gibt es auch in der Schweiz.

NB Das heisst aber eigentlich, dass der Landpreis für euch gar nicht so wichtig ist, weil ihr mit den Erstellungskosten von Architektur beginnt?

NL Es gibt so ein paar Projektentwickler die kaufen Land, um es dann später wieder teurer zu verkaufen. Aber so rechnen die meisten Investoren heute eigentlich nicht. Die grössten Investoren sind die institutionellen Anleger. Selbst die Privaten wollen Kapital das sie zur Verfügung haben wie z. B. in Aktien oder in Staatsanleihen oder eben in Immobilien anlegen um daraus eine Rendite zuziehen. Das heisst die rechnen einfach nur, was ist die Rendite, die sie erzielen können mit einem Haus und was kann man auf diesem Grundstück bauen, kapitalisieren das mit 3 %, was man momentan so haben will, erhalten einen Ertragswert und zieht davon die Baukosten ab und der Wert des Landes bleibt übrig. Das heisst, ein Investor würde sagen diesen Preis den kann ich für das Land bezahlen. Die Pensionskassen beispielsweise haben eigentlich gar nicht vor etwas zu verkaufen, es bleibt in ihrem Portfolio. Dadurch wird es in gewisser Weise ein virtueller Wert. Die Hauptsache ist, dass die Mieterträge, also die Rendite, erzielt wird.

Lukas Burkhart Die Frage ist doch die, wie kann man günstig ein möglich wertvolles Haus bauen?

NL Das Wort wertvoll funktioniert ja schon mal gar nicht.

LB Das fragen wir uns ja eben.

NL Ja wertvoll, das ist ja ein guter Begriff aber ... Wüsst Partner machen zum Beispiel Marktwertschätzungen. Aber eigentlich meinen sie nur Kaufpreise. Für mich wäre das also vielleicht wirklich die erste Frage, was ist eigentlich mit wertvoll gemeint? Wenn das so etwas Subjektives ist, dann wird das vielleicht etwas schwerer mit einer wissenschaftlichen Arbeit. Ich denke es ist nicht unmöglich, aber es wird auf jeden Fall schwerer. Und wenn du Preise meinst, dann ist es deutlich einfacher. Das ist die Frage.

LB Gibt es deiner Meinung nach Dinge, die eigentlich einen Preis haben sollten, aber noch nicht verrechnet werden? Oder aktuell im Preis eben nicht auftauchen? Die Qualität des Grundrisses ist beispielsweise schwer mit einem Preis zu beschreiben.

NL Was man ganz banal sagen kann ist, wenn wir die Investitionskosten und den Mietertrag pro Jahr, den man erzielen muss, nimmt, also mal angenommen die Wohnung zu bauen kostet 500'000CHF und der

Landanteil ist ebenfalls 500'000CHF, dann muss der Mietertrag pro Jahr bei 3 % Bruttorendite 30'000CHF betragen. Dann muss die Miete pro Monat 2'500CHF sein, damit ich mit meiner Zielrendite, das Geld was ich ausgegeben habe wieder reinbekommen. Das ist jetzt die einfache Rechnung. Die Frage ist nun aber was der Landwert ist. Da es ja keinen Landwert gibt, den wir einfach so einsetzen, funktioniert das bei uns so, wir sagen es gibt ein Balkendiagramm mit einer Skala x mit dem Ertragswert und von dem ziehe ich die Baukosten ab und dann ist der Landwert das Ergebnis daraus. Der Ertragswert ist, wenn es keine Eigentumswohnungen sind, der Quadratmeterpreis mal die Fläche. Bei Mietwohnungen sagt man, die Zahlungsbereitschaft, also die Miete, die man bereit zu bezahlen wäre, in unserem Beispiel sind das 2'500CHF, kapitalisiert mit 3 %, dann ist der Ertragswert 1'000'000CHF, abzüglich der Baukosten ergibt das den Landwert von 500'000CHF. Das ist also das Ergebnis der Rechnung. So fangen wir an. Wir schauen uns immer an, was ist das für eine Lage, was baut man für ein Haus dorthin und was sind die Leute bereit dafür zu bezahlen. Das ist also eine einfache Rechnung. Es ist Mathematik. Was nun schwer ist, ist festzustellen, was hoch die Zahlungsbereitschaft ist und was diese beeinflusst? Jetzt wird es also schwieriger. Wohnen ist ja nicht nur Lage, Wohnungsausstattung oder die Grösse der Wohnung, aber jetzt kommt das Problem von guter Architektur und das würde ich sagen ist nicht messbar. Oder das ist mir zumindest nicht bekannt, dass es in einem grossen Stil gemessen wird und eine Rolle spielt. Daher denke ich, dass die These schon mal richtig ist, wenn ich sie richtig verstanden habe, dass es eigentlich nicht auftaucht. Was ist also gute Architektur und wer nimmt sie als gut wahr und inwiefern verändert sie die Zahlungsbereitschaft? Denn um auf unsere Rechnung zurückzukommen, wenn wir jetzt ausrechnen, wir wissen ja am Anfang eines Bieterverfahrens auch nicht, was wir dorthin bauen werden, wir können uns natürlich schon recht früh Gedanken dazu machen, aber die wenigsten Investoren machen das. Also angenommen, wir haben jetzt das Land gekauft für 500'000CHF und dann fangen wir an und machen bei EMI einen Auftrag und EMI zeigt uns auf, dass wir mit den gleichen Baukosten so ein schönes Projekt bauen können, dass die Leute ganz verrückt danach sind und sich durch ein gutes Projekt der Ertragswert einfach erhöht. Also sagen wir mal, der steigt dann von 2'500CHF auf 2'700CHF und entsprechend mal 12 geteilt durch 3 %, steigt der Ertragswert und ist dann höher als 1'000'000CHF. Jetzt haben wir zwei Möglichkeiten ...

NB Wie stellt ihr jetzt die Bereitschaft der Menschen fest, diesen zusätzlichen Betrag zu bezahlen?

NL Das kann man immer erst am Ende, wenn man bereits gebaut hat, feststellen. Beim Prime Tower z. B. gehen die Zahlungsbereitschaft bei jeder Vertragserneuerung mit der Miete hoch. Der Hauspreis ist also kein Ergebnis vom Landpreis und den Konstruktionskosten, sondern der Hauspreis der bestimmt abzüglich der Konstruktionskosten den Landpreis. Jetzt ist die Frage was beeinflusst eigentlich den Hauspreis? Das können natürlich viele Sachen sein. Beim Prime Tower ist es sicherlich die Lage. Es könnte auch sein das die Nachfrage nach Büroflächen höher ist als das Angebot. D. h. wenn ich in der Stadt sein will, dann muss ich meinen Konkurrenten mit einer höheren Zahlungsbereitschaft überbieten. Es gibt aber auch Regionen, wo es plötzlich anders herum ist. Wenn die Hauptindustrie abwandert, dann stehen Büroflächen leer und die Preise sinken. Wenn wir jetzt mit guten Architekten was bauen, zu den gleichen Baukosten, aber der Ertrag nach oben geht, dann erhöht sich automatisch der Landwert um den Mehrwert des Ertrags. Man könnte auch anders herum sagen, weil man das Land ja schon bezahlt hat, entsteht gewissermassen hier eine Lücke. Man kann also mehr für das Bauen ausgeben bei gleichbleibender Rendite oder es steigt eben meine Rendite. Es handelt sich eigentlich um einen Dreiklang aus Rendite, Baukosten und Ertragswert, die den Landwert beeinflussen.

LB Wenn wir jetzt von Zeit sprechen, irgendwann ist doch das Gebäude abgeschlossen?

NL Aus steuerlichen Gründen wird das abgeschlossen, das ist aber eigentlich Steuertrickseriei. Aber wenn man das Haus jetzt verkaufen würde, dann wäre nach wie vor das Land und die Konstruktion drin. In den Marktwertschätzungen von Wüst Partner, wird davon ausgegangen, dass man einen Teil der Mieteinnahmen für den Unterhalt und für die Instandsetzung ausgibt. Es handelt sich also um eine Bruttorendite, die man hier einsetzt, von der werden ca. 20 % bei Wohnbauten dazu verwendet, um einen virtuellen Instandhaltungsfond zu füllen. Das heisst, dass was wir hier in unserem Beispiel gezeigt haben, ist eigentlich eine Ewigkeitsrechnung. Es wird also nichts abgeschlossen.

NB Wer bestimmt denn die Bruttorendite eigentlich?

NL Die bestimmt natürlich der Markt, dass unheimliche Wesen.

NB Sie sinkt ja eigentlich permanent, oder?

NL Man muss sich das ganz einfach vorstellen: Jemand der viel Geld

hat, möchte oder muss es anlegen, entweder um es vor der Inflation zu schützen, weil sonst die Kaufkraft des gleichen Geldes weniger wert ist, oder weil er den Auftrag hat das Geld arbeiten zu lassen, oder es eben gerne arbeiten lassen will. Eine Pensionskasse zum Beispiel, die den Rentnern versprochen hat in 40 Jahren eine Rente auszuzahlen. Jetzt muss man schauen, wo kann man Geld investieren? Man kann natürlich verrückte Start-ups finanzieren und hoffen, dass es das nächste Amazon wird, das ist aber natürlich etwas risikohaft, man muss sich also auf der Risikoskala entscheiden. Wie viel Risiko will oder darf ich eigentlich gehen? Mit sinkendem Risiko sinkt eben auch die Rendite. Die Reihenfolge sind Aktien, Immobilien und dann Staatsanleihen, denn die gelten eigentlich als risikoarm oder werden sogar als risikolos bezeichnet. Aber durch die Niedrigzinspolitik oder das Aufkaufen der Nationalbank von Staatsanleihen, sind die Renditen so weit gesunken und die Preise so stark gestiegen, dass Immobilien im Verhältnis dazu attraktiver wurden. Und trotz des höheren Risikos sind die Renditeerwartung für diese Asset Klassen gesunken. Das heisst, wenn wir uns den Dreiklang nochmals ansehen, dann hat ein Haus, was den gleichen Mietertrag von zehn Jahren erwirtschaftet hat, heute einen höheren Wert, weil ich diesen Mietertrag mit einer heutigen tieferen Rendite kapitalisiere. Es ist eben nicht so das der höhere Marktwert bedeutet, man hat eine höhere Rendite, sondern es ist eher so, dass mit sinkender Rendite der Marktwert steigt. Wenn das nur eine Person betreffen würde, dann würde man sagen ja gut da ist halt ein Verrückter, dem das ausreicht, der jeden Preis zahlt und sich mit der tiefen Rendite zufriedengibt, dann würde man aber nicht von einem Marktpreis sprechen. Da es aber allen auf der Suche nach Anlagemöglichkeiten so geht, sind die Renditeerwartung allgemein gesunken und die Marktpreise gestiegen, obwohl sich auf der Seite der Immobilie eigentlich nichts verändert hat.

LB Das alles so miteinander verbunden ist und das die Konstruktionskosten letztlich auch die Landkosten beeinflussen, das hätte ich nicht erwartet. Ich dachte, man kauft eher die Lage.

NL Die Zahlungsbereitschaft und der Ertragswert sind natürlich auch lageabhängig. Das ist ja auch das, was du in deinem Text geschrieben hast. Das ist ja Wirtschaftsgeographie. Ich glaube der Herr von Thünen hat das erste Mal ein Modell dazu aufgestellt. Er hat sich gefragt, warum sich manche Sachen näher am Markt befinden, als andere und warum ist die Landschaft so seltsam strukturiert, folgt aber trotzdem einem Muster, einer Logik. Er stellte fest, dass verschiedenen Marktteilnehmer eine unterschiedliche Zahlungsbereitschaft für ihre Lage

haben. Die Lage ist also nach wie vor das wichtigste Kriterium. Also wie lange brauche ich beispielsweise jeden Tag morgens zur Arbeit? Das hat einen Wert für mich. Ich möchte wenig Lebenszeit damit verschwenden. Das ist nach wie vor der Takt dieser Logik. Aber die Frage war ja, wer macht denn eigentlich die Renditen? Es gibt viele die sagen, dass wir in ein anderes Zeitalter hereinkommen, wo beispielsweise durch die Demographie, bezogen auf die westliche Welt, es immer mehr Menschen gibt, die alt sind und Geld haben, welches sie anlegen wollen. Wenn man früher drei oder vier Kinder pro Familie hatte, dann kamen immer genügend neue Menschen nach, um das Wachstum aufrechtzuerhalten oder für eine stetige Nachfrage zu sorgen. Wenn nun aber immer weniger Kinder nachkommen, die Alten wegsterben, die aber auch noch immer mehr Geld haben, dann sinken die Renditeerwartungen. Es gibt eigentlich keine Möglichkeit mehr Geld anzulegen. Es gibt keine Wachstumsmärkte mehr. Einer der wenigen Wachstumsmärkte ist eben noch so etwas wie Immobilien in zentralen Lagen.

NB Das würde dann ja aber eigentlich bedeuten, dass die Situation für Architektur immer noch prekärer wird?

NL Das kommt darauf an, was du unter prekär verstehst. Aber wenn man sich das mal überlegt, dann waren unsere Gründerzeitstädte Investitionsobjekte. Otto Wagner oder Pouillon waren Bauunternehmer. Aber sagen wir es anders herum, wenn wir heute in der Innenstadt Immobilien angucken, dann ist der Landanteil bei ca. 60 % der Anlagekosten. Architektur hat vielleicht noch 35 bis 40 %. Die Aufwandsbestimmenden Baukosten liegen noch bei etwa 30 %. D. h. wenn die etwas teurer werden um 10 % beispielsweise, dann wären die Anlagekosten 3 % höher, oder die Miete wird 3 % höher. Bei einer Miete von 2'500CHF Miete wären das also 75CHF im Monat mehr. Man könnte also auch argumentieren, dass es eine gute Zeit ist. Tiefere Baukosten spiegeln sich sozusagen gar nicht direkt in einer tieferen Miete wider, weil es fast ausschliesslich vom Landanteil aufgesogen wird. Es macht also manchmal gar keinen Sinn günstig zu bauen. Es ergibt vielleicht Sinn bei Baugenossenschaften, die das Land kostenlos haben, die das Land also fast nicht kapitalisieren müssten nur die Baukosten. Da schlagen natürlich die tieferen Baukosten zu Buche. Genossenschaften müssten also deutlich günstiger bauen, das spürt man dann auch in der Miete. Aber bei den Privaten macht das meiner Meinung nach manchmal gar nicht soviel Sinn.

LB Es gab ja auch das Beispiel vom Trump Tower.

NL Aber ich finde das ist ja auch eine gute Sache. Wie bemisst man Wert? Wann ist etwas wertvoll? Kann man es nicht eigentlich nur danach bemessen was die Menschen bereit sind an Miete zu bezahlen? Ich finde das Beispiel des Trump Towers ganz witzig, weil es zeigt, das auch noch mehr dazu gehört, als Architektur. Vielleicht gehört auch so etwas wie Marketing dazu, womit man die Zahlungsbereitschaft für etwas massiv nach oben treiben kann. Oder unterschätzt, dass die eigentlich wertvolle Sachen einen viel zu niedrige Preise haben. Aber wer sagt schon was wertvoll ist?

LB Wenn wir uns zum Beispiel den 432 Park Avenue Tower von Rafael Viñoly anschauen, dann gibt es dort nur eine Wohnung pro Stockwerk, das ist ja eigentlich extrem unökonomisch. Sind die Preise dann durch die Lage bedingt so hoch, sind es reine Anlageobjekte, wo die Leute gar nicht drin wohnen? Das wirft ja auch die Frage auf, ab wann ein Gebäude eigentlich nur noch virtuell ist, was die Finanzkrise 2008 in Ländern wie Spanien mit den unfertigen Gebäuden als Spekulationsobjekte gezeigt hat. Sie haben aber auf dem Papier existieren. Wenn man das aber entkoppelt, also der Realwert gar nicht mehr so relevant ist ...

NL Aber das ist ja mit allen Sachen so. So ein iPhone zu produzieren kostet ja viel weniger, als das was die Leute bereit sind dafür zu bezahlen. Man weiss sogar, dass das iPhone technisch betrachtet nicht einmal das beste Gerät ist und trotzdem hat es den höchsten Preis. Also die Frage ist wie virtuell ist das? Oder auch die Pizza, die wir hier essen, keine Ahnung welche Kosten die hier drin haben. Die müssen da die Miete, Steuern, Strom, Personal bezahlen und noch ein bisschen Zutaten.

NB Aber ich denke da gibt es schon einen Unterschied. Die meisten Menschen würden sich in der Regel kein Auto oder iPhone als Wertanlage kaufen. Man weiss ja automatisch, dass der Wert des gekauften Objektes tendenziell sinkt. Aber bei Immobilienprojekten in Städten wie London oder New York, erwirbt man auch immer einen Teil des sich darunter befindlichen Bodens. Bei dem Park Avenue Projekts ist interessant, dass Viñoly damals sehr stolz die Qualität seines Projektes damit begründet hat, dass es keinen Grundriss gibt. Die Mieter können sich ihren eigenen Grundriss mit ihren gewünschten Planern erstellen. Dadurch wird perfekt auf den Markt eingegangen, der eigentlich nur noch ein Raster will und eine Fläche, der Rest ist egal.

NL Dann kauft man dort eigentlich ein Land und das Recht dazu seine

Wohnung dort oben in einem Container einzurichten.

LB Das ist schon amerikanisch, oder? Also ein parzelliertes Stück Land, in der Vertikalen.

NL Das stimmt, wenn man sagt, den meisten Entwicklungsgewinn machen wir sowieso mit der Steigerung des Landwertes, indem wir ein schönes Projekt machen und den Leuten verkaufen, dass sie diesen Teil kaufen. Ob wir jetzt etwas bauen oder nicht, darauf die Rendite ist gar nicht so hoch, im schlimmsten Fall bauen wir eine Wohnung die gar nicht gefällt, dann lassen wir die Leute mit den gleichen Baukosten doch selbst entscheiden. Das ist eigentlich noch ganz clever. Das geht wahrscheinlich auch nur bei teuren Wohnungen. Wenn du dir jetzt eine Eigentumswohnung in Zürich für 800'000CHF kaufst, dann willst du wahrscheinlich schon auch Wände da drin haben und nicht noch ein Architekturprojekt machen müssen, was 100'000CHF kostet. Obwohl ...

LB Wie ist das mit dem Wert der Materialisierung, die kommt in diesem Fall auch nur in der Fassade zur Geltung. Was ist dazu deine Haltung. Also zum Beispiel die Europaallee, die hat ja extrem hohe Fassaden Preise, aber war das auch eine Vorgabe der Stadt? Was ist der Anreiz, ist es einfach nur gut dazu stehen, geht es um Repräsentation?

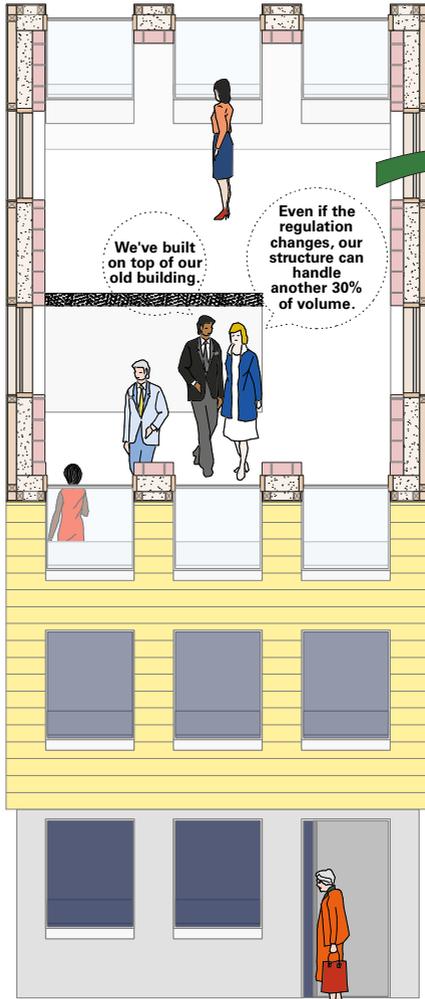
NL Dort geht es um zwei Sachen. Das eine ist das man als Eigentümer daran interessiert ist, dass der Unterhalt solch einer Immobilie nicht zu hoch wird. Da sind nach wie vor dauerhafte Materialien, die wenig Pflege benötigen das Beste. Wenn ein Gebäude die besten Mieten der Stadt abrufen will, dann entscheiden sich die Leute für die Lage, aber zu schlimm darf das Haus dann auch nicht sein. Ein schlecht gemachtes Haus in der besten Lage wird immer eine tiefere Miete erzielen, als ein sehr gut gemachtes Haus in der gleichen Lage. Oder wenn ich ein geniales Haus im Nirgendwo baue, wird man da aufgrund der Architektur sicher auch mehr Miete mit erzielen. Es ist eben nur die Frage, ob die Menschen die sich dort einmieten, das verstehen und den Mehrwert auch lesen können. Da gibt es zum Teil recht unterschiedliche Haltungen von Architekten und von der grossen Masse der Menschen dort draussen. Wenn man mit jemanden aus der Familie, der nicht Architektur studiert hat, durch die Europaallee läuft und fragt gefällt es dir hier? Dann würde ich vermuten, dass sie nicht unbedingt sehen, dass es hochwertig ist, sondern das es grau ist und dadurch vielleicht nicht besonders attraktiv. Und so schauen sich die Menschen auch die Büros an oder die Wohnungen und Fassaden.

LB Also Dauerhaftigkeit ist durch den Unterhalt eine sehr wichtige Frage?

NL Es steckt also in der Bruttorendite. Die Nettorendite ist eher bei 2.6 %. Das ist das, was ich wirklich auf mein eingesetztes Kapital bekomme. Wenn der Unterhalt jetzt sehr viele Kosten verursachen würde, dann sinkt meine Rendite natürlich nochmals. Wir haben in unserem Portfolio zum Beispiel ein Hotel am Utoquai aus den 30er Jahren, Art Deco mit unglaublichen Schreinerarbeiten. Alles ist holzvertäfelt. Aber wenn man da einmal mit dem Wagen anschlägt, dann ist es sofort kaputt. Wir haben permanent einen Schreiner im Haus. Und das bedeutet unser Unterhalt für dieses Gebäude ist besonders hoch. Das heisst die Mieterträge sind tiefer, als wenn wir dort einen Neubau hinstellen würden. Deshalb sind gerade solche Details, wie Oberflächenmaterialien sehr wichtig. Da gibt es bei den Bewertungen ganz ausgeklügelte Statistiken und Werte für jedes Bauteil. Wie häufig muss es ausgetauscht werden, wann erreicht ein Bauteil sein Lebensende und dann wird das eingesetzt bei der Berechnung. Wenn das Bauteil nach 60 Jahren ausgetauscht werden soll, dann heisst das, dass dieser Betrag über 60 Jahre angesammelt werden muss und das geht dann von der Rendite ab. Die Lebensdauer von Materialien wird also berücksichtigt. Man geht von einer permanenten Erneuerung aus.

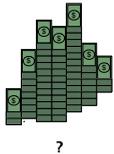
LB Wir haben zum Beispiel auch über die graue Energie gesprochen. Momentan gibt es ja noch keinen Preis für CO₂, aber das ist ja letztlich auch Energie, die irgendwo gespeichert ist. Es gibt an der ETH einen Professor der sich sehr intensiv damit beschäftigt. Die Frage ist für mich, was der Wert von solch einer grauen Energie ist? Wenn es also eine Besteuerung für CO₂ gäbe, dann gäbe es ja tatsächlich einen Preis. Momentan ist es aber eher abhängig davon was die Menschen bereit sind dafür zu bezahlen. Es gibt also einen Preis, aber keinen Wert sagst du?

NL Wenn es einen Wert hätte, dann hätte es vielleicht auch einen Preis. Es ist schwierig zu sagen. Also die Zahlungsbereitschaft der Mieter ist nicht unbedingt höher nur weil es ein Energielabel hat. Dazu gibt es tatsächlich auch Auswertungen. Das ist im ganz tiefen Prozentbereich. Einige Firmen haben diese Anforderung, weil sie von den Firmenzentralen aus bestimmte Labels haben müssen. Das kann wichtig sein für Firmenbroschüren, aber auf breiter Front spielt das eigentlich keine Rolle. Also wenn keine Zahlungsbereitschaft da ist, dann ist auch der Preis bei null. Das heisst wir berücksichtigen so etwas ausschliesslich bei den Vorgaben für Baueingaben oder ähnliches.



We've built on top of our old building.

Even if the regulation changes, our structure can handle another 30% of volume.



It's cheaper to demolish the old building and to throw it away.

I don't know. Maybe.

Would you pay more for this certified house?

You won't hand it over to the next generation anyway. The building stays only the next 40 years.



The value of materials

**A conversation with material engineer
Guillaume Habert**

Guillaume Habert is a material engineer, currently researching on the sustainability of concrete and bio-based insulation materials. According to him, getting to a sustainable building is not more expensive than a non-sustainable one, but it requires thoughtful planning at the very beginning of the project. As a primary structural material, architects could still use concrete. However, the use should be limited to the interior with a low proportion of cement, and not as a facade material exposed to the weather.

Through the shorter life expectancy of today's buildings, caused by the increasing land price, projects are torn down faster than ever before — as a consequence, architecture dies before its inhabitants.

Through this development, it seems logical that the value of architecture — primarily displayed in the time being invested in — has to diminish.

14. Oktober 2019, 13:00 Uhr, Zürich

Nils Benedix At the very beginning it might make sense to explain you once again what my research is focusing on. Today value is predefined by economics or economic circumstances at least. Value becomes a prize tag. Architecture is one of those examples that has a problem with this monetary idea of value because architecture itself has a value but no prize at the moment. In the beginning, I've started with very bold examples, like the Trump Tower in New York or the One Hyde Park Project in London, for example. What seems remarkable of those projects is that the actual value of the materials is much lower than the price for the apartments inside. So the real value of the architecture is really minimized to increase the prize. It is quite tough to give a floor-plan configuration or a facade composition a prize because this is not objectifiable. So I've started with the these that architecture has no value, at least not in this economic sense. In the beginning, we therefore interviewed a project developer from Zürich to tell us how the value is calculated or measured in an economical way today. One of those things he has told us is that they do not start with the land price and calculate then the affordable construction cost, he rather begins with the willingness to pay, distracts the construction cost and then receives the land price. The increase of the willingness to pay from bidding procedure to the final construction result by good architecture might then be the value of architecture. This additional value could then be interpreted in an additional land price, additional construction costs or as an additional return for the investor. For him, material plays a role in consideration of architecture to have lower maintenance and by that as well a higher return from the investment. He also mentioned the Europaallee where this consideration caused those shiny representative facades.

Guillaume Habert But do you think so? They are the worst of everything, those facades. Of course, you have many different projects, but I see just a piling of different materials that are not dismountable afterwards. They have nothing to do with each other. They are there just to look like that they're expensive. For me, it is just the bling-bling of the architecture.

NB But it was also quite costly no?

GH Exactly. But then it is like you pay for the material, not for the durability, it is more to look like you have money.

NB There was also the example of an art deco hotel building they have in their portfolio. This building has a lot of carpenter work in its interior. They have permanent troubles with the building someone ditching with the service car on the material. The carpenter becomes a permanent resident of the hotel, repairing the broken wood, all the time. The consequence is a lower return on the investment than they would have on a new building. That's why material plays a role in the life cycle costs, to be aware of those various characteristics of materials. To make it in a monetary way more valuable for the investors. So he mentioned the material, but the view on the material might be very different from your one, I guess?

GH I am just thinking of this graph you brought, and I might simplify a little bit, but if you take the project of a very famous architect, the cost of the construction is exploding all the time. So is it really like this, you first have the construction cost, and then you have a value of architecture that you put on top of it, or you have a famous architect building your opera house, and the cost of the construction can be three times higher than the typical construction cost? So I'm not sure if you add this value. It could also be the other way around; you expect to have a value of architecture, so you increase the cost of construction.

NB But this then makes sense if you ...

GH ... are a famous architect.

NB Exactly, but if you consider this in the first place (bidding procedure)? Because if the project is already built, you can't increase the construction cost any more, no?

GH Yes, but it is because in-between the bidding procedure and the final building, the price has been multiplied by three. After all, it was a famous architect. And again I am super simplifying. We are having so many architecture projects that are going completely out of costs because they are famous and that's it. But it is not construction costs before and after and then on top of it the value of architecture, because the construction cost is then three times higher and the extra cost is the cost for the architecture and not the value of the architecture or at least the value of the architects, for sure.

NB So you would say that the value of the architecture is then to be transferred into the costs of the project? Because as I have understood the project developers, they ask the architect to build the building for

the exact amount of money as they have calculated in the first place, by bidding on the plot of land. And at the very end they find out, the willingness to pay has increased. I think it might be different then, because the construction cost then stays precisely the same and the additional value, displayed in the increasing willingness to pay, comes from the tricks, knowledge and skills from the architect to get the best out of it, no?

GH Yes, but I think if you stay inside the monetary idea, it is still real estate and with good architecture, it is easier to sell the project. I would fully agree on this. But then you are still in this logic of saying; value is money. If I build a project, and if I'm a good real estate developer, I avoid that the architect is exploding the budget - or I have a famous architect, and I accept that he is exploding the budget and at the end, I am selling the building at a higher price than what I have invested. Because otherwise, I am not a good real estate developer. If you are doing more than one building, it is because of being successful in making money from your project. It is a way of quantifying the money you make, but I am not entirely sure how much it is related to architecture. It is a margin. As a developer you could say your margin is because of architecture, ok. But your margin also comes because you've developed something in the right place, with the right demands, it is not necessarily connected to the architecture itself. If you have asked the architects to make an office building, for example, where there is no connection to any train sections, the value would be lower than the costs. What I mean is, that there are plenty of other factors, that might affect your margin. Of course, if you make good architecture, your margin might be higher than with a lousy architecture project.

NB My research project is called »the valuable house?«, and the first idea was to describe it in a contemporary economical way. So I am still looking to the word »value«. I don't want to define it as a simple economic idea. I think this is also the case for your research if we consider sustainability as something having a value but not a price? And this might also have to do with the idea of the future. So what is your strategy to gain a price for sustainability?

GH I agree. Maybe it is similar, sustainability and architecture, in the sense that I would strongly disagree that it costs more to make a sustainable building than a non-sustainable one. If you look at the project, it is sure that it doesn't cost more, but it cost to make the right decisions at the right moment. If you haven't taken the right decisions at the right moment, in the end, it will cost you a lot for the final adjustments.

If you are from the beginning designing a good sustainable project, the cost will not be higher. And it is also sure that you will be able to sell your LEED-certified building on a higher price, without costing you more in the construction, if you do it well. Maybe this is the same with architecture. Good architecture doesn't cost you more than a bad architecture; if it is good, it is good from the beginning. And you could also take the other extreme of saying; I don't invest in good architecture, because it costs me too much to have a good architect, because I take the expensive architect. So maybe there is some analogy in the sense that it doesn't cost you more to do good things if you are able to do them. But people that are not experts, for example, the construction companies, think sustainability costs a fortune and the same may be for architecture. You can do valuable architecture without having extra costs, for sure.

NB But then, what is a sustainable building?

GH I think it is the same. To take the analogy, what is good architecture? For sustainability, you also have certain definitions. You have criteria, and you can discuss them or not, but at one point, if I am simplifying it a little bit, if I am the sustainable expert and you are the expert for architecture, and we look at one building, and you tell me if it is good architecture and I will tell you if it is sustainable and then we can discuss the details. So you can define many criteria, but at one point, you have a sustainable building and a non-sustainable building. For instance, the ones of the Europaallee, if we come back to this example, ...

NB What is sustainable on these projects?

GH Nothing.

NB What are the points you would say, if we could use different materials it might be better?

GH I think Europaallee is a real estate development. The place is so central, it will produce a tremendous amount of value. You can invest a lot in your construction and it will pay back afterwards, somehow. But from the sustainability aspect maybe they are energy efficient you could say, at least I hope, but then the material choice is very ... there is no interest ... it is concrete everywhere. I don't think there is a single timber structure inside. They have super heavy material, very often the double concrete. So it is a concrete structure, then styrofoam insulation and then again concrete to look like you have done a con-

crete building. So you invest twice in a material for just the aesthetic purpose. It is a lost opportunity to reduce the environmental impact. And of course also on the architectural level, the question of how and where we want to live. It is not the most enjoyable area you want to live in, plus the urban heating. There is so much, including the neighbourhood, which is not sustainable. There are many points.

NB How could you then build a sustainable building? What would you change? What are the indicators? You've just mentioned the concrete being quite bad for the environment, for example.

GH You could do concrete with a very low carbon impact. You can do concrete with a very low environmental impact, but you still need to use a small amount of it. I am working on the concrete and also a little bit on the bio-based materials for insulation, for example, and I think we need all the materials at one point. Concrete is great for structure, and it is also easy to build with, but there is a difference of using it for the purpose you want, or you just use it because you can. Concrete is a material that you should use at the right place with the right amount and not overuse it. It doesn't mean, a concrete building is a wrong building and not environmental friendly. You will have emissions, and you will have an impact on your construction, ok. But how do you reduce it? At least by not putting a double-layered facade of concrete. You put the concrete in the structure, so it is protected from corrosion. The amount of cement can be very low inside. This means, you can have concrete with a lower impact than quite a few other materials, but it also means your facade has to be out of something else, for example timber with straw insulation. That's the easy one if you make a timber frame facade and a concrete structure inside, then it is fine. You have already reduced the impact a lot, and you still stay competitive. At one point in your questions, you were also talking about durability or sustainability, and I would say you clearly don't need to be durable to be sustainable. Even for the real estate, what is the argument for putting so much mineral material on the facades of Europaallee? If you need maintenance, it will cost you a little bit more, for sure.

NB I think this is also quite interesting with the maintenance. This was one of the arguments of the real estate developer. If you have a material indicating low maintenance, the return rate will be higher.

GH Officially yes.

NB And you say this does not necessarily belong to the material itself,

it instead belongs to the washing, the cleaning of the material, no?

GH It depends if you really take the cost of your facility management because a lot of the cost is not related to your construction. I wouldn't say it is the washing of the materials, but more the operative costs, changing the lamps, changing the pipes, the carpets and cleaning it all the time, for example, the windows, this is the real cost. And then indeed you still need to maintain sometimes the materials, but then again the main cost will be to replace the window at one point. And then maybe, if you have a wooden facade, either you will have to repaint it, or you will accept the fact that it is changing the colours. And if you accept the changing colours, it is not the main cost. Then the question is much more of the architectural design. Indeed if you build with straw bale and you put it exposed to the rain, of course it will rot and not stand. But if you have a straw bale house and a cladding of wood protects the straw, then it will stand for ages. And you can take the other extreme of saying, you take a concrete balcony exposed to the rain, and it will corrode. It is just a bad idea to put concrete into the rain. So if you protect it inside ... It is a bit too simple to take durable materials because I don't want to have maintenance; it is more to have the right design for the right materials. It is the same saying sustainability will cost you more. You effectively compare too many environmental materials; you should rather take more attention to your design. If you just place them without thinking, then they will be in the wrong place, and then they will corrode, or they will rot, or you have to repaint them all the time, and this will then increase the maintenance, but if you have the right design, there is no additional cost.

NB So you also need an architect who is aware of this and of course also an investor, but if it comes from the planer's side it might be more effective, no?

GH Yes. It is really a question of, when do you decide. For sure, if you start without thinking of the material, you make your design, and then at one point, you say: oh, it has to be in wood. Then maybe, there is a lot of constructive detail, that will not work, because you can't transform the design that you have done without thinking. If you start with a material, let's say concrete because with this you can do whatever you want, and then you say it should be timber, then there are many things they don't work, and it will cost you a fortune to readjust all the constructive details.

A good project has to consider many aspects from the beginning on. If you do it well, your material-, as well as your maintenance costs,

will not necessarily be altogether higher than something that looks like durable and at the end, you will still have your facade that will fall, because it is installed in a completely crazy way.

NB I never really thought about sustainability as something like using concrete in a different sense, and then the aspect of sustainability becomes more evolved. It also might be a nice idea for the architecture of value, because it means, that if architecture is more considered as something being valuable, like through the planning process, it could include such knowledge of sustainability.

GH I have the feeling, that architects receive a small amount of money in the beginning to do the project design and then might get a certain percentage on the construction project. And this means in the beginning, you have no money to do a proper design because you get the money afterwards. But the beginning is the time where you should think about everything, but there you have no money. So it is much easier for you as an architect, but also for a sustainable engineering office. It is quite challenging to put a lot of effort in the beginning while it is here where you have to do it well because afterwards, it will not increase the costs to make it more sustainable or more valuable for my or the architect's perspective. The question should be, when the money is injected for something like planning, compared to what is the highest possibility of influencing the process. Of course, in the beginning, you can change everything, but that is where you have absolutely no time and no money that is invested in this phase, at least I have the feeling.

NB This is what I basically meant with; is the contemporary idea of economy against sustainability? We could maybe also say on a more general level, that it is a time of wasting, no? Many things that are particular sustainable and durable are just thrown away to produce something new, and this is one of those questions that I think is quite interesting because this real estate developer speaks of Switzerland saying; we've never built as good as today, but if we look back other architects from other countries would say that the lifespan of the building will get shorter and shorter because we are building with bad materials.

GH I don't think it is really the reason. I think it is more the real estate. I mean it depends on the location, but the increase of the land price is at one point so high, that it doesn't cost you anything to tear down the building whatever the material is, because you can build bigger. The

real estate pressure is a big driver to finish the project and therefore demolish a construction. You could also say that people don't know what the cost of transformation is to evolve their buildings. It would require so much extra cost in the planning or in the design phase, to rather demolish it and do the regular plan with a classical project. So I don't think it comes necessarily from the fact that the materials are from bad quality. It depends on what you call bad quality. Just if you think of what they demolish here in Zürich. Of course, the insulation is not super good, but most of the buildings we see now are from the 70s, they are demolished and rebuild, and of course, they have disadvantages, but it is not that they are falling apart. From the structural perspective, they are fine. The problem is the insulation.

NB But this we could change easily?

GH Yes, of course. The standards have changed, but if you really want to keep the structure, I am sure you can keep the structure. It is not like you have built with shitty materials and your building is collapsing. But then what is sure, effectively, that there are studies in Switzerland and in China that were looking at the lifetime of buildings and stated that it is getting shorter. So this probably changed. Now you've reached the moment where the life expectancy of a building is shorter than the life expectancy of the inhabitants. So in a non-economic sense, the value changes a lot because it means that the buildings rest shorter than your own life. You will never transmit your building to the next generation, so why should you then invest all the other non-economic aspects of value? One generation is living longer than the building.

NB And you are thinking the primary reason for this development is the increasing land cost and the regulation that allows you to build bigger and before reusing it, you just demolish it and build something new?

GH There are probably many reasons for this, but effectively this change of life expectancy changes a lot the extra value you can put into your building because you think that it has no value. Because what is in your construction cost? You have the construction but also all the time for the planning and so on. It doesn't cost material, but it cost time and why would you invest your time, if you know it will be demolished anyway in the near future.

NB I think this is bringing us to the next topic, time and labour. No one wants to spend money on the work of the design. Some people

say that this is typical for living in a neo-capitalism, which is denying labour. This is why I've mentioned the Parthenon in Athens. I think looking back then it might have been the scarcity to reuse materials, but isn't it also the labour, that has been valued in a different way?

GH There is a difference I think, and it also depends what you call value, but if we just take it from the economic point of view, from the price perspective, the cost of labour is now more expensive than the cost of the material. I could also turn it around and could say, we value the labour so much that we don't want to overspend it. Because the cost of labour is so high, that any construction that is reducing the cost of labour, is more interesting from an economic perspective. But I would agree with you; it is more playing with the word. At the time of the Parthenon, the material was not that cheap, compared to today. Ok, limestone does not cost that much, but if you need to quarry, extract and carry it on top of your hill, and you still have it already around, so why not use it? You better reuse it in your temple than carrying it back to the quarry. While today it is super easy to remove it with a truck. So is the cost of labour that has increased or has the labour to move something from one side to the other become way easier through the mechanization? I think there is a difference.

NB But this might change no?

GH Yes, but not fast enough, I think. That is my understanding. I would not rely on scarcity to make things change. I think that is the problem. The fight of the environmentalists since the 70s was to say we have an oil crisis - maybe we have or at least we will have. But the problem is not that we are running out of oil, it is that we have too much oil and that we produce CO₂. So somehow the environmental impact associated with the official scarcity of resources is arriving before the fact that we really have no oil. So before we are running out of cheap fossil fuel, when it would make no sense anymore to ship around the materials, we will arrive at a time where this is not the main problem any more. Maybe it is a bit pessimistic. Yes, there is a scarcity, but this is not enough. So the motivation should not be »oh I don't have material«, because you will not motivate someone to keep the uninteresting multifamily house. You will also not convince a real estate developer by saying: You should keep it because we don't have enough material anymore, or it will cost me too much to put them into the landfill. This might happen, but in fifty years, I guess. But if you come with a great architectural project and you say: look if we keep the building and it has a certain architectural value, so typically it is exciting, then it is

probably a good argument, but you are not coming with scarcity.

NB But then you are aware of the economic mechanism, and you are working inside this system.

GH Yes. If your question was something like: How do you believe we can change the system or how we can play inside the system and use the existing rules? How many rules do you think you need to change to push your project? You can change some legislation or rules, but at one point, people will still want to get the best price for what they have, and this is hard to change. They will go for the best price, and if this is connected to your project because you have fewer investments, they will do it. If it is cheaper, they do it. On the other hand, how much you can play with other things? Maybe it is not that cheaper, but the value you get is much higher, because it will be a much more interesting project, so at the end, they will still decide for this one, even if it is not necessarily the cheaper one. But with this one, you haven't changed the rules.

I was mentioning in this scarcity innovation thing, that there have always been similar discussions in the history of economy, for example, Malthus, an economist before the industrial revolution, saying we are not able to feed all the population, that we needed to limit the population - and then you have as well Condorcet in France who was saying with the innovation, with the spirit of human we are able to solve the problem. And in a certain way, they found a solution. Of course, we are able to feed all the people, and now we are even too many maybe. Under pressure, they were able to change. And then you have Boserup in the 70s or 80s saying exactly the same, under pressure you are able to have innovation and this is allowing you to overcome this problem. But then you haven't changed the rule of the system, because from the industrial revolution until now it is more or less the same capitalistic system. Of course, it changed a little bit, but there is still the same logic. So are we able to be under enough pressure in order to push the innovation? That might be the question. And there I am not sure. I am sure that if we wait for the scarcity as a pressure, it will not be the right one, but maybe there are others if we are optimistic.

NB This is a good ending: »If we are optimistic.«

GH Yes. If you manage to define the value of architecture, I would be quite interested. Because now we have discussed a lot, but in the end, all the rest is how do you play around the fact that everyone talks about money? And how can you still push your agenda inside the system?

But if you are able to justify to be paid more in the beginning, if you take it from a purely economic perspective, because the investor will earn more and then you can justify it. For that, you also have to see a quantitative outcome, an extra value. The studies are not clear on this, but a certified building will be able to be sold at a higher price. You could still discuss with the investors if it is excepted or not, but this is another topic. If you go for a LEED-certified building, you will be able to resell it afterwards better. If you are able to show that it has an extra economic value, then you can play as an architect. Because the planning is very cheap, the architectural input is not paid that well. So I am curious.



Die Ökonomie und das Haus

Ein Gespräch mit dem Ökonomen
Thomas Steger

Am Beispiel der Buddenbrooks von Thomas Mann, in dem der Protagonist sich ein prächtiges Haus bauen lässt, um seinen persönlichen Erfolg zur Schau zu stellen, beschreibt Thomas Steger die verloren gegangene Verbindung zwischen Haus und Eigentümer. Die gegenwärtige wirtschaftliche Situation charakterisiert sich über einen geringen Anreiz in Projekte mit positiven externen Effekten, wie beispielsweise in eine prächtige Fassade als Mehrwert für die Gesellschaft, zu investieren. Ein weiterer Grund für den fehlenden Nexus (Haus und Besitzer) sieht Steger im Anteil des Landpreises am Hauspreis. Dessen Anteil stieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts unverhältnismässig stark an, da es ein begrenztes Landangebot gab und sich die Transportkosten nicht wie im 19. Jahrhundert verringerten. Steger prognostiziert, dass der Landpreis auch in Zukunft über alle Grenzen hinweg steigen werden.

22. Oktober 2019, 15:00 Uhr, Leipzig

Nils Benedix Zu Beginn meiner Arbeit bin ich mit der These gestartet, dass Architektur im ökonomischen Sinne keinen Wert hat. Architektur befindet sich wahrscheinlich schon immer im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Kunst. Der Schweizer Kontext, in dem ich mich momentan befinde, stellt vielleicht auch eine Ausnahme dar, im Vergleich zu anderen Ländern wie zum Beispiel Deutschland, was man an der gebauten Architektur sehen kann. Das heutzutage für Architektur immer weniger Geld ausgegeben wird, hat vielleicht auch etwas damit zu tun, dass Gebäude vermehrt als Renditeobjekt betrachtet werden.

Thomas Steger Jetzt haben Sie gerade einen Begriff angesprochen, der für mich noch nicht ganz klar ist, welchen Wert hat die Architektur? Was verstehen Sie unter Architektur? Geht es dabei um Fassadengestaltung, geht es um das, was die Menschen von Aussen wahrnehmen?

NB Beispielsweise, ja. Es geht aber auch um Grundrissgestaltung, also wie sind Räume aufgeteilt und was für eine räumliche Qualität hat ein Gebäude. Als Architektur betrachten wir als Architekten ein Gebäude in seiner Gesamtheit.

TS Aber für unser Gespräch sollte ich, wenn wir über Architektur sprechen, für den Moment eher an eine Fassadengestaltung denken? Die technischen Qualitäten eines Gebäudes die sich zum Beispiel in den Materialien niederschlagen oder auch in den technischen Lösungen, darum geht es jetzt also eher erst einmal nicht?

NB So könnten wir den Begriff der Architektur für den Moment definieren. Was für einen Wert hat Architektur aus Ihrer Sicht?

TS Aus ökonomischer Sicht? Das ist insofern keine einfache Frage, weil sie noch zu gross ist. Ich könnte auch etwas böse sagen, sie ist noch etwas unscharf. Welchen Wert hat also eine gute, von den Menschen als schön, als angenehm empfundene Fassadengestaltung? Ich könnte zurückfragen, gibt es dazu innerhalb der Architekturdiziplin keine empirischen Untersuchungen? Also was mir durch den Kopf geht ist, dass ich Menschen fragen würde und nicht einzelne Experten, sondern eine grosse Gruppe von Menschen, wie ihnen Gebäude x y gefällt und dann hätte man empirische Daten auf einer Skala von 1 bis 10. Ich weiss nicht, ob das schon einmal gemacht wurde, das ist also eine echte Frage, die ich an Sie habe, ob Sie so etwas schon einmal gesehen haben? Durch diese Befragung haben Sie zunächst einmal

bekundete Präferenzen von Menschen, wie schön oder angenehm sie bestimmte Fassadengestaltungen finden. Jetzt bin ich Volkswirt und kein Betriebswirt und dann würde ich als Volkswirt sagen, wenn viele Menschen zum Ausdruck bringen, dass eine bestimmte Fassade als schön empfunden wird, dann hat sie einen Wert. Offensichtlich gibt es Präferenzen oder Vorlieben für diese spezielle Fassadengestaltung. Ein Betriebswirt würde dann möglicherweise fragen, kann ich mir diesen Wert aneignen? Also wenn ich eine schöne Fassade in die Stadt stelle, steigert das die Rentabilität dieses Projektes? Das wäre die betriebswirtschaftliche Perspektive. Aus volkswirtschaftlicher Sicht würde ich sagen, dass immer dann, wenn Menschen etwas als angenehm und schön empfinden, dann hat es einen Wert. Können Sie damit etwas anfangen?

NB Damit kann ich etwas anfangen, da ich diese betriebswirtschaftliche Sicht bereits in einem vorigen Interview mit einem Projektentwickler besprochen habe. Dieser hat mich auch darauf aufmerksam gemacht, dass es bei Investoren-Projekten vor allem darauf ankommt, hohe Mieten über »hochwertige« Fassadengestaltungen abzurufen. Das können Sie momentan vor allem in den ehemaligen Bahngeländen in Zürich, Berlin, Frankfurt oder Stuttgart beobachten.

TS Dann kann sich der Investor also einen Teil des Wertes der hochwertigen Fassadengestaltung durch höher Mieten aneignen. Ich glaube, das ist auch aus volkswirtschaftlicher Sicht ziemlich plausibel. Wenn er sich allerdings nicht 100 % dieses, der Allgemeinheit bereitgestellten Wertes aneignen kann, dann bezeichnen wir das in der ökonomischen Theorie als »positive externe Effekte«. Immer dann, wenn positive externe Effekte vorliegen ist für einen Ökonomen klar, dass es eine Unterbereitstellung dieses öffentlichen Gutes gibt. Wenn also schöne Fassaden in den Innenstädten positive externe Effekte entfalten, also von vielen vorbeilaufenden Menschen als angenehm empfunden werden, aber der Investor sich diesen Wert nicht aneignen kann, dann werden wir zu wenige schöne Fassaden im Gleichgewicht haben. Vielleicht ist das die Welt in der wir leben. Von positiven externen Effekten haben wir zu wenig und von negativen externen Effekten, wie zum Beispiel Umweltverschmutzung, haben wir zu viel im dezentralen Gleichgewicht. Wir haben also sowohl das Problem der negativen externen Effekte, weil für Umweltverschmutzungen keine Kosten getragen werden müssen, als auch das Problem der positiven externen Effekte, da es eine ineffiziente Allokation der Ressourcen gibt.

NB Das heisst?

TS Immer wenn man sich als Bereitsteller einen Teil des gesellschaftlichen Wertes nicht aneignen kann, dann sollten wir erwarten, dass davon zu wenig bereitgestellt wird. Ein anderes klassisches Beispiel, welches Sie in den Lehrbüchern finden, ist der Imker, der einen Bienenstock in die Welt bringt. Er produziert damit aber nicht nur Honig, sondern sorgt auch für die Betäubung der Obstbäume. Er produziert also einen positiven externen Effekt. Auch da würde ich vermuten, dass es zu wenige wirtschaftlich betriebenen Bienenstöcke im dezentralen Gleichgewicht gibt, weil es ein Auseinanderfallen zwischen privatem Profit und gesellschaftlichen Wert gibt.

NB Wenn wir nun einen genaueren Blick auf Ihre Untersuchungen zu den Hauspreisen werfen, dann definieren Sie dort die Konstruktionskosten als »Replacement Costs« eines Hauses. Also die Kosten die entstehen, um ein Gebäude vergleichbarer Qualität zu ersetzen. Ist darin auch die Arbeit von Architekten enthalten?

TS Im Idealfall. In der praktischen Umsetzung haben wir immer Daten und Begrenzungsprobleme. Im Idealfall sind diese Replacement Costs die Kosten um ein bestimmtes Gebäude konstanter Qualität wieder genauso herzustellen. Darin sind unter anderem Materialkosten und Arbeitskosten erhalten. Bei den Arbeitskosten stellt sich die Frage, ob das die Arbeitskosten der Baufirma sind oder komplementäre Dienstleistungen, zu denen auch die Architekturleistungen gehören. Diese sollten also im besten Fall Teil der Konstruktionskosten sein. Häufig hat man dazu aber keine Daten, weil es für Architekturleistungen keine Daten gibt. Dann wird man vereinfachend unterstellen, dass sich diese Entgelte relativ zum gesamtwirtschaftlichen Durchschnitt nicht verändert haben. Denn darum geht es. Es geht um die Veränderung der Baukosten über die Zeit. Vereinfacht gesagt handelt es sich also Material- und Arbeitskosten, weil das nicht allgemein zu beantworten ist und auch immer von dem jeweiligen Land abhängt. Es gibt im Anhang unserer Arbeit für jedes Land eine Aufschlüsselung welche Kosten für das betreffende Land abgebildet sind (Knoll, K, M Schularick and T Steger (2014), „No Price Like Home: Global House Prices, 1870-2012“, American Economic Review, 2017, Vol. 105 (2), 331-353). Die Grundidee ist aber genauso wie Sie es beschrieben haben. Es handelt sich also um die Kosten für die Reproduktion eines gegebenen Hauses und nicht um die Kosten des Landes, das ist ganz wichtig. Ökonomisch betrachtet ist ein Haus also die Einheit aus einem Gebäude und dem unterliegenden Land. Bei den Konstruktionskosten geht es deshalb nur um die Kosten für das Gebäude.

NB Sie beschreiben auch das der Anstieg der Konstruktionskosten nach dem 2. Weltkrieg vor allem durch den Anstieg der Reallöhne zu erklären sei. Ab den 1970er Jahren bleiben diese dann relativ konstant.

TS Genau. Vielleicht gehen wir zunächst einmal aber zwei Schritte zurück. Diese Konstruktionskosten oder Baukosten machen einen relativ geringen Anteil am Anstieg des Hauspreises aus, da sie nur geringfügig angestiegen sind. Sie sind über einen längeren Zeitraum nur geringfügig angestiegen, weil der Anstieg der Reallöhne und die haben doch ein relativ hohes Gewicht in diesem Sektor, verhältnismässig gering aus viel. Es gibt aber auch Hinweise, dass der technologische Fortschritt im Bausektor zumindest langsamer verlief als im Rest der Ökonomie. Es gibt Hinweise für die USA, dass der Bausektor einen negativen technischen Fortschritt erfahren hat. Vereinfacht gesagt handelt es sich also um ansteigende Reallöhne und eine technologische Entwicklung die relativ zum Rest der Ökonomie zurückbleibt. Diese Effekte sind allerdings relativ schwach und damit fällt auch der Anstieg der realen Baukosten, verglichen mit dem des Hauspreises, verhältnismässig gering aus.

NB Damit kommt der Anstieg des Hauspreises als Summe von Landpreis und Konstruktionskosten also vor allem durch den Landpreis?

TS Ja, das ist die Art und Weise wie wir unsere Ergebnisse interpretieren. Man muss aber auch sagen, dass dieser Landpreis ein Residuum ist. Der Landpreis ist der Teil, den wir nicht erklären können. Wir haben die Hauspreise und die Baukosten. Die Hauspreise steigen stark, während die Baukosten moderat ansteigen und daraus schliessen wir, dass das unterliegende Land teurer sein muss. Wir haben anschliessend überprüft, ob diese Interpretation plausibel ist, in dem wir diese Daten mit denen von »urban residential land« oder »farmland« vergleichen. Interessanterweise haben wir durch unsere Daten herausgefunden, dass in bestimmten Länder und Zeiträumen Landpreise auch ausserhalb der Städte ebenfalls stark angestiegen sind. Der einfachste Erklärungsversuch wäre das wir in einer wachsenden Ökonomie leben in der sowohl das Bevölkerungswachstum, als auch das pro Kopfeinkommen wächst. Darüber hinaus gibt es eine Urbanisierung, in der die Menschen in die Städte ziehen und wo dann insbesondere das Land knapp wird. Übersetzt heisst das, dass die Nachfrage nach Land steigt, während das Angebot entweder gar nicht oder nur geringfügig steigt. Daraus resultiert ein Anstieg des Landpreises.

NB Und dass das Angebot nicht steigt, das hat dann auch etwas mit

den Transportkosten zu tun?

TS Zunächst einmal leben wir auf einem Planeten der eine gegebene Landmenge zur Verfügung hat. Diese Landmenge ist fix. Jetzt könnten wir sagen die ökonomisch genutzte Landmenge können wir erhöhen, indem wir Wälder roden, indem wir Städte ausweiten. Dieser Prozess ist allerdings endlich. Unsere Interpretation der Daten ist, dass vor dem 2. Weltkrieg aufgrund eines Rückgangs der Transportkosten die Städte noch so schnell gewachsen sind, dass das Angebot mit der Nachfrage mitwachsen konnte. Das Ergebnis ist ein vergleichsweise stabiler Landpreis. Aber diese Transportkosten haben sich nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr reduziert, damit ist die Ausweitung der Landmenge zum Stillstand gekommen und die ansteigende Nachfrage führt dann zu steigenden Landpreisen.

NB Wenn die Wirtschaft nun auch weiter so stark wächst, dann müsste doch der Landpreis auch weiterhin steigen?

TS Über alle Grenzen. Jedes theoretische Modell, das vernünftig formuliert ist, also eine fixe Landmenge abbildet, impliziert genau das, was Sie sagen. Wenn die Ökonomie dauerhaft wächst, dann wird der Landpreis dauerhaft und über alle Grenzen hinweg steigen.

NB Das würde also auch bedeuten, dass der Anteil der Konstruktionskosten am Hauspreis einen immer geringeren Anteil hat, da der Landpreis immer weiter steigt. Hätte das dann nicht zur Folge, dass ein Investor nur dann eine möglichst hohe Rendite haben kann, wenn er noch weniger in die Planung und Realisierung des Gebäudes investiert? Oder spielt es ganz im Gegenteil vielleicht gar keine Rolle mehr?

TS Ich glaube, das ist ein bisschen spekulativ. Ich will darauf keine konkrete Antwort geben, weil ich glaube, dass man für so eine spezielle Mikrofrage ein bisschen überlegen müsste, deshalb würde ich diese Frage gerne offen lassen.

Wir haben in unserer Untersuchung gesagt, dass das unterliegende Land zunehmend knapp wird, das ist der eine Punkt. Der andere Punkt ist, dass wir rückläufige Realzinsen beobachten können. Um diese erklären zu können bedienen wir uns ökonomischer Konzepte. Als Ökonomen erklären wir Hauspreise oder Asset Preise (Preise von Vermögensgütern) in der Regel so, dass wir sagen, bei einer fairen Bewertung (mittelfristig werden die Märkte zu diesen fairen Bewertungen zurückkehren, es mag heute Abweichungen geben, Blasenbildung) mit den zukünftigen Mieten diskontiert, das heisst mit dem Realzins auf

heute abgezinst und aufsummiert. In der ökonomischen Theorie gibt es das Konzept des Barwerts, einer unendlichen Zahlungsreihe. Wenn Sie sich jetzt vorstellen was der Profit eines Hauses ist, dann sind das in der Regel die Mieteinnahmen, abzüglich der Kosten die anfallen (Nettomieteinnahmen). Dann haben Sie die Abschätzung eines fundamental gerechtfertigten Hauspreises; Summe der zukünftigen Mieteinnahmen diskontiert mit dem Zins auf den heutigen Zeitpunkt mit der Barwertformeln. Es ist ganz einfach, wenn der Zins sinkt, dann steigt der heutige Wert zukünftiger Mieteinnahmen diskontiert bezogen auf den heutigen Zeitpunkt. Das ist neben dem steigenden Landpreis natürlich der zweite grosse Treiber. Insofern sehe ich aus ökonomischer Sicht diese beiden Hypothesen; (1) Das Land ist fix und damit knapp, dadurch steigt der Landpreis und der Hauspreis, (2) Bei rückläufigen Zinsen steigt der fundamentale Wert des Hauses, selbst wenn die Mieten konstant bleiben.

NB Das heisst es hat nicht unbedingt etwas mit dem steigenden Kapital zu tun, was sich im System befindet?

TS Was meinen Sie mit dem steigenden Kapital, vielleicht hat das damit etwas zu tun? Was der Projektentwickler gesagt hat, ist möglicherweise dieselbe Geschichte nur in anderen Worten, da wir uns sprachlich unterschiedlich ausdrücken. Wenn in bestimmten Asset Märkten die Renditen sinken, also zum Beispiel in den Anleihemärkten, dann sucht sich dieses Kapital andere Investitionsmöglichkeiten. Grosse Anlagegesellschaften, die in der Vergangenheit mehr Anleihen gekauft haben, werden dann weniger stark in Anleihen investieren. Die Folge davon ist beispielsweise eine erhöhte Nachfrage nach Immobilien und dadurch steigt der Immobilienpreis.

NB Was sagt Thomas Piketty dazu?

TS Er sagt einfach, es ist die historische Normalität, dass der Zins grösser ist als die Wachstumsrate. Also wenn wir auf die Vergangenheit schauen, dann ist der Zins historisch bei 4-5 % und die Wachstumsrate im Durchschnitt bei ca. 1 %, also $r > g$. Mit r dem Realzins und g der Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts, das ist die historische Normalität. Die Zwischenkriegsphase hat das Ganze etwas durcheinander gebracht und wir kehren nun wieder dazu zurück. Ich weiss also nicht genau ob Piketty Ihrer Interpretation zustimmen würde. Ihm geht es um Verteilungsimplicationen. Eine Interpretation ist zu sagen, der Zins ist die Wachstumsrate des Vermögens. Das stimmt auch, wenn ich jemand bin der nicht konsumiert, dann wächst mein Vermögen mit dem

Realzins. Damit wachsen mit konstantem Zins die Kapitaleinkommen mit dem Realzins. Andererseits steigen auch die Löhne mit der Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts. Wenn man es so betrachtet und ich denke, das ist das, was Piketty gemeint hat, dann ist die Wachstumsrate der Kapitaleinkommen r grösser, als die Wachstumsrate der Löhne oder der Lohneinkommen g . Damit hat man dann eine immer weiter aufgehende Schere zwischen Kapitaleinkommen und Arbeitern.

NB Könnte man dann nicht auch sagen, dass die Leute, die ein höheres Kapitaleinkommen haben, sich eigentlich dann auch durch die Abnahme des Zinses, auch andere Anlageobjekte, wie beispielsweise Immobilien suchen müssen?

TS Das was Sie beschreiben ist letztlich der Weg zum Gleichgewicht. Ich interpretiere den Zins jetzt einmal als die Ertragsrate von Staatsanleihen mit einer Restlaufzeit von zehn Jahren. Es handelt sich also um langfristige, vergleichsweise sichere Anlageobjekte. Wenn dieser Zins sinkt, dann werden sich Investoren andere Investitionsmöglichkeiten suchen und dadurch steigt möglicherweise auch der Hauspreis. Wenn verstärkt in Häuser investiert wird, dann funktioniert das so lange, bis die Ertragsraten in beiden Vermögenssegmenten wieder übereinstimmen. Als Ökonomen bezeichnen wir das als die Kapitalmarkt-Arbitragefreiheits-Bedingung, also das in verschiedenen Segmenten des Kapitalmarktes die Ertragsraten sich dem Gleichgewicht angleichen. Das ist mit Sicherheit nicht unplausibel und würde in der Tat dazu führen, dass die Menschen verstärkt in Immobilien investieren. Dies führt dazu, dass dann die Ertragsraten von Häusern sinken. Die Hauspreise steigen, aber die Flowreturns sinken. Wenn mehr Wohnhäuser gebaut werden, dann sinken tendenziell die Mieten. Wenn also verstärkt in Häuser investiert wird, dann sollte deren Ertragsrate auch zurückgehen.

NB Das würde bei einem erneuten Gleichgewicht zwischen den Erträgen bedeuten, dass es sich dann nicht mehr lohnen würde verstärkt in Immobilien zu investieren?

TS Verstärkt natürlich immer relativ zu einem Basisszenario. Wenn die Ökonomie wächst und die Menschen für ihr Alter vorsorgen wollen, dann wächst auch die Suche nach Investitionsmöglichkeiten. Ein Charakterzug unserer heutigen Zeit ist, dass sich die Ertragsraten der verschiedenen Vermögenskategorien angleichen. Es gibt dazu von Taylor, Schularick und Knoll ein Papier, das die Ertragsraten von grossen Asset Kategorien wie Bonds, Aktien, Häuser und Gold untersucht. Das

Papier heisst »The rate of return on everything«, da finden Sie lange Reihen zu den Ertragsraten von Häusern. Die Autoren sagen, im Durchschnitt über lange Zeiträume in vielen Ländern, ist die Ertragsrate von Häusern 8 % und die Ertragsrate von Aktien ist bei ca. 7,5 %. Damit ist die Ertragsrate von Häusern etwas höher, aber nicht so weit von der Ertragsrate der Aktienmärkte entfernt.

NB Was mir aufgefallen ist, dass sich wohl eine Veränderung im 1. Weltkrieg, als auch um 1990 eine Veränderung stattfindet.

TS Ich würde diesen Rückgang nicht überinterpretieren, da Sie dort den 1. Weltkrieg haben. Hier ist die Datenlage sehr dünn. In den Kriegen haben wir in den Datenreihen typischerweise Lücken. Für viele Länder sind das einfach Interpolationen zwischen Anfangswert und Endwert. Das Ergebnis ist also schwierig zu interpretieren. Auch im 2. Weltkrieg hat man wieder einen Rückgang des Hauspreises und damit auch des Landpreises. Sie können sich fragen was ein Krieg für den Hauspreis bedeutet. Sie werden schnell merken, dass es gegenläufige Effekte gibt. Es hängt entscheidend von der Zerstörung ab. Piketty hat Daten für Deutschland, in denen 50 % des Wohnungsbestandes zerstört wurden. Man kann sich fragen was der Effekt auf den Hauspreis ist. Bezogen auf das Hausvermögen ist es klar, denn das sinkt drastisch. Es wurden schliesslich reale Kapitalgüter zerstört. Es ist allerdings nicht ganz klar, was das für den Durchschnittspreis des Hauses bedeutet. Wenn ein Haus zur Hälfte zerstört wurde, dann sollte der Wert dieses Hauses sinken. Wenn allerdings von zehn Häusern fünf komplett zerstört wurden, dann ist die Frage, ob sich der Hauspreis auf die verbleibenden intakten fünf Häuser bezieht. Man hat also weniger als nach der Zerstörung, so dass die Hauspreise in ihrem Wert eigentlich steigen müssten. Die Frage ist also, ob sich die Zerstörung entlang der extensiven oder intensiven Dimension vollzieht. Durch den Umstand, dass weniger Leute Wohnraum nachfragen und diese dafür dann auch noch weniger Einkommen haben, wäre ich extrem vorsichtig mit einer Interpretation dieser löchrigen Datenlage.

NB Wenn wir uns nun den Zeitraum von 1915 bis 1990, was ist dann mit diesem Indexwert gemeint?

TS Die grüne Reihe ist einfach der Landpreis. Es handelt sich um eine Indexreihe, die wir 1990 auf 1 normiert haben (wir zwingen alle Reihen im Jahr 1990 auf 1). Sie sollten diesen Index für den durchschnittlichen Landpreis als einen Durchschnittspreis über alle Grundstücke in der Ökonomie, insbesondere Wohngrundstücke, interpretieren. Es geht

nicht um den Wertanteil am Haus, dazu gibt es die Tabelle 5 die ich Ihnen zugeschickt habe. Dort sehen Sie, dass der wertmässige Anteil des Landes am Hauswert zunimmt. Es ist auch klar, dass der Wert nicht so drastisch, wie das hier im Landpreis der Fall zu sein scheint, ansteigt, weil der Anteil nur eine Grösse ist die auf 1 normiert wurde. Diese Reihe beschreibt also eine proportionale Veränderung und kein Niveau.

NB Das heisst, wahrscheinlich war in diesem Zeitraum auch der Landpreis noch deutlich höher als die Konstruktionskosten?

TS Ich glaube, ich verstehe noch nicht ganz was Sie damit meinen.

NB Genau in diesem Zeitraum befindet sich, sehr vereinfacht gesagt, architekturhistorisch die Moderne. 1919 war die Bauhausgründung und 1972 könnte man die Postmoderne verorten. Einen grundlegenden Charakterzug der Moderne sehe ich im Optimismus mit Architektur etwas verändern zu können. Als ich Ihren Graphen gesehen habe, war meine erste Annahme Ihren Graphen mit der architekturhistorischen Moderne in Verbindung zu setzen. Wenn genau in diesem Zeitraum der Anteil der Konstruktionskosten am Hauspreis grösser als der des Landes gewesen wäre, dann hätte auch die Arbeit der Architekten unmittelbar zu einer ökonomischen Wertsteigerung des Hauses beigetragen.

TS Also tendenziell kommt in der Tabelle 5 raus, dass der wertmässige Anteil des Landes steigt und damit der wertmässige Anteil der Konstruktionskosten sinkt.

NB Also wäre meine Interpretation eigentlich falsch?

TS Das weiss ich nicht. Wenn Sie daran weiterhin festhalten wollen, dann sollten Sie versuchen es damit zu verheiraten. Sie sollten um die Daten wissen und schauen, dass Sie damit in keinen Widerspruch geraten. Ich bin mir aber auch gar nicht sicher, ob ich diese Argumentation verstanden habe.

NB Wenn ich als Architekt das Gefühl habe, dass meine Arbeit einen höheren Anteil am Hauspreis hat und damit auch am ökonomischen Wert des Hauses, dann könnte sich meine Wertvorstellung mit der des Marktes decken. Meine Handlungen hätte also eine unmittelbare Auswirkung auf den ökonomischen Wert des Hauses.

TS Folgt daraus, dass man sich mehr Mühe gibt als Architekt?

NB Dann würde für mich erst einmal daraus folgen, dass meine Argu-

mentation »ich bin als Architekt ökonomisch« Sinn ergibt. Man wäre sich also vollkommen klar darüber, dass wenn man eine Konstruktion vorschlägt, die weniger Arbeitskraft und Materialien in Anspruch nimmt, beispielsweise Vorfabrikation beinhaltet, auch einen unmittelbaren Ausdruck im ökonomischen Wert des Hauses, also dessen Preises findet.

TS Das reduziert also die Produktionskosten des Hauses in starkem Masse, wenn die Produktionskosten einen hohen Anteil hätten. Dann kann das zum Beispiel zu einer Standardisierung der Häuserfassaden führen, also zu dem, was wir heute sehen, ist das Ihre Denkrichtung?

NB Es wäre für mich ein erster Erklärungsansatz für die Bedeutung der Ökonomie in der Moderne und vielleicht auch heute.

TS Wenn Sie die Prämisse akzeptieren, dass die Menschen beim Betrachten moderner Architektur sich weniger wohlfühlen, verglichen mit dem, was zuvor gebaut wurde. Was wäre Ihre Antwort als Architekt auf die Frage: »Warum das, was in der Moderne gebaut wurde, von den Menschen weniger wertgeschätzt wird?« Warum wird heute beispielsweise so schmucklos gebaut?

NB Adolf Loos hat dazu, als einer der ersten Wegbereiter der Moderne das Ornament verboten oder viel mehr als ein Verbrechen bezeichnet, weil er es für vergeudete Arbeitskraft hielt. Der Gedanke der Ökonomie und die Einsparung von Arbeitskraft und Zeit, hat also aus dieser modernen Sichtweise, wenn man so will, zu einer Verneinung des Ornamentes geführt.

TS Aber das ist doch schlechte Ökonomie. Die volkswirtschaftliche Betrachtung würde sagen, dass wenn Menschen das als angenehm empfinden, dann ist es keine Verschwendung, da es einen Wert darstellt. Das ist eine einzelwirtschaftliche Betrachtung und keine volkswirtschaftliche. Es gab also bedeutende Architekten, die gesagt haben: »Macht das nicht, das ist Verschwendung«?

NB In einer gewissen Weise ja, aber es folgt natürlich aus einer langen Entwicklung.

TS Es war doch früher auch schon teuer eine schmuckvolle Fassade herzustellen.

NB Ich denke es hat auch etwas damit zu tun, über was für Ornamente

wir sprechen. Handelt es sich um Ornamente, die eigentlich nur noch aufgeklebt sind oder handelt es sich um Schmuckelemente, die vielmehr Bestandteil eines konstruktiven Elementes des Bauwerks sind.

TS Aber solche standardisierten Elemente in Hausfassaden kosten doch eigentlich fast nichts. Gibt es in der Architektur so etwas wie eine sozialwissenschaftliche, empirische Vorgehensweise, dass man Menschen befragt was ihnen gefällt?

NB Das gibt es.

TS Nehmen denn Architekten zur Kenntnis, dass viele Menschen, so mein Eindruck, sagen das, was früher gebaut wurde, gefällt uns im Durchschnitt besser als das, was wir heute bauen? Und was antworten Architekten dann darauf? Es gibt, sehr vereinfachend gesagt, trotzdem beispielsweise keine Ornamente mehr.

NB Ich denke, die Gründe sind sehr vielfältig. Ein Grund ist mit Sicherheit, dass das Handwerk, zum Beispiel Steinmetze, zur Herstellung solch alter Ornamente nur noch sehr begrenzt existiert. Zum anderen handelt es sich auch um Kosten. Wenn wir uns beispielsweise den Wiederaufbau des Berliner Schlosses ansehen, dann werden wir feststellen, dass ein einziges Korinthisches Kapitäl rund eine halbe Millionen Euro kostet (Arbeitskosten). Natürlich gibt es in den heutigen Gebäuden auch neue technische Anforderungen, wie Isolation, Lüftung etc. Die Folge davon ist eine Trennung von Innen und aussen. Es ist also nicht mehr so einfach ein anthropomorphes, körperhaftes Gebäude herzustellen, dessen Ornamente Teil der Konstruktion sind. Ich denke, es sind ganz viele unterschiedliche Gründe, die dazu geführt haben, dass wir heute im Verhältnis zu Früher sehr viel reduzierte Fassadengestaltungen haben.

TS Wenn man als Architekt so bauen würde, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jh. mit dem Argument »Das gefällt den Menschen«, würden Kollegen einen dann nicht auch auslachen, weil man letztlich nur historisiert? Ist das die implizierte Drohung der Architektengemeinde gegen Einen, der den Stil den es schon einmal gab, einfach repliziert?

NB Das würde ich nicht sagen. Es gibt einige Architekten, die sich mit ihren Bauten bewusst auf die Geschichte beziehen und historische Vorbilder für die Gestaltung ihrer Architektur benutzen. Um auf die wissenschaftliche Untersuchung zurückzukommen, ich hätte wohl eher das Problem mit der Fragestellung »Gefällt das den Menschen?«. Die

Frage ist doch letztlich, durch was werden Menschen eigentlich geprägt und was können sie dadurch überhaupt als schön wahrnehmen?

TS Das ist eine interessante Frage und da haben wir Ökonomen einen ziemlich radikalen Standpunkt »Das was Menschen schön finden, das ist für uns gesetzt«. Natürlich kann man fragen »Woher kommt das?«, aber die Menschen zu entmündigen damit sind wir extrem vorsichtig. Ich verstehe aber das man darüber diskutieren kann.

NB Meine letzte Frage beschäftigt sich mit dem Begriff der »Verschwendung«. Was ist aus ökonomischer Sicht Verschwendung?

TS Da werden Sie ganz viele Beschreibungen finden, aber ich würde sagen, dass immer dann, wenn knappe Ressourcen nicht effizient verwendet werden, dann ist das eine Form von Verschwendung. Das Gegenteil von effizienter Verwendung von knappen Ressourcen wäre dann irgendeine Form von Verschwendung. Wenn wir zum Beispiel ein Stück Brot auf dem Tisch haben und wir beide noch Hunger haben, ich aber die Hälfte wegschmeisse, dann ist das eine Verschwendung. Wenn wir ein Stück Brot auf dem Tisch haben und wir haben beide keinen Hunger mehr und ich schmeisse dann das halbe Brot weg (es gibt kein Morgen), dann ist es keine Verschwendung, weil es keine knappe Ressource war. Hilft Ihnen das?

NB Ist die heutige Ökonomie nicht auch auf diese Verschwendung angewiesen, um immer weiter wachsen zu können?

TS Das müssen Sie mir erklären, das verstehe ich nicht.

NB Was, aber wenn alle satt wären, dann könnte die Ökonomie doch nur noch wachsen, wenn wir verschwenden würden.

TS Aber wer sollte für etwas das verschwendet wird am Ende des Tages Geld bezahlen? Es schafft ja keinen Nutzen. Insofern hätte ich Probleme mit der These, dass Verschwendung Wachstum generiert. Ich würde eher sagen, dass es Wachstum gibt, weil die Bedürfnisse noch nicht befriedigt sind. Die Menschen mögen satt sein, aber dann wollen sie einen Fernseher, danach reisen oder Kunst usw. »Die Unbegrenztheit der menschlichen Bedürfnisse« ist eine alte Diskussion in der ökonomischen Theorie. Aber das Wachstum Verschwendung voraussetzt, das würde ich nicht für plausible halten. Das bedeutet aber nicht, dass ich Wachstum immer für etwas Gutes halte.

NB Georges Bataille, ein französischer Philosoph des 20. Jh., hat Verschwendung als etwas Notwendiges für viele Kulturen verstanden, um den Überschuss der wirtschaftlichen Produktion in etwas Nutzlosem zu verschwenden. Er bezog sich dabei in einem geschichtlichen Rückblick vor allem auf die Opfergaben, Kriege, Feste und den Bau nutzloser Monumente. Ihre Aufgabe war es den Überschuss in Nutzlosigkeit zu verschwenden und dadurch einen wichtigen Beitrag zur Ökonomie zu leisten. So beschreibt er beispielsweise den Bau der Pyramiden, die letztlich aus einem Nützlichkeitsprinzip der Ökonomie heraus nicht notwendig gewesen wären.

TS Die Gegenthese ist doch aber, dass die Menschen daraus eine Freude ziehen, es also ein Bedürfnis befriedigt. Womöglich wird es da schon ein Stück weit unscharf das zu verstehen. Es scheint also irgend ein Bedürfnis zu befriedigen und dann ist es per Definition keine Verschwendung.

NB Interessanterweise definiert er die Verschwendung als alles, was keinen Nutzen hat, also nicht zur Produktivität oder Akkumulation von neuen Gütern beiträgt. Um bei dem Beispiel der Pyramide zu bleiben, so hätten die Menschen in der gleichen Zeit ebenso Nahrungsmittel anbauen oder andere Güter produzieren können.

TS Zu dieser Zeit wurden natürlich auch viele Menschen unterdrückt und gezwungen diese Pyramiden zu bauen. Möglicherweise hat ein Herrscher einen grossen Nutzen daraus gezogenen konnte diese Bauwerke nur realisieren, weil er viele Sklaven unterdrückt hat und gezwungen hat dieses Bauwerk zu erstellen. Aus ökonomischer Sicht ist das sozial keine optimale Lösung. Es handelt sich in der Tat um eine gewisse Form von Verschwendung, aber nicht mit dieser Begründung, sondern weil knappe Ressourcen (Arbeitskraft) nicht effizient eingesetzt wurden. Es wäre wahrscheinlich sinnvoller gewesen, man hätte Nahrungsmittel produziert. Jetzt würde es interessant werden. Man könnte den Autor fragen, ob er denn glaubt, dass wenn die Menschen alle frei entscheiden könnten, sie die Pyramide dann immer noch bauen würden? Wahrscheinlich nicht und dann fällt die ganze Argumentation ein bisschen in sich zusammen. Ich denke, auch wenn Sie sich auf Architektur beziehen, also zum Beispiel auf ästhetisch Wertvolles an Gebäudefassaden in verschiedenen Kulturen, dann würde ich sagen, dass die Menschen dem einen bestimmten Wert beimessen. Es befriedigt dadurch ein gewisses Bedürfnis, wodurch auf eine ökonomisch, sinnvolle Weise Ressourcen für Verzierungen aufgewendet wurden. Ich würde darin keine Verschwendung vermuten.

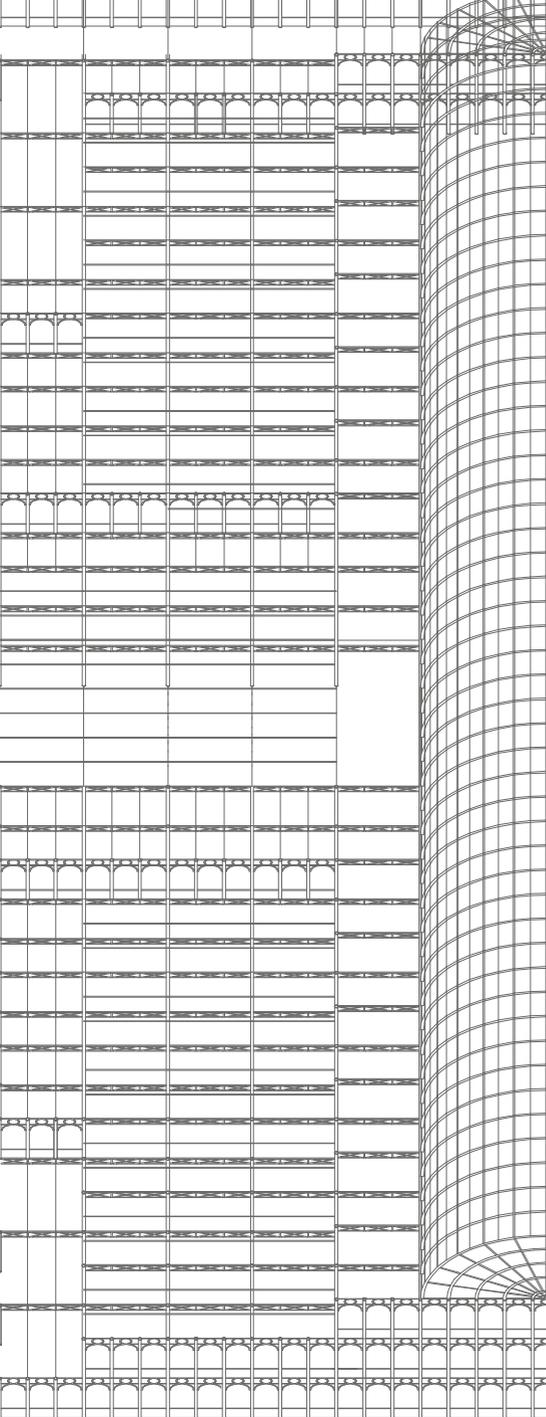
NB Ich finde es interessant, weil wenn man es auf die heutige Zeit bezieht, dann könnte man vielleicht nachvollziehen, warum man heute keine so verzierten Fassaden macht.

TS Ich glaube wir haben zu wenig davon, obwohl die es Menschen eigentlich wollen. Es wird nicht bereitgestellt aufgrund der positiven externen Effekte. Der soziale Planer würde es aber gerne in die Welt stellen. Wir haben aber andere Verschwendungen, die heute in den negativen externen Effekten, wie der Umweltverschmutzung und dem Klimawandel, zu sehen sind. Das ist Ausdruck einer riesengrossen Verschwendung. Da läuft etwas schief im wirtschaftlichen System. Um das zu thematisieren, würde ich aber an einer ganz anderen Stelle suchen, als bei den schönen Dingen. Vielleicht zum Abschluss noch ein Verweis auf ein Buch, das Sie bestimmt schon gelesen haben. »Buddenbrooks« von Thomas Mann. Darin geht es um eine Kaufmannsdynastie in Lübeck. Das Mitglied dieser Dynastie, Thomas Buddenbrook, der die Familie zum wirtschaftlichen Zenit geführt hat, möchte diesen wirtschaftlichen Erfolg auch nach Aussen, gegenüber dem Bürgertum der Stadt Lübeck, kundtun. Das macht er, indem er am Marktplatz ein prächtiges Haus mit einer prächtigen Fassade baut. Er liess diese Fassade also so prächtig verzieren, damit die anderen Menschen sehen, wie wirtschaftlich erfolgreich er war. Ich denke, dass das der Mechanismus ist, warum es heute keine schön gestalteten Fassaden mehr gibt. Die Verbindung ist unterbrochen. Damals in Lübeck wusste jeder, in diesem Haus wohnt Thomas Buddenbrook. Wenn die Fassade also aufwendig gestaltet war, dann hat man das der Person zugeordnet, wie im Roman so auch in der Realität. Heute ist das aber nicht mehr der Fall. Wenn Sie durch Leipzig gehen, dann sehen Sie irgendwo ein Wohnhaus und das gehört im Zweifel einer anonymen Kapitalanlagegesellschaft. Keiner weiss, wer sich als Person dahinter verbirgt. Dahinter verbirgt sich auch nicht eine Person, sondern möglicherweise tausend Anteilseigner. Dieser Nexus, diese Verbindung ist gekappt, so dass kein Anreiz mehr besteht die Fassade prachtvoll zu gestalten. In der Vergangenheit haben eben dann aber auch die Bürger davon profitiert. Das war immer meine Interpretation, warum möglicherweise heute nicht mehr so schmuckvoll gebaut wird.

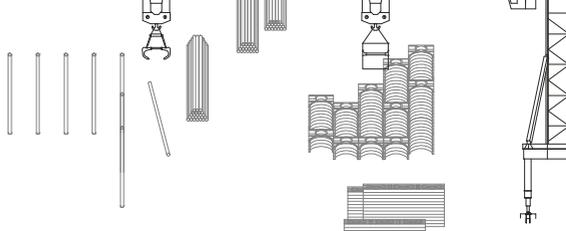
NB Vielleicht hängt es aber auch damit zusammen, dass es von Seiten der Anleger kein Interesse mehr daran gibt mehr in Architektur zu investieren.

TS Natürlich, weil der private Anreiz und finanzielle Aufwand für eine

prachtvolle Fassadengestaltung weggefallen ist. Derjenige der das bezahlt hat daran möglicherweise keinen Gewinn mehr. Die Personen-zuordnung zu den Gebäuden ist nicht mehr da. Wenn Sie heute ein Wohngebäude in die Welt setzen und die potentiellen Mieter durch eine schöne Fassade höhere Miete bezahlen würden, dann gibt es wieder einen Anreiz diese prächtigen Fassaden zu bauen. Das wäre, aus meiner Sicht, eine interessante Frage: »Hat das einen positiven Effekt auf die Zahlungsbereitschaft der potentiellen Mieter?«, wenn nein, dann würde es die Interpretation stützen, wenn ja dann würde es der Interpretation den Boden entziehen.



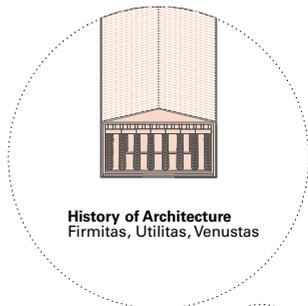
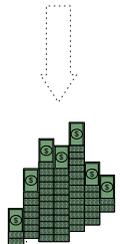
Architecture as System



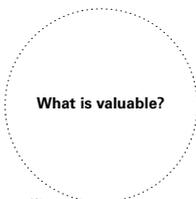
Industrialization
(Firmitas), Utilitas, (Venustas)

"The market is right."

The material is not lost.



History of Architecture
Firmitas, Utilitas, Venustas



What is valuable?



Zum Preis einer Fotokopie

Ein Gespräch mit dem Kunsthistoriker
Philip Ursprung

So wie sich der Wert eines Kunstwerks innerhalb eines Jahrhunderts in den Preis einer Fotokopie verwandeln kann, so unterliegt auch eine gesellschaftliche Wertvorstellung Veränderungen. Am Beispiel des Crystal Palace erläutert Philip Ursprung diese Verschiebungen der Wertvorstellungen durch die Industrialisierung – von Werten der Dauerhaftigkeit und Schönheit hin zu einem System der temporären Zweckmässigkeit. Aus den gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungen der Französischen Revolution herausentstand eine unauflösbare Spannung zwischen Architektur und Ökonomie. Architektur ist in ihren Grundzügen – durch das direkte Auftragsverhältnis – immer vorindustriell geblieben. Ursprung erläutert zudem symbolische Werte, die sich durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Auffassung, wie beispielsweise im Rahmen der Klimadebatte, schon bald wieder durchsetzen werden.

30. Oktober 2019, 14:00 Uhr, Zürich

Nils Benedix Als ich dich als Koexaminator für meine Arbeit angefragt habe, hast du mir einen ersten Hinweis in der Unterscheidung zwischen Wert und Preis gegeben:

»Erlauben Sie noch eine Anmerkung: Es wäre vielleicht gut, schon für Ihr Exposé zwischen »Wert« und »Preis« zu unterscheiden. Während der Preis offensichtlich ist, ist der Wert (also die Entwicklung des Preises in der Zukunft) schwer zu definieren, weil er neben den messbaren Kosten auch nicht-messbares (Statussymbol, Mode, ästhetischer Rang, etc.) enthält.«

Meine erste Frage wäre also, warum ist der Preis offensichtlich?

Philip Ursprung Das habe ich nicht selbst erfunden. Es kommt vielmehr aus der Welt der Bankiers. Der Preis ist angeschrieben. Ein Haus, ein Schmuckstück oder ein Kunstwerk kostet beispielsweise so und so viel. Der Preis steht also unter der Ware. Die Kunst der Bankiers besteht nun darin, herauszufinden wie der Preis in der Zukunft sein wird. Das wäre dann der Wert, den man in einem Preis ausdrückt. Das ist natürlich schwierig und so kann man nur noch spekulieren und dazu verschiedene Daten zu Rate ziehen. Es ist allerdings nicht ganz klar, wie sich der Wert dann tatsächlich entwickelt. Um diese Frage möglichst gut beantworten zu können, geht es also darum gute Prognosen zu entwickeln. Wenn es zum Beispiel um Kunstmarkt-Studien oder Hauspreis-Studien geht, dann interessiert mich weniger die Geschichte, zum Beispiel der Preis eines Künstlers oder einer Epoche und wie sich dieser im Laufe der Zeit verändert hat, sondern vielmehr warum es zu einer bestimmten Zeit einen Konsens darüber gab, dass Rembrandt beispielsweise der wertvollste Künstler sei. Das ist der Grund dafür, warum ich diese Unterscheidung zwischen Preis und Wert interessant finde. Neben dem Preis setzt sich der Wert natürlich auch aus schwer messbaren Dingen zusammen. Der teuerste Künstler muss nicht unbedingt auch der wertvollste Künstler sein. Wenn ich in der Zeit zurückblicke, dann fällt mir auf, dass es vor 150 Jahren unglaublich teure Kunstwerke gab, deren Autoren nicht einmal mehr bekannt sind. Von denen kann ich eine Zeichnung beinahe zum Preis einer Fotokopie kaufen. Mich interessiert also, wie sich diese Wertvorstellung über die Zeit verändert.

NB In meiner bisherigen Analyse habe ich den Gedanken des Nützlichen weiterverfolgt. Der auch die Grundvoraussetzung bei Marx Defi-

nition des Gebrauchswertes ist. Vielleicht hat sich gerade durch die Industrialisierung die Art der Ökonomie verändert? In deinem Buch »Der Wert der Oberfläche« sprichst du immer von »Industriekapitalismus«. Drückt dieser Begriff diese Unterscheidung zwischen einem Kapitalismus vor und nach der Industrialisierung aus?

PU Es gibt dazu verschiedene Modelle. Ich würde aber den Modellen nachgehen, die sagen, dass es auch schon vor der Industrialisierung einen Kapitalismus gab. Im Holland des 17. Jahrhunderts gab es auch einen Kapitalismus und auch dann als die ersten Aktien ausgegeben wurden. Man kann das also weiter zurückverfolgen. Mit Industriekapitalismus beziehe ich mich auf die Zeit der Moderne, die ich betrachte. Ich gebrauche aber nicht so gerne das Wort »Moderne«.

NB Warum?

PU Weil es sehr schwammig geworden ist. Die verschiedensten Interpreten verstehen das Unterschiedlichste unter diesem Begriff. In der Architektur beispielsweise, bedeutet Moderne fast so etwas wie einen Stil, vor allem für die 1910er bis 1930er Jahre. In der visuellen Kultur, im weiteren Sinne, beschreibt es den Zeitraum zwischen der Französischen Revolution und heute. Im Englischen wird davon wiederum »Modernism« unterschieden, was ungefähr die Periode zwischen der Mitte des 19. und des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Der Begriff der »Moderne« hilft mir also eigentlich nicht viel weiter, denn ich müsste jedes Mal eine halbe Seite dazu schreiben, was ich eigentlich damit meine. Deshalb denke ich, dass Industriekapitalismus die Wirtschaftsform ist, mit der die Industrialisierung zusammenhängt und die im späten 18. Jahrhundert einsetzt und bis heute gilt.

NB Was hat sich dadurch für die Architektur verändert?

PU Vor der Französischen Revolution gab es beispielsweise keine freie Berufswahl. Damals war man als Architekt in einer Zunft. Man konnte also nicht einfach den Beruf wechseln, sondern musste den Beruf des Vaters weiterführen. Die Möglichkeiten einer Weiterentwicklung der Architekturpraxis waren dadurch also beschränkt. Nach der Aufhebung dieses Zwangs öffnete sich dadurch auch die Berufswahl und eine Zeit der rasanten Neuerfindungen entstand. Andererseits bedeutete dies auch das Ende des Ancien Régime und damit auch das Ende des Auftragszusammenhangs. Ein Zusammenhang, indem sich die Künstler ihre Aufträge allmählich selbst suchen mussten. Im Gegensatz dazu ist die Architektur allerdings bis heute immer noch Teil die-

ses Auftragszusammenhangs. Wenn Tom Emerson also beispielsweise sagt »Never Modern«, dann versucht er genau das zum Ausdruck zu bringen. Dennoch denke ich, dass wir eine Veränderung durch die Arbeitsteilung, durch den Einsatz von Maschinen und durch die Transportbedingungen haben. Das hat natürlich klare Auswirkungen auf die Architektur. Mein Kronzeuge dafür ist immer der Crystal Palace. Von der Architekturgeschichte aus betrachtet, ist dieser vielleicht gar kein Gebäude mehr, sondern eher ein System. Dieses setzt sich aus Kostenberechnungen, aus Zeitplanung, aus verfügbaren Arbeitskräften und aus Materialien, die für eine bestimmte Zeit funktionieren müssen, zusammen. Viele der Kategorien, die zuvor galten, wie zum Beispiel Dauerhaftigkeit, Firmitas, die Schönheit, die gelten überhaupt nicht mehr. Das Gebäude überdauert nur so lange, wie unbedingt nötig und dann nimmt man es wieder auseinander.

NB Die Dauerhaftigkeit der Gebäude von heute im Vergleich zu denen der Weltausstellung von 1851?

PU Ja, der Crystal Palace ist für die Weltausstellung gebaut. Paxton gewann den Wettbewerb, weil er behauptete, er könne den Bau am schnellsten und günstiger fertigstellen. Am Ende bekam der Bauherr sogar das Material zurück. Es war also kein Verlustgeschäft. Wie der Bau am Ende aussehen sollte, war dabei nicht so sehr das Thema. Das hat im weitesten Sinne natürlich auch mit einer Wertvorstellung zu tun. Wenn Wert sich in Dauerhaftigkeit ausdrückt, dann passt der Crystal Palace nicht in diese Wertvorstellung hinein. Das wurde zur damaligen Zeit, sowie von der späteren Geschichtsschreibung kritisiert. Mich interessiert dieses Gebäude vor allem, wenn wir über die Verschiebung von Wertvorstellung sprechen.

NB Ist der Crystal Palace damit eine direkte Konsequenz dieser ökonomischen Veränderungen hin zum Industriekapitalismus? Kann man eine Entwicklung in der Architekturgeschichte ausmachen, die sich auf den Begriff des »Nützlichen« bezieht. Georges Bataille beschreibt diesen Wandel hin zum Industriekapitalismus am Beispiel früherer Kulturen der Azteken, Indianer oder der Ägypter. Diese Kulturen betrachteten Ökonomie als einen Teil ihrer Kultur und nicht Kultur als einen Teil von Ökonomie.

PU Ich bin mir nicht sicher, ob Nützlichkeit gleichbedeutend mit Ökonomie ist. Der Crystal Palace ist in dem Sinne nicht unbedingt etwas Nützliches. Er funktioniert zwar, aber eine Weltausstellung ist letztlich auch nichts zwingend Notwendiges. Es gab zu der damaligen Zeit auch

viele Stimmen die meinten, dieses Projekt sei absolut unnötig. Ein interessantes Buch, dass ich kürzlich entdeckt habe ist Karl Polanyis »The Great Transformation«. Es erschien 1943 während des Zweiten Weltkrieges in den USA. Zum einen versucht er darin aus einer ökonomischen Perspektive den Faschismus zu verstehen, zum anderen ist es eine Abrechnung mit den vorherrschenden wirtschaftlichen Theorien, die behaupteten der Markt hätte immer recht. Polanyi sagt, dass sich die Märkte bis zur Industrialisierung nicht um den Gewinn, sondern um den Tausch drehten. Sie funktionierten ausschliesslich im kleinen Format und der Markt als solcher, war weder eine Triebkraft noch ein Ziel. Erst im 19. Jahrhundert hätte sich das ein Stück weit verändert. Die Wirtschaftswissenschaften behaupteten, der Markt sei die treibende Kraft der Transformation. Polanyi argumentierte aber, dass sie das nur im Auftrag der kapitalistischen Eliten täten. Inzwischen hätte sich das hin zu einem Glauben oder zu einer Ideologie gewandelt. Seiner Ansicht nach, besteht die Aufgabe der Staaten darin, vor allem in der Moderne, wo die Kräfte dieser Märkte zunehmen, die Menschen davor zu schützen. Damit meint er vor allem Entfremdung, Zerrüttung und ein ökonomisches Ungleichgewicht. Themen die auch heute wieder durch Personen, wie Thomas Piketty, im Zentrum der Diskussion stehen. Den Faschismus interpretiert Polanyi als ein Phänomen, bei dem bestimmte kapitalistische Eliten diese Schutzmechanismen unterbrechen möchten, um sich wieder ungehindert bewegen zu können. Aus seiner Sicht ist Hitler also gar nicht die Ursache oder die treibende Kraft, sondern eher eine Figur die diesen Eliten ganz gut passte, um diese Ordnungen zu zerstören. Gegen diese urdestruktive Kraft der kapitalistischen Eliten, die behaupten, der Markt hätte recht, versucht Polanyi seine Kritik zu äussern. Ich befand dieses Buch als ganz nützlich im Zusammenhang mit deinem Thema, weil es recht unkonventionell mit der Idee des Marktes umgeht.

NB In meinem ersten Interview fiel, bezogen auf Nachhaltigkeit, die aus Sicht von vielen einen Wert hat aber momentan keinen Preis, der Satz »Wenn es einen Wert hätte, dann hätte es auch einen Preis«. Diese Aussage stützt also die Behauptung Polanyis, dass der Markt immer recht hat.

PU Ja, das würde Polanyi kritisieren. Aber man ist so erzogen, es ist zu einem Teil der kollektiven Wertvorstellung geworden, so dass man es fast nicht mehr anzweifeln kann. Aus diesem Grund fand ich dieses Buch von Polanyi so inspirierend.

NB Ein Ökonom, mit dem ich gesprochen habe, hat sich mit der Ent-

wicklung von Hauspreisen auseinandergesetzt. Er stellte fest, dass sich diese relativ konstant nach oben entwickelt haben. Vor allem Mitte des 20. Jahrhunderts stiegen die Hauspreise verstärkt durch den rasanten Anstieg des Landpreises an. Dies erklärt er über die Begrenztheit des Bodens und die konstant bleibenden Transportkosten. Bei einer permanent wachsenden Ökonomie stiege dann auch weiterhin der Hauspreis. Man könnte daraus schliessen, dass dadurch aber auch der Anteil von Architektur am ökonomischen Wert des Hauses deutlich abnehmen wird. Alles, was wir als Architekten lernen und später bauen, wird für den Markt also tendenziell immer unbedeutender. Rem Koolhaas hat deshalb glaube ich auch einmal gesagt, dass er die Curtainwall als Ausdruck einer permanenten Veränderung des Marktes verwendete. Architektur ist also in gewisser Weise nur noch ein Gefäss, das der Markt mit Kapital ausfüllt. Der Ökonom fragte mich in unserem Gespräch, ob ich mit dem Begriff der Architektur auf die Fassadengestaltung eingehen wollte. Vielleicht ist das bezeichnend für eine Zeit der Oberfläche. Warum hast du dein Buch »Der Wert der Oberfläche« genannt?

PU Der Titel geht auf ein Forschungsprojekt zurück, das ich vor 20 Jahren angefangen habe. Damals habe ich mich auf eine Professur, gefördert durch den Nationalfonds, beworben. Die Verbindung von Ökonomie, Architektur und Kunst hat mich schon damals interessiert. Ich habe dann drei Fallstudien, die Schweizer Landesausstellung, die JP Morgen Bank von 1913 und die sozialistische Stadt- und Architekturgestaltung, dazu verfasst. Ich nannte diese Arbeit so, weil ich den Begriff des Wertes darin haben wollte, weil es mir um den Raum ging und etwas das es erlaubt Architektur und Kunst zusammenzufassen. Die Oberfläche hat mir gut gefallen, weil ich mich damals für die Kritik der Räumlichkeit in der postmodernen Diskussion der 1990er Jahre, wie beispielsweise für Fredric Jamesons Beschreibung der »Tiefenlosigkeit«, interessierte. Ich war skeptisch gegenüber der Raumtheorien in der damaligen Architektur, da sie mir immer sehr konventionell erschienen. Das Projekt ist nie ganz aufgegangen, ich habe es nie lösen können. Es ist nie eine Monografie daraus geworden. Das Buch »Der Wert der Oberfläche«, so kann man sagen, rekapituliert die verschiedenen Fragmente, die ich damals angefangen hatte. Wert und Oberfläche sind vielleicht viel zu vage Begriffe. Sie haben mir aber als eine Art Leitlinie gedient und deshalb habe ich diesen Titel behalten, auch wenn er aus meiner Sicht ein bisschen vibriert. Es ist nicht ganz klar, was er soll.

Roger Tudó Galí von Harquitectes steht vor der Tür und hat einen Termin mit Philip Ursprung. Ich darf als Zuhörer am Gespräch teilnehmen.

PU ... that's value no? This summer, when we had the heatwave here in Zurich, everybody shut the window. People tried to be in the smallest room, try to put the ventilator on. Suddenly the whole concept of luxury has changed. Transparency, big space, the high ceiling is worthless because you have to make a shadow. When this happens every summer, maybe other spaces will be luxurious. For instance, you have a house with cross ventilation. I think you are prepared for that. You have a climate that works with what is already there. Then it doesn't matter so much any more if you have gold or stucco on the surface, but more, how does it feel when you walk on it.

RG This is a real luxury now. Even if there is not an extreme change in climate, there is still a change in the qualities. If we take this room here, you have a high ceiling, nice light and a lot of books and this is quality. Maybe not so much the ceiling, but it depends.

PU Yes, I had a sound specialist once, who told me to have two reflectors for a better sound in this room. We don't talk so much about sound, but I think it is also a quality.

RG Sound is very important in the comfort of a building. Now we are working on a theatre ... But I don't want you to make an interview out of this ...

PU (*laughing*) This is because Nils has half a year to gather all the information he could get for his project. This is one of our free diploma, which is a self-chosen topic. So the students have two semesters, whereas the regular diploma has only one semester. You have to be a sponge during this semester now, to squeeze it out the following semester in your project. Everything that is around should be immediately used. What are the models of other architects you particularly look at?

RG That's difficult. I try to be inspired by other contexts such as society, climate, structure or economical budget. I am reading more right now. Architectural essays or philosophy. I am not learning with my eyes any more looking at images, I rather learn from texts. If you look for the contemporary you are already late. So you can be contemporary only if you are, but you can't look for it. There is a text from Ravel, talking about the distortion of the contemporary and who is contemporary. You have to work on the borders, but if you are inside what is excepted,

you are not contemporary. For contemporary, you have to be outside the borders of acceptance.

[...]

NB In deinem Buch widmest du auch ein Kapitel Adolf Loos und der Idee des Ökonomischen. Darin begreifst du den Begriff des Ornaments als Stellvertreter für die Architektur. Letztlich hatte Loos mit diesem Vergleich, vor bereits 100 Jahren, die gleiche Erkenntnis, dass Architektur im ökonomischen Sinne keinen Wert hat. Zum einen will er die Architektur von dieser vergeudeteten Arbeit am Ornament befreien, denn er begreift diese auch als »Sadismus« einer »Oberschicht«, die durch dessen Prestigewert eine gesellschaftliche Stellung erlangen will, zum anderen bezieht sich seine Kritik dabei auch auf Gebrauchsgegenstände, die durch ihre Verzierungen entfremdet werden. Wenn wir diese Überlegungen von Loos auf die heutige Zeit beziehen, was wäre dann eine mögliche Strategie der Architektur ihren Wert zurückzugeben?

PU Loos steht, wie viele andere Architekten auch, der Industrialisierung skeptisch gegenüber. Der Grund dafür ist, dass die Massenproduktion und die billige Reproduktion am Wert nagen. Darauf bezieht sich auch Semper in dem er sagt, wenn das Ornament in tausendfacher Wiederholung gestanzt ist, dann ist es nicht gleichzusetzen, mit der tagelangen Arbeit eines Handwerkes. Meiner Ansicht nach, weiss Loos das Ornament sehr wohl zu schätzen und ich setze es dann gleich mit Architektur, als etwas das vermodern oder vorindustriell ist. Auf eine Art zieht sich diese Spannung bis heute weiter. Wenn Tom Emerson beispielsweise über einen Handlauf eines Treppengeländers spricht, dann ist das nicht weit entfernt von Loos. Caruso arbeitet explizit mit dem Ornament. Man könnte also sagen, dass diese unauflösbare Spannung nach wie vor da ist. Der Architektur einen Wert zurückgeben, da kann ich dir kein Konzept geben. Aus der Sicht von mir und ganz vielen anderen, die mit Architektur zusammenleben, hat Architektur natürlich einen enormen Wert. Ich glaube nicht, dass die Architektur in den letzten 100 Jahren soviel verloren hat. Ganz im Gegenteil ich denke, es ist momentan recht viel Aufmerksamkeit dar. Während Architektur in den 1960er Jahren noch eher für eine Umweltzerstörung stand, kommt sie heute, obwohl sie immer noch sehr viel CO₂ ausstösst, erstaunlich gut weg. Denn die Bauindustrie macht wirklich Dreck.

NB Vielleicht müsste man dabei aber auch zwischen den unterschiedlichen Beweggründen des Bauens unterscheiden. Ist der Wert ein Ziel, oder ist es relativ egal, was für Auswirkungen das Projekt letztlich für

die Stadt hat? Die reinen Anlageobjekte werden momentan wahrscheinlich sehr häufig gebaut. Diese Diskrepanz halte ich für eines der Probleme in der Wertdiskussion und stellte für mich auch eine Motivation dar, mich mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

PU Ja, es wird wahnsinnig viel gebaut. Es bringt nichts mehr Rendite und dann investiert man in Immobilien und das hängt auch mit dem Landpreis zusammen. Man kann also noch soviel bauen, wenn es am falschen Ort steht, dann bringt es gar nichts. Es ist aus dieser Perspektive also nichts wert. Vielleicht ist es dabei interessant zu sehen, dass vieles was für die Architektenzunft interessant ist, ganz billig ist. Die meisten Zumthor Projekte sind alle an ganz entlegenen Orten, mit kleinen Budgets aufgestellt. Viele japanische Projekte sind kleine Einfamilienhäuschen, die lächerlich wenig kosten. Lacaton Vassal oder auch Harquitectes, das sind aus ökonomischer Sicht ganz kleine Fische, die für die Zunft aber sehr viel wert sind. Sie stellen also all das dar, was für das symbolische Kapital am meisten Wert hat. Da trennt sich vielleicht wieder Bauen von Baukunst oder Bauen von Architektur. Das gibt es weiterhin. Heute sind einzelne rare Vintage-Möbel teurer als ein ganzes Gebäude. Es gibt also keinen Sammlermarkt für Architektur. Obwohl es modernistische Gebäude gibt, die am Zerfallen sind und die man für den Preis eines Mackintosh Stuhls kaufen könnte. Das ist schon ziemlich verrückt. Zum Beispiel das Verschwinden der osteuropäischen Architektur der 1960er bis 70er Jahre. Kürzlich wurde ein Frank Lloyd Wright abgerissen, das ist natürlich aus architekturhistorischer Sicht Wahnsinn. Wie kann man dem Wert zurückgeben, das sind vielleicht wieder politische, soziale und gesellschaftliche Fragen. Insgesamt bin ich aber nicht so pessimistisch, weil ich das Gefühl habe, dass sich Menschen für das was gebaut wird interessieren. Ich denke aber auch, dass wir als Architekturhistoriker einen etwas verzerrten Blick haben. Das ist wie bei der Kunst. Man kann sich gar nicht mehr vorstellen, dass man mit jemanden spricht, der kein Kunstverständnis hat. Unsere Vorstellung ist also keine absolute Wertvorstellung. Diese aber zu schützen, darum geht es auch Loos. Er verteidigt die Autonomie der Architektur. Das sind geteilte Werte, die sich über lange Zeit hinweg fortsetzen. Auch die Wertesysteme der Hochschulen, der Akademien, der Kirchen zum Beispiel. Das ist Wissen, das weitergegeben wird. Es handelt sich dabei hauptsächlich um symbolische Werte, die sich aber vielleicht auch irgendwann einmal wieder in einem Preis niederschlagen. Ich denke, das ist aber nicht grundsätzlich anders als vor 100 Jahren.

NB Vielleicht nicht in den letzten 100 Jahren, aber gibt es nicht eine

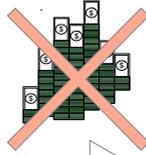
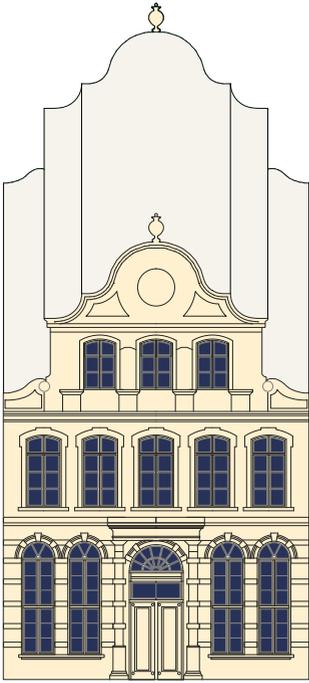
Veränderung, wenn wir auf die letzten 300 Jahre zurückblicken?

PU Ich habe kein Geschichtsmodell, womit ich die letzten 300 Jahre miteinander vergleichen könnte. Der Kunstbegriff ist damals ein anderer. Die Auffassung, das waren damals gutgemachte und haltbare Gegenstände, ist für mich nicht viel mehr als eine Projektion. Man projiziert aus einer modernen Sicht heraus auf die Vergangenheit. Das verfehlt aber ganz sicher die Wirklichkeit. Es ist eine Imagination, dass alle an dieser Architektur teil hatten. Es ist eine Idee der Moderne, die etwas erhöht, wenn etwas verschwindet. Ich habe aber kein System, worin ich das miteinander verbinden könnte. Aus diesem Grund schaue ich mir die Zeit seit der Französischen Revolution an, denn da kann ich die Dinge miteinander vergleichen. Der Kunstbegriff ist um 1500 ein ganz anderer, als heute. Kunst hatte damals teilweise eine magische Wirkung, die damit zusammenhing, dass sie religiöse und weltliche Macht repräsentierte. Es gab auch keine Öffentlichkeit, die mit der heutigen vergleichbar gewesen wäre. Die Kunst konnte nur von bestimmten Rezipienten wahrgenommen werden. Dass man sich aber in Architektur wohl fühlt, das wird vielleicht zu allen Zeiten so gewesen sein. Ich nehme an, dass auch heute schon wie vor bereits 600 Jahren Einigkeit darüber bestand, nicht nass zu werden und keinen Schimmel in der Wohnung zu haben. Deshalb interessiert mich die Arbeit von Harquitectes. Sie verwenden keine möglichst edlen Materialien, sondern arbeiten vielmehr an einer möglichst angenehmen Raumluft. Da würde ich sagen, dass sie mit Werten arbeiten, die sich schon bald durchsetzen werden.

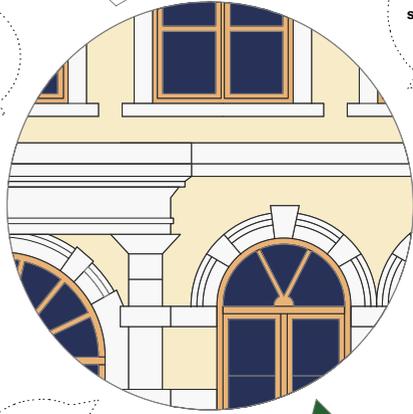
NB Neulich bin ich auf das Projekt McCormic Tribune Campus Center von OMA gestossen. In diesem ist der Foyerbereich mit einer sorgfältig verspachtelten Gipskartondecke bedeckt. Die Architekten hatten kein Geld für eine teure Holzdecke und beschlossen so durch eine aufwendigere Planung das Handwerk des Stuckateurs für den Wert der Architektur zu nutzen. Ich denke es ist interessant, einen Wert zu erschaffen, der nicht durch höhere Kosten in den Materialien entsteht, sondern vielmehr durch den Wert des Handwerks und der Architektur.

PU Ja. Die Signature Architecture, also die Architektur die man bei einem berühmten Architekten, wie Rem Koolhaas, bestellt, die gibt es natürlich auch. Harquitectes haben beispielsweise auch ganz viele wohlhabende Bauherren, die sich aber von anderen unterscheiden wollen. Architektur wird also in einer gewissen Weise, zu einem bestimmten Statussymbol. Die Kunst besteht darin, es nicht zu einem Stereotyp verkommen zu lassen. Eva Prats versucht beispielsweise

Sozialwohnungsbau, trotz sehr geringer Baukosten, so zu gestalten, dass die Architektur durch die Anordnung einen Wert bekommt. Der Übergang von Öffentlich zu Halböffentlich, von Halböffentlich zu Privat ist dabei ihr Thema. Kann ich beispielsweise ein Treppenhaus so gestalten, dass es mich nicht bedrückt? Architektur mit möglichst wenigen Mitteln einen Wert zu geben, das ist ein interessanter Gedanke.



Already too much!
- Architect -



The cornice should be more elaborated.
- Patron -

The cornice should be more elaborated.
- Artisan -

Look how wealthy the building is decorated. It must be an important person living there.



Architecture is a clash of values

**A conversation with architect and art historian
Maarten Delbeke**

Before industrialization, architecture has been a monument, representing values by being a physical embodiment of a social structure. Some of the values that we attach to architecture almost automatically remain the same — security, being covered, and articulating social distinctions. Whereas the idea of representation is no longer directed towards the public and confined to the private sphere. There are concerns in architecture that seem to have been suppressed by modernism, as Maarten Delbeke tries to discuss with his cornice project.

If the valuable house is a model to start playing with the economy, architecture could arrive at another kind of design strategy to reimplement value into architecture by identifying conflicts in the process of designing and building. Finally, »The Valuable House« could be a way of going across our architectural prejudices.

06. November 2019, 15:00 Uhr, Zürich

Nils Benedix My idea with the valuable house is, to understand it as a model displaying the relation between architecture and economy. The notion »value« might be a description of that relationship. Talking now about the various aspects of value, many people looking at old buildings in Florence, for example, would see an architectural value, rather than in today's architecture. Where does this nostalgic view on architecture come from?

Maarten Delbeke Well, I think in very general terms, it has to do with historicism in which we are educated and which becomes some kind of norm or reflex — ever since the 19th century there is a romanticism. I also think that together with the idea of modernity, there always comes a sense of loss. Things of the past become objects of longing, of something that has been lost and that should be retrieved. Whether that loss is a sense of beauty, a sense of community, a sense of artisanship or does it really matter? I think you could almost say that there is, and this is due to how these historical buildings and historical artefacts have been preserved, that they almost embody a sense of value, because they are from the past. They are valuable because they somehow survived, and they have transmitted something from the past to the present. This is an ancient idea in western civilization and humanism. In fact, you had the remains of Roman Antiquity, almost the existence of these remains, constitute their values. If they are there, it must mean something or they must have a kind of importance. I think this relationship with the past, or artefacts from the past, is also a way of testing and discussing aesthetic values. In a way, it is easier to say: »This is an ugly building.«, by comparing it to something from the past which sort of has an aura of authority or consensus around it. I really think the most fundamental reason has to do with the sense of loss. We have lost something, and from the things we have lost, we have these very valuable morals that are still there and therefore stand out in comparison to what we have. They also act as a kind of projection screen for desires.

NB This loss is then the price you have to pay for modernity?

MD Exactly.

NB Back then was it also seen as something valuable?

MD Yes, very much so. I mean this is one of the main themes in your

questions of what kind of value? The cliché which you could say about the expression of power, of prestige, of wealth, of social networks, of religious networks and so on. So to some extent, the monuments of the present were already monuments in the past. When you read 15th, 16th, 17th-century books on architecture, they talk about buildings as monuments. Because they represent values. You could even argue, that for instance, if you think of the Palazzo in the Renaissance, the identification of buildings with values was even stronger than today.

The building was literally seen as almost a physical embodiment of the social structure of the family or the social structure of the house etc. In that sense also the fact, that you were able to spend in an economic sense, the value of a house or of a structure was very much thought of and reflected on in relation to social, political and religious values. So the idea of architecture as an expression of value was very much present, especially in the Renaissance and in the Barock and the periods afterwards. That is one thing where you have quite a lot of research. The whole question of how aesthetic values relate to other values. Whether aesthetic values are some kind of instruments to express other values as something beautiful. People might do beautiful things in order to express the power of the person who owns it or who makes it or designs it — or is it the fact, that this object is a symbol of something, that makes it beautiful? I do think that the monumental values that Hegel associates with the historical monuments, that this is something fundamentally different from how people would look at the value of buildings in the 15th, 16th, 17th or 18th century. And again now we are talking about top-class architecture, so the architecture of the elites.

The whole idea that you build for eternity, you build as a way to establish your name, the way you build to show your virtue, or you could say the clichés, if you read 17th texts about buildings, this is what they are saying. They don't talk about this is good architecture, this is well designed. If it is mentioned that the building is well designed it is purely as an attribute of the virtue of the person who paid for it and who owns it. So you could say that's the way architecture is embedded into a system of political and religious values. I think one of the things we always have to keep in mind when we talk about 16th, 17th, 18th and also the architecture before, is that religion played a role in everything. When you build a church or a chapel, it is to honour God, and it is to make sure that your body is in a safe place until judgement day. So these kinds of values are almost, you could say, present in a self-evident way.

NB But then this is also changing, no? Because I think it is quite interes-

ting to see what Max Weber did, for instance. By explaining the change in religion is a pre-step towards ...

MD modern ...

NB ... yes, or we could also say a new form of capitalism.

MD I am not familiar enough with this discussion. I just know there is in the meantime enough criticisms on Weber because he presents a kind of linear history, where Protestantism is almost seen as an emancipation from Catholicism. You could say that things are perhaps a bit more complicated. And I also think that it also has an evolution from religious irrationality to modern rationality. Another possible view on the whole matter is that the kind of values, that are accommodated by religion persists in some way or another throughout history. It is also the Latour point »We've never become entirely modern«. Some of the values that we attach to architecture, buildings, artefacts, essentially remain the same. They have to do with security, being covered, articulating social distinctions, by articulating a social standing, by putting your money in solid things. I don't know where I stand in this discussion if we say it is a discussion at all, but I think it is interesting, and this is also what attracts you in this whole question, that a building is incredibly expensive. It is relatively less expensive now than it used to be if you look at the elite architecture. I think one of the questions that keeps reoccurring implicitly is »How do you rationalize this expense?« or »How do you explain the desire to spend so much on architecture?«. There is a connection between these economic effects, by this huge investment to build, and all these symbolical values that seem to attach themselves almost automatically to architecture. And then again the question »Do these values change fundamentally or do they only change in periods?«, I think this is an interesting question. But in any case for the periods you asking about the Renaissance, these values were very much articulated in political and religious terms.

NB But this idea then changed, no? Back then, architecture has been used by someone living inside a building and representing him- or herself through the architecture. The contemporary idea of ‚value‘ in society, is now maybe closely linked to the utilitarian idea of economy: »something has value if it is useful and therefore productive in generating money.« It is somehow what Georges Bataille is saying.

MD What is exactly the argument of Bataille?

NB He tried to make the point that cultures before the whole process of Industrialization spend their additional energy on something not profitable.

MD So it's almost the idea of conspicuous consumption. I think this is a fundamental shift and I agree that there is a historical change, but then again ... You also referred to Loos in one of your questions, no? I think one of the big issues there is again to define the notions of use and economy. Looking at the architecture of the 16th, 17th, 18th century for a Marxist point of view, that has been done quite successfully, on one hand, shows that the development of architecture as a profession goes hand in hand with the development of a kind of capitalism which requires the planning of production in order to produce value. Secondly, if you look at ornaments, from a Marxist Point of view, you could almost see it as the end product of a huge accumulation of capital and wealth, that is then to be transformed in its last instance in something that doesn't produce any other value than symbolical value. Loos argues that the whole proliferation of the ornament became possible because ornament has become cheap. We did our seminar week on Stucco Gesims. Suddenly you realize how much manpower and labour must have been necessary for even a small Rococo church. It is so complicated, specialized, time-consuming, and so on. With the industrial production, everybody can start to put Stucco Gesims in their interior, which makes the relationship between ornament and capital much more direct. It becomes some kind of commodity, and it is no longer part of a very complicated and multi-layered economy. To some extent, you could argue, that through that and I think this is actually part of Loos problem, ornament loses its real value and its real use because it no longer marks its social distinction and it is no longer embedded in a social and economic structure that produces the ornament, and it becomes literally a commodity that becomes applied at will. And at the same time, that's what Loos hints at, is that it is quite striking, that there is persistent need to produce and to generate ornaments whether they are valuable or not. But as such, as an ornament that can be produced at will, the ornament comes in a precarious position in this economic logic. And that's what Bataille is describing. So I think the relationship between architecture and economy is interesting. If you want to deal with the relationship between architecture and economy in a historical or theoretical way, actually the ornament might be an interesting way of getting at it. Because to some extent, the ornament is some kind of index of the way in which values being produced in architecture changed.

NB So it could be a strategy to reimplement those values of the ornament in a different way into contemporary architecture. I understood Loos also in his idea of »freeing« architecture from this historical expression of hierarchy and social distinctions. So maybe it doesn't make sense to reimplement the ornament as such back into the realm of architecture? Perhaps it makes sense to think of a different strategy?

MD I think what is in that respect quite interesting is one of the things you see reoccurring from the 17th century on. It is also something we have looked on indirectly with the question of the Gesims, is that the ornament is also a site of conflicts between different actors in the building process. Much more, I think than structure or plan, because the architect is involved, the patron, but also the artisans who make those ornaments. They have the technical and stylistic know-how to make these ornaments. One of the things that happened is that the technical know-how to produce those ornaments disappears as soon as you can buy Gesims in a catalogue and you just can glue them to the ceiling. At the same time, the artists were able to make these incredibly sophisticated ornaments but were viewed by suspicion by architects because they thought they took over the role of the architects, and they stood for all those elements in the building that architects weren't supposed to do. But on the other hand, that the artisans were doing that, is a result of the economic structure that allowed the production of architecture — the high paid craftsman, travelling around Europe to add value to the architecture. But in a way, this was always in conflict with the way in which architects totally produced value in architecture. This kind of tension or dynamic has disappeared. I totally agree that it doesn't make sense to be nostalgic and say we go back in history, to retrieve values that we can implement into architecture. I think it could be productive, but I wouldn't know how to do that, to identify processes in design and building.

NB You could display work, for example.

MD How would you do that?

NB If you have a plasterboard wall with a structure behind, it might be interesting to show on the one hand the abstract, planar surface and on the other hand to show the structure behind with the installations and how it is done. So one could find a way to show the labour behind minimalism.

MD To some extent the kind of values, now I make a straightforward

opposition, that where historical associated with rich and complex ornaments are now still associated with minimalism. The kind of values that in the 18th-century interior would have been associated with the expressive mouldings are now associated with the fact that you are able to cast a perfect concrete wall with a perfect floor that runs straight because their people can recognize craftsmanship. They can understand how expensive something is. They can recognize good taste. Obviously, the economy of representation is then no longer directed towards society at large or public it is much more confined to the private sphere. But still, I think, there is still the same mechanism of association, they are just now not part of explicit social norms anymore.

NB It is hidden, no? I think this is interesting because also Marx is describing the consequence of capitalization as something where the work behind the products is hidden. Which is quite similar to the architecture

MD Yes, it is hidden. It is implicit.

NB You've already mentioned the Gesims project. What is the ambition behind it?

MD For me, the Cornice project is in its first instance a way of drawing attention to architectural problems. That come together in the cornice in a way that is unique for the whole body of architecture. Literally, the cornice is a keystone in architectural decision making. That has to do with construction, aesthetics, representation, and so on. In this of course, by drawing attention to the cornice, the point is to say that these issues are still on the table only we treat them implicitly. The cornice is a way of bringing out concerns in architecture that seem to have been suppressed by modernism, but that are still there and that are always persistently there. So it is not a way of returning into the past, but it is a way of saying many of these issues that were there in the past are still somehow on the table. We haven't spent enough attention to working or thinking about them. These are things that are in general associated with older architecture — being about representation. There are aesthetic, compositional concerns. We do use certain codes of design, which are now very implicit. The cornice is a way of talking about these things or showing them — it is an interesting formal material and architectural object. So that's the way I would put it. But I found it nice, seeing our questions that you wanted to talk about the Cornice project concerning value. Because in the end, it is to discuss values.

NB Yes, I also had the impression. For example, I have been to the discussion with Oliver Lütjens and Thomas Padmanabhan. Looking at their architecture, I had the impression that they tried to translate historical values into contemporary architecture.

MD In that sense, we also try to have very different architects. Petra Kahlfeldt, for example, who still believes in the things as they were in the 16th century. (laughing) Which I think is very problematic. But again, it is vital to have these positions explicitly in the table and to make them part of a discourse, rather than excluding them. Because there are enough of them to recognize the importance of what they are doing. Then the cornice can be the precise point where you can start discussing it. I think it is really interesting that you brought it up because it is the first time that I realized it is about bringing a discussion about values on the table.

NB So I think you could also replace the word value with economy because something has changed through the economic development and by that also the architecture had some problems or conflicts to deal with.

MD Or that architecture follows it but in an unreflected way. Because the cornice is also a problem of standardization and prefabrication, generic solutions. For example, the way you put a roof on a building is today very much part of a building economy, rather than purely design decision or something that is driven by architects or even by demands in society.

NB Now we could also say that we have two separate discussions about economy. One discussion is about the idea of economy, to build cheap, fast, efficient, in general, to build economic and the other discussion is about being aware of the effects of the economic transformation throughout history, which led to modernity and the problem of value.

MD Exactly. And I guess the second aspect is what you want to work on?

NB Yes, because I always feel that architects are not aware of the second discussion, by just focussing on the economic reality.

MD And it is a very limited way on looking on this, and I guess it is also a limited way to look on economy. If you start playing with the

economy of a building, I guess this is also what you want to do in your project. You can arrive at another kind of design strategy. It is a very interesting project, but it is not easy. *(laughing)*

NB *(laughing)* We could say, it is quite hard. It is such a vast topic, and you have many different aspects of dealing with ... Another thing we should talk about is the notion of value that is seen in the contemporary idea of restoring and rebuilding architecture. If we look at projects like the Berliner Schloss, where the facade is a replica and behind you have ordinary isolation and concrete, what is the value of age then?

MD Do you know the book of Alois Riegl? Let me see if I can find it. *(looking for it in his giant shelf full of books)* You could say it is one of the key texts, one of the ... yes, it is here. »The modern cult of monuments«. There he distinguishes artistic value, age value and historical value as the three values. I would have a look at that. It is a text from the 19th century, I guess. Use value is also one of the things he distinguishes. I think he offers one framework to think about this question. But from my point of view, the biggest problem of the »Schloss« is that it is a lost opportunity to do a good project. When it is there, and it will be, you can ask yourself whether the resources and the money were well spent.

Whether you get a proper building for the enormous investment that has been done and then you could have a whole discussion about the artistic and political intentions — the Humboldt Forum for example. I mean Horst Bredekamp is defining that project ... which I think is almost incredible. The big question is »Is it a good building?«, which is again the question of what values do we attribute to a good building. What I am trying to say is that the whole issue of reconstruction and the fake of the facade might be not the most interesting discussion to have. I think this leads to your project. By chance two weeks ago we were talking about the building, and someone mentioned that it is still not possible to print a Corinthian capital. They still need to be made by hand. As you might know, there are subscription campaigns where you can buy a Corinthian capital. I don't remember how much it was for one capital ...

NB I think it is around half a million. It is crazy, no?

MD Yes, it is completely crazy. There it becomes a real economic and also an ethical issue. Why would you pay in today's world half a million for a corinthian capital? Then the whole question of aesthetics and is it fake, is it real, completely loses its innocence and become a real

ethical discussion. In a world of limited recourses, I don't know how many Corinthian capitals are in this building, but the total sum of it could probably feed several families. There I think the relationship with economy is incredibly direct and very pertinent. There is also a direct relation between architectural value and economic value. I could imagine buildings, where it is perfectly legitimate to spend half a million on a detail. Still, then you would want a building that is perhaps a little more adventurous, a little more pertinent and also in a different kind of artistic and architectural ambition. But again for me, the real problem initially is not is it a replica or should it look old, all these aspects are on the table if you design architecture.

NB I've mentioned it because I also spoke with an economist and he told me that people passing such historical or enriched facades, would like it and therefore it has a value. So many people without an architectural background might look at the Berliner Schloss and see some value because they think it is from the past.

MD And I think this is something we should take seriously.

NB I think it has to do with the idea of old values, but being completely reduced to the facade and also not knowing what those values stood for or were.

MD I think for us architects it is a pretty shocking idea already to divorce the facade from what is behind, secondly to have a historicist facade. I think it is important, and in that sense also your project, because this economist probably argues from an investments logic. If the project wants to be successful, it has to have nice facades. People have to like it because otherwise, they don't buy it. I think it is a way of going across our own architectural prejudices. And then it would be interesting to have a conversation with the same economist and ask him: »What do you think of Corinthian capitals that cost half a million?« Perhaps he would say I would make them cheaper.

NB He also asked me why architects don't build such richly decorated facades anymore. And I've said; it has to do with costs, economy and resources — we can't build like this anymore.

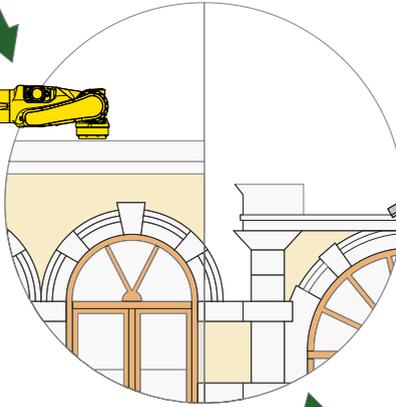
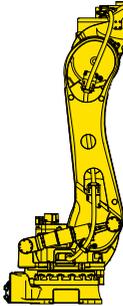
MD Exactly, and this is also one interesting thing we see with the cornice because the very elaborated cornice disappears. After all, you can't pay them. The only ones that are accessible are the prefabricated ones which, because they are prefabricated, lose their value. So they

are no longer used by architects but only by middle-class people who decorate their own houses. So these are fascinating questions. It is really about developing a set of instruments and strategies to deal with the topic of value. One of the big dangers is a form of formalisms or historicism, I guess.

**Time
Design- Process**



**Cost of labour and
material**



**Cost of labour and
material**



**Time
Design- Process**

Wert in der Digitalisierung

Ein Gespräch mit dem Architekten Benjamin Dillenburger

Durch seine Arbeit wollen Benjamin Dillenburger und sein Team die Digitalisierung in der Architektur voranbringen. Informationstechnologie bietet für ihn die Möglichkeit, passgenaue und optimierte Lösungen erschwinglicher realisieren zu können. Wenn das (Kunst) Handwerk durch automatisierte Fertigungstechniken von ökonomischen Konnotationen befreit wird, verlagert sich seiner Meinung nach die bewusste Aufwertung von Architektur, wie sie vormals durch kunsthandwerkliche Ornamentierung statt fand, zunehmend von der Umsetzung hin zum intellektuellen Entwurfsprozess.

In einem digitalen Prozess ist es möglich zusammen mit dem Computer Formen zu entwickeln, die die Grenzen der Vorstellungskraft von Entwerfern überwinden. Das digitale Ornament verbindet für Dillenburger sowohl die Frage der geometrischen, performativen Ordnungssysteme, als auch die Erzeugung neuer Formensprachen. Räumliche Strukturen, die Irritationen und Rätsel aufwerfen, Neugierde stimulieren und so Emotionen beim Betrachten von Architektur auslösen.

17. Dezember 2019, 15:00 Uhr, Zürich

Nils Benedix Zu Beginn meiner Arbeit habe ich mich vor allem für die Verbindung von Architektur und Ökonomie interessiert. Ich habe allerdings relativ schnell gemerkt, dass mir der Begriff Ökonomie nicht über einen gewissen Horizont hinaus geht. Aus diesem Grund habe ich mein Projekt »Das wertvolle Haus« genannt. Mit dem Begriff »Wert« konnte ich nun auch Bereiche ausserhalb der Ökonomie in meine Fragestellung »Gibt es Werte, die durch den Modernisierungsprozess verloren gegangen sind?« miteinzubeziehen.

Benjamin Dillenburger Mit dem Modernisierungsprozess meinst du die Aufklärung?

NB So könnte man das sagen. Ich denke allerdings, dass es sich um eine Entwicklung handelt, die auch schon vor der Aufklärung ihren Anfang nahm. Diese werden beispielsweise auch von Maarten Delbeke in seinem »Cornice Project« untersucht. Für mich geht es um architektonische Elemente die unmittelbar mit »Werten« in Verbindung gebracht werden können. Soweit ich weiss beschäftigt ihr euch in eurer Arbeit auch mit solchen Elementen, wie beispielsweise dem Ornament oder unterschiedlichen Herstellungstechniken. Was ist dabei euer Ziel?

BD Wir haben mehrere Ziele. Auf der einen Seite wollen wir eine Digitalisierung der Architektur vorantreiben, weil wir denken, dass es die einzige Methode ist um die Herausforderungen der Zukunft bewältigen zu können. Unsere Motivation ist dabei die Architektur zu dematerialisieren — wir wollen also in der Lage sein, Architektur mit weniger bauen zu können — und wir wollen auch massgeschneiderte Lösungen konkurrenzfähig machen, dass man nicht mehr auf Standardlösungen angewiesen ist. Wir wollen Gebäude für die Bevölkerung erschwinglicher machen. Wir haben momentan das Problem, dass die Produktivität in den letzten 30 Jahren im Bau nicht wirklich gewachsen ist, und immer noch die gleichen Ressourcen nötig sind um ein Haus zu bauen. Mit unserer Forschung wollen wir aber auch den Architekten eine grössere Design-Freiheit geben. Wir wollen in der Lage sein wieder plastisch, in drei Dimensionen entwerfen zu können.

NB Gibt es dabei auch Elemente, die nach wie vor nicht von Maschinen hergestellt werden können oder sollen?

BD In der Fabrikation, die du ansprichst, werden die Grenzen was nicht maschinell verstellbar ist immer weiter verschwinden. Wir sind in der

Lage den Menschen mechanisch immer besser in Robotern abbilden zu können, und immer mehr kognitive Fähigkeiten, die für komplexe Fertigung notwendig sind zu automatisieren. Roboter fangen an, Ihre Umwelt und das Werkstück beim Fertigen beobachten zu können, und Ihre Fertigungsstrategien anzupassen. Theoretisch gibt es also in der Zukunft immer weniger handwerkliche Fähigkeiten des Menschen, die man nicht auch automatisieren könnte.

Die Frage ist eher, ob das überhaupt interessant ist. Lohnt sich das für jeden Prozess, denn es ist dann schon mit sehr viel Aufwand verbunden? Es gibt sicherlich Fähigkeiten bei denen Menschen das viel schneller und besser als Maschinen machen können. Das Automatisieren macht selbst rein ökonomisch betrachtet nicht immer Sinn.

Wir stellen uns eher die Frage, ob wir durch den Computer auch Produkte fabrizieren können, die der Mensch nicht kreieren kann. Uns interessiert also weniger das direkte Abbilden, als vielmehr für die Architektur herauszufinden wie neue Technologien die Architektur bereichern könnten.

NB Adolf Loos macht die Unterscheidung zwischen Handwerk und Kunst. Handwerk stellt für ihn Gebrauchswerte her, die durch den Gebrauch verbraucht werden. Das Kunstwerk hingegen sei in seiner Idee unverbraucher und dadurch permanent.

BD Das finde ich sehr interessant. Wenn es um den Gedanken geht, dann ist das etwas was vor dem Herstellen passiert. Es überdauert das Benutzen oder Gebrauchen.

NB Daran seid ihr auch interessiert, wenn ich mich richtig erinnere? Ihr arbeitet ja auch viel mit Algorithmen, die ihr bereits im Entwurfsprozess einsetzt.

BD Kann man Software auch kreativ in diesem Konzeptfindungsprozess einsetzen? Auf der einen Seite ist es schon ein Konzept diese Technologie einzusetzen, auf der anderen Seite sind wir auch daran interessiert inwiefern der Computer eine kreative Rolle unterstützen kann. Wir fragen uns also durch welche Strategien wir das erreichen können und zu welchen Ergebnissen das führen wird.

NB Was sind eure bisherigen Ergebnisse dazu?

BD Ein Ansatz ist es, zu versuchen über den Computer Lösungen für bestimmte Bauaufgaben zu finden. Dabei bestimmt der Architekt auf einer abstrakten Ebene die Kriterien, eine sogenannte »Fitness Funkti-

on«, die die Design-Lösungen erreichen soll. Der Computer sucht nach spezifischen Designs, die diesen Kriterien entsprechen. Das Kreative daran ist, dass der Computer in einer nahezu unendlichen Menge an Variationen vorurteilsfrei suchen und Ergebnisse entdecken kann, die man als Mensch nicht gefunden hätte. In der Hinsicht des Suchens, des Variierens und des Testens ist der Computer uns deutlich überlegen. Der Computer kann hunderttausendmal schneller suchen als wir Menschen das machen könnten, und so überraschende Designs entdecken. Ein anderer Ansatz ist es, zusammen mit dem Computer zu entwerfen. Der Computer kann mittels generativer Prozesse, einen Formenreichtum in einer Komplexität erzeugen, den man sich nicht als Mensch vorstellen bzw. vorhersagen könnte. Beim Betrachten der Ergebnisse ist man als Designer in der Lage das zu bewerten, und den Prozess iterative zu steuern. Man setzt aber nicht a priori ein Bewertungsschema voraus, sondern entwickelt diese während des Prozesses gemeinsam mit dem Computer.

NB Wie setzt ihr in diesem Prozess dann die Parameter fest?

BD Bei dem einen werden die Parameter a priori vom Menschen definiert. Das passiert dann meist über quantifizierbare Eigenschaften, die individuell gewichtet werden können. Beim »Form-finding« setzt man den Computer dazu ein um erst einmal aus dem Nichts eine Formvielfalt — natürlich unter gewissen Vorgaben — zu finden. Man kann auch zuerst eine Formale Idee zusammen mit dem Computer entwickeln, und anschliessend eine Möglichkeit suchen diese auf ein spezifisches Projekt anzuwenden und zu optimieren. Es handelt sich bei diesem Prozess also eher um eine »Postrationalisierung«, während im Gegensatz zu den Ansätzen, bei denen der rationale Gedanke schon zu Beginn im Entwurfsprozess steht.

Darüber hinaus lässt sich der Computer, natürlich herkömmlich, als herausragendes Instrument zur Kontrolle der Geometrie und zum Management des Bauprojekts einsetzen. Das ist aber nicht der Hauptgegenstand unserer Forschung.

NB Eines eurer Projekte beschäftigt sich mit Grotten. Das erste, was mir in den Sinn kommt, wenn ich mir diese Projekte anschauere, ist das Ornament. Woher kommt euer Interesse an ornamentalen Strukturen?

BD Mich interessieren geometrische Ordnungen in der Architektur. Das können Symmetrien, Repetitionen oder auch das Zusammenspiel verschiedener komplexer Modulationen sein. Wie lassen sich im Computer Kompositionssystem beschreiben und entwickeln? Dabei

adressiert unsere Forschung auch Fragen der Gestalt und Wahrnehmung von Architektur. Zum Beispiel adressieren wird die Frage der unterschiedlichen Fern und Nahwirkung von Gebäuden. Für mich ist Architektur meist dann interessant, wenn sie auf verschiedenen Massstäben unterschiedliche Eindrücke bietet. Es gibt zu diesem Thema eine zynische Karikatur von Leon Krier, der moderne Architektur als eine abstrakte Box darstellt die in verschiedenen Distanzen vollkommen unverändert erscheint.

Bei einer feiner gestalteten oder vielleicht auch klassischen Architektur hingegen passiert sehr viel wenn der Betrachter sich der Architektur nähert. Beim Entwurf des Projekts »Digital Grottesque« haben uns die Gestaltung der Makro- und Mikroebenen von Architektur interessiert.

NB Das »Dilemma des Ornaments«, wenn man es so beschreiben wollte, ist ja das es zum einen mit einer Bedeutung verbunden werden kann, die über die des Ornaments hinausgeht, die Architektur also bereichert, und zum anderen bringt diese Bedeutung aber auch das Problem der Hierarchie mit sich, durch die sich die Bauherren von der Masse absetzen und durch das Narrativ des Ornaments Teil eines politischen und religiösen Kontexts werden. Eure Ornamente bringen diese geschichtliche Bedeutung und die Darstellung der Arbeit nicht mit sich, denn sie werden durch einen Computer generiert, der Formen erschafft, die sich ausserhalb der Architekturgeschichte befinden. Besteht darin also nicht die Chance das »Dilemma des Ornaments« zu lösen und so die Architektur wertvoller zu machen?

BD Das ist ein interessanter Gedanke. Das Ornament ist also referenzlos? Vielleicht ein unmögliches Unterfangen, da das Referenzieren auch beim Betrachter stattfinden kann. Ich denke auch das die Formen, die wir bisher entwickelt haben mindestens so abstrakt sind, wie das Abstrakte der Moderne. »Abstrakt« ist ja nicht gleichzusetzen mit »einfach«.

NB Es ist also nicht reduziert?

BD Ja, genau. Es ist abstrakt und es handelt sich um geometrische Formen, die wie du schon sagst, kein direktes Vorbild haben. In gewisser Weise ist auch bei uns der Prozess sehr minimalistisch — auch, wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht. Es handelt sich eigentlich um ein und denselben einfachen Kompositionsprozess, einer Art digitalen Faltung und Ausdifferenzierung, die aber unendlich variiert wird. In dem Projekt »Digital Grottesque« wollten wir uns bewusst nicht auf ein geschichtliches Vorbild beziehen. Wir haben das Ornament nicht als

Medium begriffen, um historisch zu referenzieren, sondern um einen einzigartigen Raumeindruck zu schaffen, und zugleich die Radikalität digitaler Technologien zu thematisieren.

NB Die Bedeutung, die das Ornament vermitteln kann ist natürlich nicht nur schlecht. Schliesslich war das Ornament dadurch auch ein wichtiges Element um die Architektur durch die vermittelte Bedeutung zu bereichern. Das Ornament und seine Bedeutung konnte von der Gesellschaft verstanden werden. Wenn das Ornament also nun keine erkennbare Bedeutung hat, dann kann man sich natürlich auch die Frage stellen, ob es so die Architektur überhaupt bereichern kann. Ich denke das es heute auch das Problem gibt, dass der Wert von Architektur gerade von der Gesellschaft nicht mehr wahrgenommen wird. Architekten sind nicht mehr in der Lage diesen über architektonische Elemente wie das Ornament einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln.

BD Ein spannender Aspekt. Ich denke das die Rolle des Ornaments auch darin besteht etwas aufzuwerten, zu feiern oder zu schmücken. Für mich gibt es deshalb auch noch ein weiteres Dilemma, das losgelöst davon ist wie man das Ornament liest. Es geht auch darum, dass wenn das Ornament nichts Kostbares mehr ist, also im klassischen Sinne kein Kunsthandwerk mehr darstellt, der Charakter des Aufwertens eigentlich verloren geht. Da könnte für mich die Linie zum Kitsch sein. Das Ornament verliert also schon auf der Ebene der Fabrikation an Bedeutung, wenn wir es einfach 3D drucken können. Es zeigt also nicht mehr das ich mein Gebäude durch ein kostbares Kunsthandwerk selbst feiern möchte. Wenn man so will, wird das Investment kleiner. Aus diesem Grund ist auch ein Marmor von Mies van der Rohe, der sehr kostbar ist, für mich ein Aufwerten der Architektur. Wenn die Maschinen das Handwerk nun ad absurdum führen, dann ist der Wert vielleicht eher woanders zu finden. In unserem Beispiel »Digital Grotesque« wurde das Projekt durch die jahrelange Arbeit am Algorithmus kostbar. Der Wert entsteht also nicht mehr so sehr in der handwerklichen Umsetzung, sondern vielmehr im intellektuellen Entwurfsprozess.

NB Ich denke das Loos in dieser Hinsicht die Wertlosigkeit des Ornaments durch die industrielle Fertigung des immer Gleichen bereits beschreibt. In dem Moment aber wo durch die Digitalisierung automatisiert eine Varianz hergestellt werden kann, die es ermöglicht unterschiedliche Ornamente schnell und günstig herzustellen, ist es dann noch wertlos?

BD Das immer Gleiche in der industriellen Fertigung herzustellen wird günstig. Deshalb sieht man die Stuckelemente in jedem Baumarkt. Unsere Forschung hingegen geht davon aus, das selbst auch das Massgefertigte in der vierten industriellen Revolution günstig ist. Vor dreissig Jahren hätte man vielleicht gesagt, dass ein hochwertiges Produkt sich durch einen hohen Preis auszeichnet. Durch unsere Forschung aber ist selbst das kein Erkennungsmerkmal mehr. Es macht finanziell keinen Unterschied, ob ich immer das Gleiche oder Unterschiedliches produziere.

NB Aber der Gedanke bekommt damit einen höheren Wert? Also der Prozess vor der Herstellung.

BD Genau. Das verhält sich, denke ich ähnlich wie mit digitalen Daten. Das Reproduzieren oder das Variieren von Daten erzeugt keine wirklichen Kosten mehr. Aber der Inhalt der Daten bestimmt den Wert. Diese werden kostbar dadurch, dass sie besonders wertvolle Informationen beinhalten. Da wir im Materialisieren genauso radikale Prozesse verfolgen wie in der digitalen Datenverarbeitung, geht es vielmehr um das Narrativ. Denn das macht den Wert dann aus.

NB Wenn wir uns jetzt die Architekturgeschichte ansehen, dann stellt man fest, das sich die verschiedenen Elemente auch immer über die Spuren der Arbeit ausgezeichnet haben. In der Fläche ist der Stein also anders beschlagen als zum Beispiel am Rand. Fällt das nicht etwas weg durch euren Herstellungsprozess?

BD Ich denke wir suchen trotzdem immer noch nach diesen Spuren, die auch in den digitalen Herstellungsprozessen innewohnen. Bei allem, was wir drucken kann man beim Näherkommen Spuren des Herstellungsprozesses erkennen. Durch den Druckprozess zeichnen sich zum Beispiel die Druckebenen ab. Wenn wir nun eine Form drucken und anschliessend zum Beispiel mit Aluminium ausgiessen, dann kann man diese immer noch erkennen. Die Spuren werden natürlich schon kleiner. Gleichzeitig gibt es Formen, die nur über den 3D Druckprozess hergestellt werden können. Das Material aus dem etwas gebaut wird ist für uns sehr entscheidend. Bei der Ornamentierung des 3D gedruckten Raumes haben wir auch die Grenzen erreicht, was man mit dem Material Sandstein überhaupt erreichen kann. Sie liegen weit von dem entfernt, was ein traditioneller Steinmetz bearbeiten könnte. Während die Gesetzmässigkeiten des Materials ähnlich bleiben, und davon auch die Tectonic bestimmt wird, hinterlässt ja auch das Bearbeitungswerkzeug Spuren. Die Spuren eines Steinmetzes würden einen behauenen

Stein anders beeinflussen, als ein CNC gefräster Stein oder ein 3D gedruckter Stein.

NB Also welche Elemente haben welche Spuren?

BD Bei traditionellen Betonbau findet man solche Spuren bei Tadao Andos Bauten zum Beispiel. Die Rödellöcher und die Schaltafeln die ganz präzise geplant sind. Als Architekt kann man man solche Spuren des Fertigungsprozesses bewusst einsetzen, oder Sie bewusst der Kontrolle entziehen. Eine präzise Planung und Ausführung ist meist aufwendig. Bei uns passiert das deshalb schon in der Planung mit Hilfe des Computers.

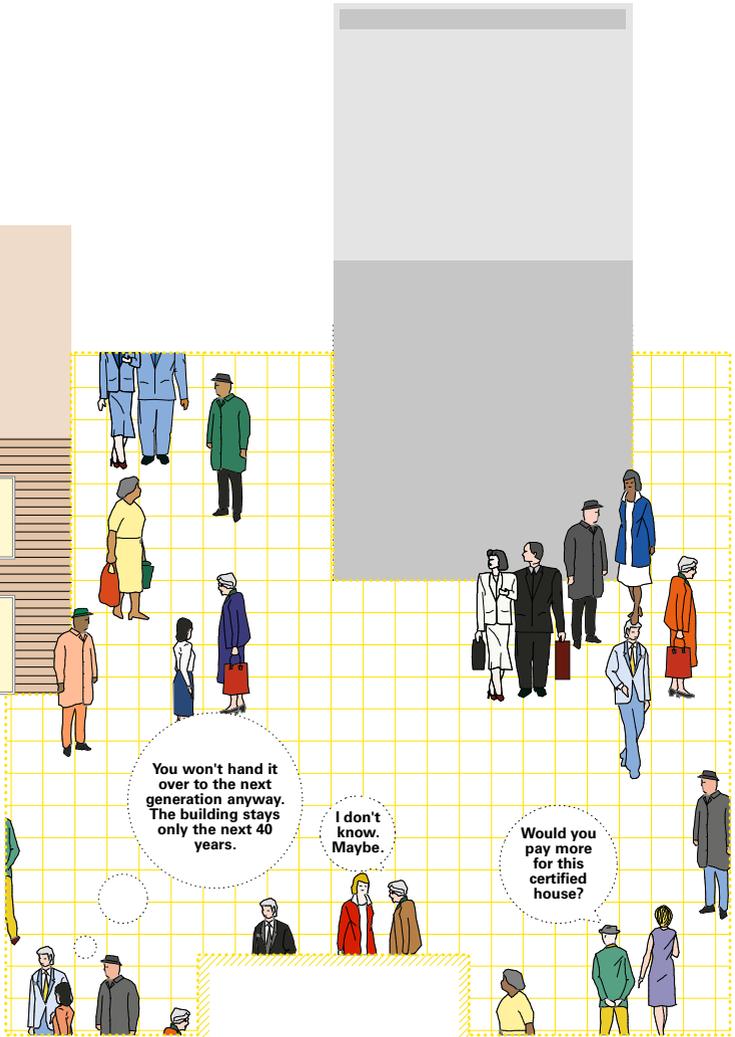
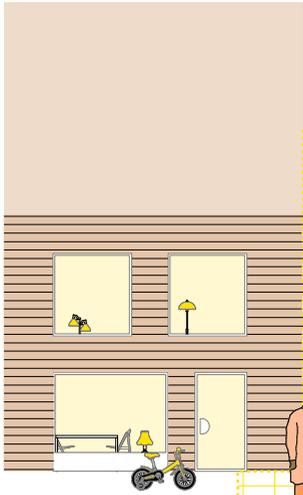
NB Das heisst die Spuren könnt ihr immer schon planen?

BD Auf einer bestimmten Ebene schon. Man entscheidet zum Beispiel in welcher Orientierung die Bauteile gedruckt werden und in welchen Stückelungen man arbeitet. So kann man daran erkennen, ob etwas sorgfältig geplant ist oder eben nicht. Nicht mehr der Duktus oder das handwerkliche Können ist dafür ausschlaggebend, sondern die sorgfältige Planung.

Das Material selbst, der extrahierte Beton, hat aber auch ein Eigenleben, was dem Objekt einen spezifischen Charakter verleiht: eine Art Material-definiertes Ornament. Es ist sehr reizvoll genau mit diesem nur begrenzt kontrollierbaren Eigenschaft zu spielen.

Eine Gefahr die ich sehe, wenn wir Architekten mit digitalen Werkzeugen arbeiten, ist dass die nötige Differenzierung verloren geht. Der typische »Blob« weist kaum Differenzierung auf, nicht zwischen nah und fern oder zwischen oben und unten. Wenn hier banale geometrische Systeme eingesetzt werden, die sehr leicht nachzuvollziehen sind, geht jeder Zauber verloren, und führt nach den zuvor besprochenen Kriterien zu "wertloser" Architektur.

Für mich beinhaltet Architektur eben auch eine phänomenologische Ebene. Dafür eignet sich vielleicht auch das Ornament. Es kann einen emotional ergreifen, Rätsel aufgeben oder irritieren. Für mich sind das alles Werte, die über Formen in der Architektur erreicht werden können.



"Genossenschaft"

Schweizer Werte

Ein Gespräch mit dem Soziologen
Christian Schmid

Für Christian Schmid definiert sich die Schweizer Wertvorstellung vor allem durch den Industriestandard. Dauerhaft und unzerstörbar muss es sein. Beton als Material, das diese Dauerhaftigkeit darstellen soll, wird von der Gesellschaft hingegen als kalt und lebensfeindlich wahrgenommen. Unter dieser modernen Wertvorstellung der Architekten leidet nicht nur die gesellschaftliche Wahrnehmung, sondern auch der öffentliche Raum. Dieser nimmt einen hohen Stellenwert in der Schweizer Wertvorstellung ein, wird durch die entstandene Architektur jedoch oft unbrauchbar. Der öffentliche Raum geht auf die lange Geschichte der frei zugänglichen Alpen, Parkanlagen und Plätze zurück. Durch die Entwicklung der Gentrifizierung wird diese Öffentlichkeit teils gefährdet. Nicht nur politische Gesetzgebungen wie der Lex Kollar können die Stadt vor solchen Entwicklungen bewahren, sondern auch sozialer oder genossenschaftlicher Wohnungsbau. Denn in der Genossenschaft bauen die Menschen nicht für den Markt, sondern für sich selbst. Werte wie Gemeinschaft, Ressourceneffizienz und erschwingliche Mieten bringen so Vielfalt und Dicht in die Stadt.

08. Januar 2020, 16:00 Uhr, Zürich

Nils Benedix Wie würden Sie die Schweizer Wertvorstellung beschreiben?

Christian Schmid Aus soziologischer Sicht würde das eine eigene Untersuchung erfordern. Wir haben natürlich viele Untersuchungen gemacht insbesondere zu den urbanen Qualitäten und da spielen natürlich auch Wertvorstellungen mit hinein. Wir haben diese Wertvorstellungen natürlich nicht spezifisch erfragt. Man könnte sie natürlich aus der Debatte rekonstruieren aber das müsste man erst einmal machen. Was ich dazu sagen kann, sind also nur Hypothesen. Ich kenne dazu keine gesicherten Erkenntnisse. Also was sind Schweizer Werte? Es gibt eine in der Schweizer Industrietradition verankerte Wertvorstellung. Diese hat Marcel Meili mit dem Beispiel des Schweizer Taschenmessers einmal sehr gut auf den Punkt gebracht. Bei dem Schweizer Taschenmesser handelt es sich um ein Werkzeug, das einem Industriestandard entspricht. Es ist also kein »Consumer-Ware«, sondern ein Massenprodukt, dessen Qualität nur über einen industriellen Standard erreicht werden kann. Die Qualität und der Gebrauch sind dabei sehr wichtig. Es ist ein Instrument, das man benutzen kann und bei dem nicht einfach gleich alles abbricht. Die Hochwertigkeit ergibt sich aus der Wahl der Materialien. Dieses Taschenmesser ist nicht kaputtzukriegen.

Das ist sicherlich eine Wertvorstellung die auch die Schweizer Architektur sehr stark prägt. Sie ist nicht kaputt zu bekommen. Sie ist ganz einfach für die Ewigkeit gebaut und die Wertigkeit bemisst sich in der Materialisierung. Hier achtet man auf grosse Perfektion und auf enorme Beständigkeit – zumindest im Prinzip. Denn gerade in Bezug auf den Minergie-Standard hält man das nicht durch, aber das ist eine ganz andere Geschichte (lacht). Eine sich daraus ergebende Entwicklung hat sich vor allem in den letzten Jahren bemerkbar gemacht. Der Schweizer Minimalismus, der sehr stark von Zürich her kommend, die Architektur geprägt hat. Das ist eine Architektur, die nicht sehr prätentios ist. Sie ist sehr zurückhaltend und sehr streng. Man muss sagen das sie von den Menschen gar nicht speziell geliebt wird. Also hier sind die Qualitätsvorstellungen der Architektinnen und Architekten grundsätzlich andere, als die Wertvorstellungen der Bevölkerung. Die Bevölkerung hätte lieber etwas Warmes, Gefühlsbetontes das einen gewissen Abwechslungsreichtum und Unterhaltungswert beinhaltet. Die Folge davon ist das diese Architektur von den Menschen als eine »kalte Architektur« beschrieben wird.

Man empfindet es als »Kälte« und meint damit auch einen Vorwurf,

und zwar einen ziemlich schweren. Es ist nicht lebensfreundlich, es ist nicht warm, denn das Leben ist warm und nicht kalt. Also hier manifestiert sich dann ein sehr klarer Gegensatz zwischen Architektenschaft und Bevölkerung. Ein weiteres Problem, das ich in dieser Wertvorstellung sehe, ist das der Relation von Architektur und Stadt. Wenn man in der Schweiz von Architektur redet, dann spricht man von Gebäuden. Ich würde also sagen, dass der Städtebau eines der grossen Probleme der Schweizer Architektur ist. So schwach das selbst die Funktionalität nicht mehr gegeben ist. Also wenn wir beispielsweise von Aussenräumen sprechen, dann versagt dieser schweizerische Perfektionismus. Es wird steril — eine Zumutung — denn es ist einfach zu perfekt. Jetzt muss man aber über die Architektur hinausgehen, denn das geht bis in die Stadtplanungsämter, hin zu den Verantwortlichen, die Bauherrschaften die auch solche scheinbaren Qualität-Standards fordern. Die aber natürlich keine wirklichen Lebensqualitäten beinhalten, sondern rein formale Qualitäten darstellen. Die Wertigkeit bemisst sich also sehr stark an der formalen Strenge und an der formalen Durchführung. Dies zeigt sich dann auch in der Regulierungswut. Machen Sie in Zürich mal ein Bistro auf, dann kommen gleich Heerscharen von der Gesundheitspolizei, der Feuerpolizei, der Baupolizei, es hört gar nicht mehr auf. Alle haben sie etwas zu sagen und am Ende sieht das Resultat einfach verheerend aus. Denn es ist die Summe aller dieser Anforderungen an die Qualität oder eben an die Wertigkeit dieser Bauwerke, die dann — fast schon im Regelfall — das Gebäude nicht mehr als wertvoll erscheinen lassen — zumindest nicht für die Benutzerinnen und Benutzer. Da muss man schon wirklich sehr gute Architektur machen, um unter diesen Rahmenbedingungen etwas »Wertvolles« zu schaffen was bei den Menschen Begeisterung weckt. Denn die Begeisterung, an der man das messen kann, hält sich gerade hier in Zürich schon sehr in Grenzen. Sowohl bei der Bevölkerung als interessanterweise auch bei den Architektinnen und Architekten, die sehr wohl zugeben, dass sie das Resultat nicht gut finden.

NB Woher kommt diese Diskrepanz in den Wertvorstellungen der Architektenschaft und Bevölkerung?

CS Ich würde sagen ganz klassisch aus der Moderne. Die Begeisterung für die klassische Moderne das war vor allem eine Begeisterung, die in der Architektur zelebriert wurde. Jetzt denken Sie ja nicht, dass die Bevölkerung das irgendwie gut fand. Henri Lefèbvre beschrieb in seinem Buch »The Production of Space« einen Code den es noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gab. Dieser Code stammte aus der Renaissance und stand für ein gegenseitiges Verständnis von Bevölkerung

und Architektur. Es gab also eine Übereinkunft darüber was man als schön, gut oder wertvoll empfand. Die gründerzeitlichen Quartiere haben diese Wertvorstellungen noch verkörpert und die Menschen fanden es schön und dadurch bekam es einen Wert. Dieses gegenseitige Verständnis begann dann mit der grossen Welle der Urbanisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auseinander zu brechen. Die Architekten gehen dann schon fast mit einer brachialen Gewalt gegen das Cliché der bürgerlichen »Guten Stube« vor. Es gibt dazu einen schönen Film von _____ der dieses Cliché in den 1920er Jahren anprangert. Darin wurde versucht das Moderne Wohnen zu propagieren. Eine bürgerliche Wohnkultur die für Arbeiterinnen und Arbeiter nicht geeignet war, sollte durch ein modernes Wohnen der Zeit angepasst werden. Am Schluss liegt die ganze »Gute Stube« in Trümmern und dann kommt ein harter Schnitt und dann heisst es: »Und jetzt machen wir modernes Wohnen. Raus mit dem ganzen Plunder.« Es wird nicht mehr gebraucht. Es ist eine alte bürgerliche Kultur. Wir haben jetzt eine Moderne in der es natürlich lichtdurchflutete Räume gibt, minimalistische Einrichtungen mit Bauhaus Möbeln und so weiter.

NB Woher kommt die Faszination für das Material Beton? Hat es nicht auch mit den enormen Kiesvorkommen in der Schweizer Rheinebene zu tun?

CS Das kann ich nicht sicher sagen, aber ich würde mich auf die schon immer hoch geachtete Ingenieurbaukunst der Schweiz beziehen. Brücken, Staudämme und Tunnels das sind die grossen Werke der Schweizer Ingenieurkunst. Das Material, das dafür verwendet wurde, war Beton. Es bot sehr viele Vorteile. Einer der ersten Filme von Jean Luc Godard bezieht sich auf die Grande Dixence die grösste Staumauer der Schweiz. Die Faszination dafür ist aber wiederum etwas was überhaupt nicht von der Bevölkerung geteilt wird. Zumindest nicht, wenn man Beton für den Bau von Gebäuden einsetzt. Mit Titeln wie »Schade, dass Beton nicht brennt« von Wolfgang Schukraft 1980, »Zwischen Betonfahrten« von Pius Morger 1980 oder Grauzone von Fredi Murer 1979 kamen alle negativen Assoziationen dieser Wertvorstellung zusammen und das führte dazu das man Beton in der Bevölkerung überhaupt nicht gut fand. Die Wertvorstellung der Schweizer Architektur hingegen baut auch heute noch darauf auf.

NB Das heisst alleine die Verwendung von Beton würde die Diskrepanz der Wertvorstellungen zwischen Architekten und Bevölkerung abbauen? Das hiesse auch, dass eine Annäherung von Seiten der Architektenschaft stattfinden müsste, denn die Wertvorstellung der Bevölke-

rung scheint unverrückbar zu sein?

CS Ich denke, das ist ein komplexes Problem. Natürlich gehören die Architekten dazu, aber auch die Ingenieure, die öffentliche Hand, die Juries und so weiter. Es handelt sich also um ein komplexes soziales System. Die Bauten sind als Teil einer Systematik. Den Grund dafür das sich diese Wertvorstellung der Architektinnen und Architekten so stark hält, sehe ich in der Grösse der Schweiz. Die Schweiz ist relativ klein. Die Leute geben sich die Klinke in die Hand. Einmal sind sie hier als Architektinnen oder Architekten, einmal sind sie in der Jury und ein weiteres Mal sind sie als Beraterinnen oder Berater tätig. Man läuft sich also ständig über den Weg. So findet ein Austarieren der Wertvorstellungen statt. Die Akteure sind sich dessen auch überhaupt nicht bewusst, es läuft hinter ihrem Rücken ab. Für mich ist das die einzig plausible Erklärung warum diese Wertvorstellung so stark funktioniert.

NB Was für eine Wertvorstellung gibt es gegenüber dem öffentlichen Raum? In vielen Ländern unterliegt dieser immer öfter den Regeln der Kommerzialisierung.

CS Also wie Sie die Kommerzialisierung des öffentlichen Raums untersuchen wollen dann kommen Sie nicht nach Zürich. Denn ich denke, dass ein weiterer Bestandteil der Schweizer Wertvorstellung der öffentliche Raum ist, vor allem die öffentliche Parkanlage. In der Schweiz gibt es nach wie vor eine grosse Tradition von zugänglichen öffentlichen Räumen, die auch gut gestaltet sind. Darauf legt man sehr viel Wert. Dafür investiert man auch viel Geld. Dazu gibt es eine lange Geschichte. Die Parkanlagen entlang des Sees von 1880 zum Beispiel. Das setzt sich dann fort in den Wäldern, die auch öffentlich zugänglich sind, was in England zum Beispiel nicht der Fall ist. Dort gibt es sehr viel Privatwald, der der Öffentlichkeit vorenthalten wird. In der Schweiz hingegen wird man gerade dazu eingeladen mit all den Wanderwegen und auch über die Alpen darf jeder gehen, sie sind öffentlich zugänglich. Es gibt in der Schweiz daher ein sehr starkes Selbstverständnis für den freien Zutritt zu allen öffentlichen Aussenräumen.

Was man in den letzten Jahren allerdings immer wieder beobachten kann, ist eine Einschränkung dieses Selbstverständnisses durch störenden Lärm. Mit der zunehmenden Gentrifizierung beanspruchen die Bewohnerinnen und Bewohner immer mehr auch einen Teil des öffentlichen Raums. »Wenn ich schon so viel für meine Wohnung ausbebe, dann möchte ich auch mit offenem Fenster schlafen können«. Dann stören natürlich alle die den öffentlichen Raum zu dieser Tageszeit benutzen. Da gibt es dann sehr viele Konflikte. Alles was stört, muss ir-

gendwie weg. Da hat Zürich eine lange Tradition, die mit der Drogenszene in den 1980er Jahren begann und sich auf andere Störquellen wie Alkoholismus und Sexbusiness ausweitete. Durch Aufwertungen des öffentlichen Raumes sollen diese Störungen immer wieder vermieden werden. Zürich lebt sicherlich seit dem Zweiten Weltkrieg genau in dieser Ambivalenz von Offenheit und Engstirnigkeit. Die 1980er Bewegung war nicht zuletzt eine Reaktion auf die völlig unangemessene und ausufernde Kontrollwut der lokalen Behörden und der Bevölkerung. Ich denke, es gab ein Fenster von ca. zehn Jahren. In den 80er Jahren war das Fenster offen und seit dem schliesst es sich langsam wieder. Die Engstirnigkeit kehrt seit dem wieder nach Zürich zurück.

NB Hat das auch etwas mit Eigentum zu tun?

CS Die Menschen, die Ärger machen, sind ganz klar diejenigen mit Eigentum, wenn Sie zur Miete wohnen dann machen Sie in der Regel nicht so viel Ärger. Diese Entwicklung steigt also mit Eigentumswohnungen.

NB Wo sehen Sie den Ursprung in den negativen Auswirkungen dieser Gentrifizierung?

CS Diese negativen Auswirkungen der Gentrifizierung haben ihren Ursprung in den Wohnungsgrundrissen. Die Grundrisse sind viel zu gross und platzraubend. Alle diese offenen Räume und Wohnlandschaften sind viel zu gross und vor allem für wohlhabende Singles konzipiert. Um dies zu verhindern, gibt es mehrere Möglichkeiten. Zum einen gibt es in der Schweiz seit 1983 den »Lex-Koller«. Mit diesem Gesetz soll verhindert werden das Ausländer, die keinen Wohnsitz in der Schweiz haben Immobilien kaufen. Das führte dazu das Zürich ganz andere Verhältnisse hat als London, wo ganze Wolkenkratzer leer stehen. Damit Häuser nicht zu Spekulationsobjekten werden, muss der Staat durch Gesetze also eingreifen. In Genf gibt es dazu beispielsweise auch ein Gesetz, das das Leerstehen von Wohnraum verbietet.

Bei den Genossenschaften gibt es ein Bewusstsein für den Platzbedarf einer Wohnung. Es gibt eine klare Regelung der Belegung. Anzahl Zimmer minus eins, das ist die Wohnungsbelegung. Das Ergebnis ist, das man Platz spart und natürlich auch kostengünstiger bauen kann, aber man bekommt eben auch eine höhere Bevölkerungsdichte in die Stadtquartiere hinein. Sozialer- und genossenschaftlicher Wohnungsbau führen automatisch zu höheren Dichten, weil diese Bestandteil der Grundprinzipien dieser Modelle ist. Diese Modelle ermöglichen es den Architektinnen und Architekten auch neue Grundrisse zu diskutieren.

Gerade weil das System in der Schweiz, bedingt durch die Grösse, so eng geschlossen ist können sich auch hier »Standards« herausbilden, die neue Wertvorstellungen hervorbringen. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist der Bauprozess. Wenn man für andere baut, dann ist die Frage der Beteiligten häufig »Was werden die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner damit machen und welche Mieten kann ich dafür verlangen?«. Wenn man aber für sich selbst baut, dann ist das Argument nicht der Markt, sondern die Gemeinschaft. Wir wollen das so und nicht der »Markt« bestimmt das auf die oder andere Weise. Das könnte man wahrscheinlich nie bauen, wenn man das am Markt platzieren müsste. In den genossenschaftlichen Modellen kann man plötzlich ganz andere Wohnmodelle umsetzen und entwickeln.

Literatur

Karl, Marx. Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie. Ungekürzte Ausgabe nach der zweiten Auflage von 1872. Anacanda Verlag, Köln 2009. Erster Abschnitt. S. 49 - 61.

Erster Abschnitt Ware und Geld

ERSTES KAPITEL Die Ware

1. Die zwei Faktoren der Ware: Gebrauchswert und Wert (Werts substanz, Wertgröße)

Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine «ungeheure Warensammlung»¹, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware.

Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie z.B. dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache.² Es handelt sich hier auch nicht darum, wie die Sache das menschliche Bedürfnis befriedigt, ob unmittelbar als Lebensmittel, d.h. als Gegenstand des Genusses, oder auf einem Umweg, als Produktionsmittel.

Jedes nützliche Ding, wie Eisen, Papier usw., ist unter doppeltem Gesichtspunkt zu betrachten, nach Qualität und Quantität. Jedes solches Ding ist ein Ganzes vieler Eigenschaften und kann daher nach verschiedenen Seiten nützlich sein. Diese verschiedenen Seiten und daher die mannigfachen Gebrauchswesen der Dinge zu entdecken ist geschichtliche

¹Karl Marx, »Zur Kritik der Politischen Ökonomie«, Berlin 1859, S.4

²»Wo ein Verlangen ist, ist ein Bedürfnis; es ist der Appetit des Geistes, und so natürlich wie Hunger für den Körper ... Die meisten Dinge haben ihren Wert daher, daß sie die Bedürfnisse des Geistes befriedigen.« (Nicholas Barbon, »A Discourse on coining the new money lighter. In answer to Mr. Locke's Considerations etc.«, London 1696, p. 2, 3.)

Tat.³ So die Findung gesellschaftlicher Maße für die Quantität der nützlichen Dinge. Die Verschiedenheit der Warenmaße entspringt teils aus der verschiedenen Natur der zu messenden Gegenstände, teils aus Übereinkunft.

Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert.⁴ Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaften des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne denselben. Der Warenkörper selbst, wie Eisen, Weizen, Diamant usw., ist daher ein Gebrauchswert oder Gut. Dieser sein Charakter hängt nicht davon ab, ob die Aneignung seiner Gebrauchseigenschaften dem Menschen viel oder wenig Arbeit kostet. Bei Betrachtung der Gebrauchswerte wird stets ihre quantitative Bestimmtheit vorausgesetzt, wie Dutzend Uhren, Elle Leinwand, Tonne Eisen usw. Die Gebrauchswerte der Waren liefern das Material einer eignen Disziplin, der Warenkunde.⁵ Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des — Tauschwertes.

Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen,⁶ ein Verhältnis, das beständig mit Zeit und Ort wechselt. Der Tauschwert scheint daher etwas Zufälliges und rein Relatives, ein der Ware innerlicher, immanenter Tauschwert (valeur

³ »Dinge haben einen intrinsick vertue« (dies bei Barbon die spezifische Bezeichnung für Gebrauchswert), »der überall gleich ist, so wie der des Magnets, Eisen anzuziehen« (l.c.p. 6). Die Eigenschaft des Magnets, Eisen anzuziehen, wurde erst nützlich, sobald man vermittelt derselben die magnetische Polarität entdeckt hatte.

⁴ Vgl. John Locke: »Der natürliche worth jedes Dinges besteht in seiner Eignung, die notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen oder den Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens zu dienen.« (, »Some Considerations on the Consequences of the Lowering of Interest«, 1691, in »Works«, edit. Lond. 1777, v. II, p. 28.) Im 17. Jahrhundert finden wir noch häufig bei englischen Schriftstellern »Worth« für Gebrauchswert und »Value« für Tauschwert, ganz im Geist einer Sprache, die es liebt, die unmittelbare Sache germanisch und die reflektierte Sache romanisch auszudrücken.

⁵ In der bürgerlichen Gesellschaft herrscht die juristische Fiktion, daß jeder Mensch als Warenkäufer eine enzyklopädische Warenkenntnis besitzt.

⁶ Vgl. Le Trosne: »Über das gesellschaftliche Interesse in bezug auf den Wert, den Umlauf, die Industrie und den Handel« (1777), éd. Daire, Paris 1846, p. 889.)

intrinsèque) also eine *contradictio in adjecto*.⁷ Betrachten wir die Sache näher.

Eine gewisse Ware, ein Quarter Weizen z.B. tauscht, sich mit x Stiefelwiche oder mit y Seide oder mit z Gold usw., kurz mit andern Waren in den verschiedensten Proportionen. Mannigfache Tauschwerte also hat der Weizen statt eines einzigen. Aber da x Stiefelwiche, ebenso y Seide, ebenso z Gold usw. der Tauschwert von einem Quarter Weizen ist, müssen y Stiefelwiche, y Seide, z Gold usw. durch einander ersetzbare oder einander gleich große Tauschwerte sein. Es folgt daher erstens: Die gültigen Tauschwerte derselben Ware drücken ein Gleiches aus. Zweitens aber: Der Tauschwert kann überhaupt nur die Ausdrucksweise, die «Erscheinungsform» eines von ihm unterscheidbaren Gehalts sein. Nehmen wir ferner zwei Waren, z.B. Weizen und Eisen. Welches immer ihr Austauschverhältnis, es ist stets darstellbar in einer Gleichung, worin ein gegebenes Quantum Weizen irgendeinem Quantum Eisen gleichgesetzt wird, z.B. 1 Quarter Weizen = a Ztr. Eisen. Was besagt diese Gleichung? daß ein Gemeinsames von derselben Größe in zwei verschiedenen Dingen existiert, in 1 Quarter Weizen und ebenfalls in a Ztr. Eisen. Beide sind also gleich einem Dritten, das an und für sich weder das eine noch das andere ist. Jedes der beiden, soweit es Tauschwert, muß also auf dies Dritte reduzierbar sein.

Ein einfaches geometrisches Beispiel veranschauliche dies. Um den Flächeninhalt aller gradlinigen Figuren zu bestimmen und zu vergleichen, löst man sie in Dreiecke auf. Das Dreieck selbst reduziert man auf einen von seiner sichtbaren Figur ganz verschiedenen Ausdruck — das halbe Produkt seiner Grundlinie mit seiner Höhe. Ebenso sind die Tauschwerte der Waren zu reduzieren auf ein Gemeinsames, wovon sie ein Mehr oder Minder darstellen.

Dies Gemeinsame kann nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein. Ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Andererseits aber ist es grade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisiert. In-

⁷ »Nichts kann einen inneren Tauschwert haben« (N. Barbon, l.c.p. 6), oder wie Butler sagt: »Der Wert von allen Dingen ist was die Dinge bringen.«

nerhalb desselben gilt ein Gebrauchswert grade so viel wie jeder andre, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist. Oder, wie der alte Barbon sagt: «Die eine Warensorte ist so gut wie die andre, wenn ihr Tauschwert gleich groß ist. Da existiert keine Verschiedenheit oder Unterscheidbarkeit zwischen Dingen von gleich großem Tauschwert.»⁸ Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedner Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedner Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert.

Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten. Jedoch ist uns auch das Arbeitsprodukt bereits in der Hand verwandelt. Abstrahieren wir von seinem Gebrauchswert, so abstrahieren wir auch von den körperlichen Bestandteilen und Formen, die es zum Gebrauchswert machen. Es ist nicht länger Tisch oder Haus oder Garn oder sonst ein nützlich. Alle seine sinnlichen Beschaffenheiten sind ausgelöscht. Es ist auch nicht länger das Produkt der Tischlerarbeit oder der Bauarbeit oder der Spinnarbeit oder sonst einer bestimmten produktiven Arbeit. Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützlicher Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten, es verschwinden also auch die verschiedenen konkreten Formen dieser Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit.

Betrachten wir nun das Residuum der Arbeitsprodukte. Es ist nichts von ihnen übriggeblieben als dieselbe gespenstige Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unerschiedloser menschlicher Arbeit, d.h. der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung. Diese Dinge stellen nur noch dar, daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabte, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen Substanz sind sie Werte — Warenwerte.

Im Austauschverhältnis der Waren selbst erschien uns ihr Tauschwert als etwas von ihren Gebrauchswerten durchaus Unabhängiges.

Abstrahiert man nun wirklich vom Gebrauchswert der Arbeitsprodukte, so erhält man ihren Wert, wie er eben bestimmt ward. Das Gemeinsame, was sich im Austauschver-

⁸ a. a. O. S.53 und S.7

hältnis oder Tauschwert der Ware darstellt, ist also ihr Wert. Der Fortgang der Untersuchung wird uns zurückführen zum Tauschwert als der notwendigen Ausdrucksweise oder Erscheinungsform des Werts, welcher zunächst jedoch unabhängig von dieser Form zu betrachten ist.

Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Wie nun die Größe seines Werts messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen «wertbildenden Substanz», der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer, und die Arbeitszeit besitzt wieder ihren Maßstab an bestimmten Zeiteilen, wie Stunde, Tag usw. Es könnte scheinen, daß, wenn der Wert einer Ware durch das während ihrer Produktion verausgabte Arbeitsquantum bestimmt ist, je fauler oder ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht. Die Arbeit jedoch, welche die Substanz der Werte bildet, ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werten der Warenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnitts-Arbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeitskraft wirkt, also in der Produktion einer Ware auch nur die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. Nach der Einführung des Dampfwebstuhls in England z.B. genügte vielleicht halb so viel Arbeit als vorher, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handweber brauchte zu dieser Verwandlung in der Tat nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines frühern Werts.

Es ist also nur das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerts ge-

sellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt.⁹ Die einzelne Ware gilt hier überhaupt als Durchschnittsexemplar ihrer Art.¹⁰ Waren, worin gleich große Arbeitsquanta enthalten sind oder die in derselben Arbeitszeit hergestellt werden können, haben daher dieselbe Wertgröße. Der Wert einer Ware verhält sich zum Wert jeder andren Ware wie die zur Produktion der einen notwendige Arbeitszeit zu der für die Produktion der andren notwendigen Arbeitszeit. «Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Maße festgeronnener Arbeitszeit.»¹¹

Die Wertgröße einer Ware bliebe daher konstant, wäre die zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit konstant. Letztere wechselt aber mit jedem Wechsel in der Produktivkraft der Arbeit. Die Produktivkraft der Arbeit ist durch mannigfache Umstände bestimmt, unter anderen durch den Durchschnittsgrad des Geschickes der Arbeiter, die Entwicklungsstufe der Wissenschaft und ihrer technologischen Anwendbarkeit, die gesellschaftliche Kombination des Produktionsprozesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Produktionsprozesses, und durch Naturverhältnisse. Dasselbe Quantum Arbeit stellt sich z.B. mit günstiger Jahreszeit in 8 Bushel Weizen dar, mit ungünstiger in nur 4. Dasselbe Quantum Arbeit liefert mehr Metalle in reichhaltigen als in armen Minen usw. Diamanten kommen selten in der Erdrinde vor, und ihre Findung kostet daher im Durchschnitt viel Arbeitszeit. Folglich stellen sie in wenig Volumen viel Arbeit dar. Jacob bezweifelt, daß Gold jemals seinen vollen Wert bezahlt hat. Noch mehr gilt dies vom Diamant. Nach Eschwege hatte 1823 die achtzigjährige Gesamtausbeute der brasilischen Diamantgruben noch nicht den Preis des 1½ jährigen Durchschnittsprodukts der brasilischen Zucker oder Kaffeepflanzungen erreicht, obgleich sie viel mehr Arbeit darstellte, also mehr Wert. Mit reichhaltigeren Gruben würde dasselbe Arbeitsquantum sich in mehr Diamanten darstellen und ihr Wert sinken. Gelingt es, mit wenig Arbeit

⁹ »Der Wert von Gebrauchsgegenständen, sobald sie gegeneinander ausgetauscht werden, ist bestimmt durch das Quantum der zu ihrer Produktion notwendigen erheischten und gewöhnlich angewandten Arbeit.« (»Some Thoughts on the Interest of Money in general, and particularly in the Public funds etc.«, London, p. 36, 37) Diese merkwürdige anonyme Schrift des vorigen Jahrhunderts trägt kein Datum. Es geht jedoch aus ihrem Inhalt hervor, daß sie unter Georg II., etwa 1739 oder 1740, erschienen ist.

¹⁰ Le Trosse a. a. O. S.893

¹¹ K. Marx, a. a. O. S.6

Kohle in Diamant zu verwandeln, so kann sein Wert unter den von Ziegelsteinen fallen. Allgemein: Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto kleiner die zur Herstellung eines Artikels erheischte Arbeitszeit, desto kleiner die in ihm kristallisierte Arbeitsmasse, desto kleiner sein Wert. Umgekehrt, je kleiner die Produktivkraft der Arbeit, desto größer die zur Herstellung eines Artikels notwendige Arbeitszeit, desto größer sein Wert. Die Wertgröße einer Ware wechselt also direkt wie das Quantum und umgekehrt wie die Produktivkraft der sich in ihr verwirklichenden Arbeit. Auflage folgt: Wir kennen jetzt die Substanz des Werts. Es ist die Arbeit. Wir kennen sein Größenmaß. Es ist die Arbeitszeit. Seine Form, die den Wert eben zum Tausch-Wert stempelt, bleibt zu analysieren. Vorher jedoch sind die bereits gefundenen Bestimmungen etwas näher zu entwickeln.

Ein Ding kann Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz usw. Ein Ding kann nützlich und Produkt menschlicher Arbeit sein, ohne Ware zu sein. Wer durch sein Produkt sein eignes Bedürfnis befriedigt, schafft zwar Gebrauchswert, aber nicht Ware. Um Ware zu produzieren, muß er nicht nur Gebrauchswert produzieren, sondern Gebrauchswert für andre, gesellschaftliche Gebrauchswert. Und nicht nur für andre schlechthin. Der mittelalterlichen Bauer produzierte das Zinskorn für den Feudalherrn, das Zehntkorn für den Pfaffen. Aber weder Zinskorn noch Zehntkorn wurden dadurch Ware, daß sie für andre produziert waren. Um Ware zu werden, muß das Produkt dem andern, dem es als Gebrauchswert dient, durch den Austausch übertragen werden. Endlich kann kein Ding Wert sein, ohne Gegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert.

2. Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit

Ursprünglich erschien uns die Ware als ein Zwieschlächtiges, Gebrauchswert und Tauschwert. Später zeigte sich, daß auch die Arbeit, soweit sie im Wert ausgedrückt ist, nicht mehr dieselben Merkmale besitzt, die ihr als Erzeugerin von

Gebrauchswerten zukommen. Diese zwieschlächtige Natur der in der Ware enthaltenen Arbeit ist zuerst von mir kritisch nachgewiesen worden.¹² Da dieser Punkt der Springpunkt ist, um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht, soll er hier näher beleuchtet werden.

Nehmen wir zwei Waren, etwa einen Rock und 10 Ellen Leinwand. Der erster habe den zweifachen Wert der letzteren, so daß, wenn 10 Ellen Leinwand = W , der Rock = $2W$.

Der Rock ist ein Gebrauchswert, der ein besonderes Bedürfnis befriedigt. Um ihn hervorzubringen, bedarf es einer bestimmten Art produktiver Tätigkeit. Sie ist bestimmt durch ihren Zweck, Operationsweise, Gegenstand, Mittel und Resultat. Die Arbeit, deren Nützlichkeit sich so im Gebrauchswert ihres Produkts oder darin darstellt, daß ihr Produkt ein Gebrauchswert ist, nennen wir kurzweg nützliche Arbeit. Unter diesem Gesichtspunkt wird sie stets betrachtet mit Bezug auf ihren Nutzeffekt.

Wie Rock und Leinwand qualitativ verschiedene Gebrauchswerte, so sind die ihr Dasein vermittelnden Arbeiten qualitativ verschieden — Schneiderei und Weberei. Wären jene Dinge nicht qualitativ verschiedene Gebrauchswerte und daher Produkte qualitativ verschiedener nützlicher Arbeiten, so könnten sie sich überhaupt nicht als Waren gegenüberreten. Rock tauscht sich nicht aus gegen Rock, derselbe Gebrauchswert nicht gegen denselben Gebrauchswert.

In der Gesamtheit der verschiedenartigen Gebrauchswerte oder Warenkörper erscheint eine Gesamtheit ebenso mannigfaltiger, nach Gattung, Art, Familie, Unterart, Varietät verschiedener nützlicher Arbeiten — eine gesellschaftliche Teilung der Arbeit. Sie ist Existenzbedingung der Warenproduktion, obgleich Warenproduktion nicht umgekehrt die Existenzbedingung gesellschaftlicher Arbeitsteilung. In der altindischen Gemeinde ist die Arbeit gesellschaftlich geteilt, ohne daß die Produkte zu Waren werden. Oder, ein näher liegendes Beispiel, in jeder Fabrik ist die Arbeit systematisch geteilt, aber diese Teilung nicht dadurch vermittelt, daß die Arbeiter ihre individuellen Produkte austauschen. Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten treten einander als Waren gegenüber.

Man hat also gesehn: in dem Gebrauchswert jeder Ware steckt eine bestimmte zweckmäßig produktive Tätigkeit

¹² a. a. O. S. 12, 13 und sonst.

oder nützliche Arbeit. Gebrauchswerte können sich nicht als Waren gegenüberstellen, wenn nicht qualitativ verschiedene nützliche Arbeiten in ihnen stecken. In einer Gesellschaft, deren Produkte allgemein die Form der Ware annehmen, d.h. in einer Gesellschaft von Warenproduzenten, entwickelt sich dieser qualitative Unterschied der nützlichen Arbeiten, welche unabhängig voneinander als Privatgeschäfte selbständiger Produzenten betrieben werden, zu einem vielgliedrigen System, zu einer gesellschaftlichen Teilung der Arbeit.

Dem Rock ist es übrigens gleichgültig, ob er vom Schneider oder vom Kunden des Schneiders getragen wird. In beiden Fällen wirkt er als Gebrauchswert. Ebenso wenig ist das Verhältnis zwischen dem Rock und der ihn produzierenden Arbeit an und für sich dadurch verändert, daß die Schneiderei besondere Profession wird, selbständiges Glied der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit. Wo ihn das Kleidungsbedürfnis zwang, hat der Mensch jahrtausendlang geschneidert, bevor aus einem Menschen ein Schneider ward. Aber das Dasein von Rock, Leinwand, jedem nicht von Natur vorhandenen Element des stofflichen Reichtums, mußte immer vermittelt sein durch eine spezielle, zweckmäßig produktive Tätigkeit, die besondere Naturstoffe besonderen menschlichen Bedürfnissen assimiliert. Als Bildnerin von Gebrauchswerten, als nützliche Arbeit, ist die Arbeit daher eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln.

Die Gebrauchswerte Rock, Leinwand usw., kurz die Warenkörper, sind Verbindungen von zwei Elementen, Naturstoff und Arbeit. Zieht man die Gesamtsumme aller verschiedenen nützlichen Arbeiten ab, die in Rock, Leinwand usw. stecken, so bleibt stets ein materielles Substrat zurück, das ohne Zutun des Menschen von Natur vorhanden ist. Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren, wie die Natur selbst, d.h. nur die Formen der Stoffe ändern.¹³ Noch mehr. In dieser Arbeit der Formung selbst wird er beständig unterstützt von Naturkräften. Arbeit ist also nicht der einzige Quelle der von ihr produzierten Gebrauchswerte, des stofflichen Reichtums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde

¹³ »Vgl. Pietro Verri, *Meditazioni sulla Economia Politica*« — zuerst gedruckt 1771 — in der Ausgabe der italienischen Ökonomen von Custodi, *Parte Moderna*, t. XV, p. 21, 22.

seine Mutter.

Gehen wir nun von der Ware, soweit sie Gebrauchsgegenstand, über zum Waren-Wert.

Nach unsrer Unterstellung hat der Rock den doppelten Wert der Leinwand. Dies ist aber nur ein quantitativer Unterschied, der uns zunächst noch nicht interessiert. Wir erinnern daher, daß, wenn der Wert eines Rockes doppelt so groß als der von 10 Ellen Leinwand, 20 Ellen Leinwand dieselbe Wertgröße haben wie ein Rock. Als Werte sind Rock und Leinwand Dinge von gleicher Substanz, objektive Ausdrücke gleichartiger Arbeit. Aber Schneiderei und Weberei sind qualitativ verschiedene Arbeiten. Es gibt jedoch Gesellschaftszustände, worin derselbe Mensch abwechselnd schneidert und webt, diese beiden verschiedenen Arbeitsweisen daher nur Modifikationen der Arbeit desselben Individuums und noch nicht besondere feste Funktionen verschiedener Individuen sind, ganz wie der Rock, den unser Schneider heute, und die Hosen, die er morgen macht, nur Variationen derselben individuellen Arbeit voraussetzen. Der Augenschein lehrt ferner, daß in unsrer kapitalistischen Gesellschaft, je nach der wechselnden Richtung der Arbeitsnachfrage, eine gegebene Portion menschlicher Arbeit abwechselnd in der Form von Schneiderei oder in der Form von Weberei zugeführt wird. Dieser Formwechsel der Arbeit mag nicht ohne Friktion abgehn, aber er muß gehn. Sieht man ab von der Bestimmtheit der produktiven Tätigkeit und daher vom nützlichen Charakter der Arbeit, so bleibt das an ihr, daß sie eine Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ist. Schneiderei und Weberei, obgleich qualitativ verschiedene produktive Tätigkeiten, sind beide produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw., und in diesem Sinn beide menschliche Arbeit. Es sind nur zwei verschiedene Formen, menschliche Arbeitskraft zu verausgaben. Allerdings muß die menschliche Arbeitskraft selbst mehr oder minder entwickelt sein, um in dieser oder jener Form verausgabt zu werden. Der Wert der Ware aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Verausgabung menschlicher Arbeit überhaupt. Wie nun in der bürgerlichen Gesellschaft ein General oder Bankier eine große, der Mensch schlechthin dagegen eine sehr schäbige Rolle spielt¹⁴, so steht es auch hier mit der menschlichen Arbeit. Sie ist Verausgabung einfacher Ar-

¹⁴ Vgl. Hegel, »Philosophie des Rechts«, Berlin 1821, S. 190.

beitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt. Die einfache Durchschnittsarbeit selbst wechselt zwar in verschiedenen Ländern und Kulturepochen ihren Charakter, ist aber in einer vorhandenen Gesellschaft gegeben. Kompliziertere Arbeit gilt nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit. Daß diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar.¹⁵ Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben. Der Vereinfachung halber gilt uns im Folgenden jede Art Arbeitskraft unmittelbar für einfache Arbeitskraft, wodurch nur die Mühe der Reduktion erspart wird.

Wie also in den Werten Rock und Leinwand von dem Unterschied ihrer Gebrauchswerte abstrahiert ist, so in den Arbeiten, die sich in diesen Werten darstellen, von dem Unterschied ihrer nützlichen Formen, der Schneiderei und Weberei. Wie die Gebrauchswerte Rock und Leinwand Verbindungen zweckbestimmter, produktiver Tätigkeiten mit Tuch und Garn sind, die Werte Rock und Leinwand dagegen bloße gleichartige Arbeitsgallerten, so gelten auch die in diesen Werten enthaltenen Arbeiten nicht durch ihr produktives Verhalten zu Tuch und Garn, sondern nur als Verausgabungen menschlicher Arbeitskraft. Bildungselemente der Gebrauchswerte Rock und Leinwand sind Schneiderei und Weberei eben durch ihre verschiedenen Qualitäten; Substanz des Rockwerts und Leinwandwerts sind sie nur, soweit von ihrer besondern Qualität abstrahiert und beide gleiche Qualität besitzen, die Qualität menschlicher Arbeit.

Rock und Leinwand sind aber nicht nur Werte überhaupt, sondern Werte von bestimmter Größe, und nach unsrer Unterstellung ist der Rock doppelt soviel wert als 10 Ellen Lein-

¹⁵ Der Leser muß aufmerken, daß hier nicht vom Lohn oder Wert die Rede ist, den der Arbeiter für etwa einen Arbeitstag erhält, sondern vom Warenwert, worin sich sein Arbeitstag vergegenständlicht. Die Kategorie des Arbeitslohns existiert überhaupt noch nicht auf dieser Stufe unsrer Darstellung.

wand. Woher diese Verschiedenheit ihre Wertgrößen? Daher, daß die Leinwand nur halb soviel Arbeit enthält als der Rock, so daß zur Produktion des letzteren die Arbeitskraft während doppelt soviel Zeit verausgabt werden muß als zur Produktion der erstern.

Wenn also mit Bezug auf den Gebrauchswert die in der Ware enthaltene Arbeit nur qualitativ gilt, gilt sie mit Bezug auf die Wertgröße nur quantitativ, nachdem sie bereits auf menschliche Arbeit ohne weitere Qualität reduziert ist. Dort handelt es sich um das Wie und Was der Arbeit, hier um ihr Wieviel, ihre Zeitdauer. Da die Wertgröße einer Ware nur das Quantum der in ihr enthaltenen Arbeit darstellt, müssen Waren in gewisser Proportion stets gleich große Werte sein.

Bleibt die Produktivkraft, sage aller zur Produktion eines Rocks erheischten nützlichen Arbeiten unverändert, so steigt die Wertgröße der Röcke mit ihrer eignen Quantität. Wenn 1 Rock x , stellen 2 Röcke $2x$ Arbeitstage dar usw. Nimm aber an, die zur Produktion eines Rocks notwendige Arbeit steige auf das Doppelte oder falle um die Hälfte. Im ersten Fall hat ein Rock soviel Wert als vorher zwei Röcke, im letztern Fall haben zwei Röcke nur soviel Wert als vorher einer, obgleich in beiden Fällen ein Rock nach wie vor dieselben Dienste leistet und die in ihm enthaltene nützliche Arbeit nach wie vor von derselben Güte bleibt. Aber das in seiner Produktion verausgabte Arbeitsquantum hat sich verändert.

Ein größeres Quantum Gebrauchswert bildet an und für sich größeren stofflichen Reichtum, zwei Röcke mehr als einer. Mit zwei Röcken kann man zwei Menschen kleiden, mit einem Rock nur einen Menschen usw. Dennoch kann der steigenden Masse des stofflichen Reichtums ein gleichzeitiger Fall seiner Wertgröße entsprechen. Diese gegensätzliche Bewegung entspringt aus dem zwieschlächtigen Charakter der Arbeit. Produktivkraft ist natürlich stets Produktivkraft nützlicher, konkreter Arbeit und bestimmt in der Tat nur den Wirkungsgrad zweckmäßiger produktiver Tätigkeit in gegebenem Zeitraum. Die nützliche Arbeit wird daher reichere oder dürftigere Produktenquelle im direkten Verhältnis zum Steigen oder Fallen ihrer Produktivkraft. Dagegen trifft ein Wechsel der Produktivkraft die im Wert dargestellte Arbeit an und für sich gar nicht. Da die Produktivkraft der konkreten nützlichen Form der Arbeit angehört, kann sie natürlich die Arbeit nicht mehr berühren, sobald von ihrer konkreten nützlichen Form abstrahiert wird. Dieselbe Arbeit ergibt daher in denselben

Zeiträumen stets dieselbe Wertgröße, wie immer die Produktivkraft wechsle. Aber sie liefert in demselben Zeitraum verschiedene Quanta Gebrauchswerte, mehr, wenn die Produktivkraft steigt, weniger, wenn sie sinkt. Derselbe Wechsel der Produktivkraft, der die Fruchtbarkeit der Arbeit und daher die Masse der von ihr gelieferten Gebrauchswerte vermehrt, vermindert also die Wertgröße dieser vermehrten Gesamtmasse, wenn er die Summe der zu ihrer Produktion notwendigen Arbeitszeit abkürzt. Ebenso umgekehrt.

Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besondrer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte.

3. Die Wertform oder der Tauschwert

Waren kommen zur Welt in der Form von Gebrauchswerten oder Warenkörpern, als Eisen, Leinwand, Weizen usw. Es ist dies ihre hausbackene Naturalform. Sie sind jedoch nur Waren, weil Doppeltes, Gebrauchsgegenstände und zugleich Wertträger. Sie erscheinen daher nur als Waren oder besitzen nur die Form von Waren, sofern sie Doppelform besitzen, Naturalform und Wertform.

Die Wertgegenständlichkeit der Waren unterscheidet sich dadurch von der Wittib Hurtig, daß man nicht weiß, wo sie zu haben ist. Im graden Gegenteil zur sinnlich groben Gegenständlichkeit der Warenkörper geht kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit ein. Man mag daher eine einzelne Ware drehen und wenden, wie man will, sie bleibt unfaßbar als Wertding. Erinnern wir uns jedoch, daß die Waren nur Wertgegenständlichkeit besitzen, sofern sie Ausdrücke derselben gesellschaftlichen Einheit, menschlicher Arbeit, sind, daß ihre Wertgegenständlichkeit also rein gesellschaftlich ist, so versteht sich auch von selbst, daß sie nur im gesellschaftlichen Verhältnis von Ware zu Ware erscheinen kann. Wir gingen in der Tat vom Tauschwert oder Austauschverhältnis der Waren aus, um ihrem darin versteckten Wert auf die Spur zu kommen. Wir müssen jetzt zu dieser Erscheinungsform des Wertes zurückkehren.

Jedermann weiß, wenn er auch sonst nichts weiß, daß die Waren eine mit den bunten Naturalformen ihrer Gebrauchswerte höchst frappant kontrastierende, gemeinsame Wertform besitzen — die Geldform. Hier gilt es jedoch zu leisten, was von der bürgerlichen Ökonomie nicht einmal versucht ward, nämlich die Genesis dieser Geldform nachzuweisen, also die Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform zu verfolgen. Damit verschwindet zugleich das Geldrätsel.

Das einfachste Wertverhältnis ist offenbar das Wertverhältnis einer Ware zu einzigen verschiedenartigen Ware, gleichgültig welcher. Das Wertverhältnis zweier Waren liefert daher den einfachsten Wertausdruck für eine Ware.

Holz, Hans Heinz. *Vom Kunstwerk Zur Ware : Studien Zur Funktion Des ästhetischen Gegenstands Im Spätkapitalismus*. Vol. 65. Neuwied: Luchterhand, 1972. Print. Sammlung Luchterhand. S.9 - 23 und 140 - 167.

KAPITEL I DIE KRISE DER KUNST

I.

Das Gefühl ist weit verbreitet, die Kunst sei im 20. Jahrhundert in eine Krise geraten, die sich von allen Stilkrisen im kunstgeschichtlichen Verlauf qualitativ unterscheidet, weil sie nicht mehr einen Stil, sondern das Wesen aller bisherigen Kunst überhaupt in Frage stellt. Der Verlust der Darstellungsfunktion, der sich im Übergang zur sogenannten »abstrakten« oder »gegenstandslosen« Kunst anzeigt, hängt mit dieser Krisenhaftigkeit eng zusammen. Sicher aber greift die Deutung zu kurz, daß ein »Bildbedürfnis im Menschen« heute durch Photographie (samt Illustrierten) und Film (samt Fernsehen) bis zur Übersättigung befriedigt werde und die bildende Kunst aus dem Bereich der Darstellung abgedrängt sei (wie Gehlen im Anschluß an Beencken annimmt). Denn das Verständnis von Darstellung bleibt in dieser Deutung an das Kriterium der dinglichen Wiedererkennbarkeit gebunden, formale Konstruktionen würden schon nicht mehr als »Darstellungen« oder »Abbilder« (also als Erzeugnisse eines mimetischen Prozesses) akzeptiert, sondern in den Umkreis der Autonomie des Subjektiv-Kreativen verwiesen, aus der nichts anderes als selbstgenügsames Seiendes entspringen kann. Indessen ist nach unserer Auffassung auch die Konstruktion von gesetzlich definierten Relationen, von Formalien der optischen (oder haptischen) Wahrnehmung, Darstellung eines welthaften Moments, ist »Ausdruck« (in dem streng metaphysischen Sinne, den Leibniz dem Terminus gegeben hat) — so gut wie die Mathematik als »Ausdruck« von welthaften Beziehungsgesetzlichkeiten, von möglichen Wesenheiten gelten darf.

Die Krise der Kunst, die die Krise ihres Darstellungscha-

racters ist, läßt sich nicht einfach auf den Übergang zur Gegenstandslosigkeit datieren: ein Mondrian ist viel näher bei Giotto, Ucello oder Piero della Francesca als ein Renoir, der doch durchaus dinglich Wiedererkennbares malte. Vielmehr scheint die Krise damit zusammenzuhängen, daß das Abbildbare unter den Bedingungen der Warengesellschaft nicht mehr als Ausdruck menschlicher Verhältnisse, sondern nur noch verdinglicht erlebt werden kann, so daß alle traditionellen Formulierungen der Bilddarstellung als unwahr empfunden werden. Das heißt: die Verarmung der menschlichen Beziehungen im Kapitalismus engt die gestalterischen Möglichkeiten immer mehr ein, beschränkt die darstellbaren Bildgehalte und reduziert den kreativen Spielraum des Künstlers (wie den rezeptiven des Publikums). Die relative Autonomie des Ästhetischen wird aufgehoben; statt Medium der Reflexion zu sein, wird es zur bloßen Funktion der Gesellschaft, zum ideologischen Abklatsch. Die Geschichtlichkeit der Kunst ist nicht mehr vermittelt mit ihrer Funktion, zugleich Abbild der gegenwärtigen Wirklichkeit und Vorschein einer utopischen Zukunft, einer idealen Norm, einer sichtbaren Vollkommenheit zu sein. So macht die Krise der Kunst das Bewußtsein von ihrer Geschichtlichkeit radikal, das heißt, wir werden genötigt, zu den Wurzeln der Kunst zurückzugehen, um uns ihres Wesens und damit auch eines Verständnisses vom Wandel oder Verfall ihres Wesens zu vergewissern.

Kants Lehre vom interesselosen Wohlgefallen, das das Wesen der ästhetischen Empfindung ausmache, trifft erst einen späten Zustand in der Entwicklung der gesellschaftlichen Funktionen der Kunst und beschreibt auch diesen noch ideologisch: sie unterschlägt, daß die Interessellosigkeit selbst eine stilisierte Haltung ist, die sich und anderen ein durchaus reales, wenn auch nicht unmittelbar materielles Interesse verschleiert. Kunst wird nicht gesellschaftlich zweckfrei zu denken sein, wie immer auch diese Zwecke dem Kunstproduzenten und meist auch dem Kunstkonsumenten verborgen bleiben mögen; ja man könnte sagen, daß diese Verborgenheit gerade zur ideologischen Funktion der Kunst hinzugehört.

Frühem Kunstschaffen und Kunstgebrauch war der Instrumentalwert des Kunstwerks durchaus bewußt. Das Werk war Bestandteil des Rituals, hatte teil an diesem und integrierte es. Vom Objekt ging eine magische Wirkung aus — optische

Benennung, Beschwörung, Analogiezauber als Vorbereitung von Jagd, Ernte, Krieg und anderen lebenswichtigen Vollzügen des Alltags; apotropäische Effekte, unentbehrlich angesichts der Unsicherheit des Menschen gegenüber einer weithin unbegriffenen, unheimlichen Umwelt; Erweiterung der eigenen unvollkommenen Kräfte durch Amulett- und Fetischwesen, Masken und Embleme. Das Werk bezog seinen Wert aus dieser seiner Brauchbarkeit — der Fetisch, der versagte, wurde weggeworfen.

Die Instrumentalität des Kunstwerks hängt an seiner mimetischen Treffsicherheit. Mimesis ist ursprünglich eine Kategorie des magischen Denkens — der ontologische Anspruch des Kunstwerks, Wirklichkeit darzustellen, hat in dieser Sphäre seinen Grund. Nachbildung einer Gestalt, Nachahmung einer Gebärde, Nachvollzug einer Handlung machen das Kunstwerk wirkungsmächtig; und weil es Instrument für einen bestimmten Zweck ist, braucht es die Wirklichkeit nicht ganz und vollumfänglich getreu wiederzugeben, sondern kann sich in seiner Ähnlichkeit auf das beschränken, was für den Zweck wesentlich zu sein scheint. Die Mimesis unterliegt der Denkfigur »pars pro toto«, die konstitutiv für das magische Denken ist.

Darstellung steht also im Dienste des Bewirkens, das Kunstwerk ist ein Zauberwerkzeug und als solches von höchstem Gebrauchswert. Daß die Darstellungsfunktion sich von der Instrumentalfunktion ablöst, ist ein Schritt, der mit dem Übergang vom magischen zum mythischen Denken zusammenhängt. Die Verewigung des Verstorbenen im Standbild hat magischen Sinn: dem Toten soll das Weiterleben verbürgt werden. Die Wirkung, die beabsichtigt ist, liegt jedoch jenseits des Bereichs möglicher Erfahrung, sie kann nicht empirisch überprüft, die Effektivität der Statue kann nicht verifiziert werden. So gewinnt die Darstellung einen Sinn an sich, sie ist bereits das Ergebnis, nämlich die Dauer des Vergänglichen. Wie der Mythos das einmalige Ereignis in der Erzählung festhält und es wiederholbar macht im Ritual, so die Kunst im Abbild; sie repräsentiert eine Idee und wird zum Siegel eines Sachverhalts, der durch die Darstellung verbindlich fixiert wird. Ist die Bedeutung, die dem Werk beigelegt wird, in magischer Hinsicht das Vehikel eines Bewirkens, so ist sie in mythischer Hinsicht selbst die Wirkung. Ihr Gebrauchswert ist ihr Informationsgehalt, die Bedeutung des Kunstwerks macht etwas gesellschaftlich Wichtiges an-

sichtig: das Mal bezeichnet den Ort der Epiphanie des Gottes, der Tempel die Stätte des Rituals, das Bild ruft ein Ereignis aus mythischer oder geschichtlicher Vergangenheit in Erinnerung. Die Gesellschaft versteht sich in bezug auf die dargestellten Inhalte, sie weiß sich ausgedrückt durch den Mythos, der Mimesis ihres eigenen Lebens ist, das sich erst in der Darstellung seiner selbst bewußt wird. So bleibt dem Kunstwerk durch die Teilhabe am Ritual auch nach dem Verlust seiner magischen Instrumentalität der Gebrauchswert erhalten, bleibt ihm der eminente Zweck, die Motivationen gesellschaftlicher Praxis in einer Darstellung zu integrieren und so das Selbstverständnis der Gesellschaft auf eine anschauliche, mimetische Formel zu bringen. Die ursprüngliche Funktion der Kunst ist von ihrer Beziehung auf den Gesellschaftszweck nicht abzutrennen. Sie weist sich durch ihren Gebrauchswert aus, der aufs engste mit den formalen Gattungseigenschaften des Kunstwerks als Kunstwerk verknüpft ist.

Der ursprüngliche, magische oder mythische Gebrauchswert des Kunstwerks zeichnet sich nun allerdings durch einige ausnehmend besondere Bestimmtheiten aus. Er ist nicht einfach von Benutzer auf Benutzer übertragbar. Das Kunstwerk geht so primär nicht in die Sphäre des Austauschs von Gütern ein und kann, seiner genuinen gesellschaftlichen Funktion gemäß, keinen Warencharakter annehmen. Denn es ist durch eine Reihe von Merkmalen definiert, die seinen Gebrauchswert auf einen bestimmten Kreis von Benutzern einschränken. Als Kultgegenstand ist das Werk auf ein bestimmtes Ritual, auf eine bestimmte Gemeinde bezogen und verliert sowohl seine repräsentative wie seine magische Bedeutung, wenn es aus diesem Zusammenhang entfernt wird; gar nicht daran zu denken, daß eine Gemeinde ihr Kultbild veräußern würde — das käme ohnehin seiner Entwertung gleich. In vielen Fällen ist das Werk nicht transportabel, sondern fest in einen architektonischen Aufbau eingebunden. Das Bauwerk selbst ist ja seiner Beschaffenheit nach nicht versetzbar, aber auch ein Funktionswechsel, der die Folge eines Besitzerwechsels wäre, ist ausgeschlossen: erst in der Neuzeit wurden Kirchen in Pferdeställe verwandelt — ein Vorgang, der bereits ein verändertes Bewußtsein, einen Abbau der numinosen Qualitäten in der Einstellung gegenüber dem Werk voraussetzt. Tempelschändung galt zuvor als Frevel, der Hybris entsprungen, oder dokumentierte den Sieg

einer stärkeren Gruppe (samt ihrem Gotte) über eine andere, mit der auch ihr Gott unterlegen war. Die Embleme einer Gemeinschaft können erbeutet, aber nicht gekauft werden. Diese Singularität des Gebrauchswerts zeigt sich auch noch bei späten, säkularisierten Formen der Bildkunst: die Apotheose des Fürsten — höchste Form des Repräsentationsbildes — oder auch das Porträt haben einen Gebrauchswert nur für den Auftraggeber und allenfalls noch für seine Nachkommen.

So ergibt sich für das Kunstwerk der ungewöhnliche Fall, daß es bei einem extrem hohen Gebrauchswert nur einen minimalen Tauschwert hat — ein Sachverhalt, der sich in der Redeweise ausdrückt, es sei unersetzlich.

Der besondere Wertcharakter des Kunstwerks hängt, wie wir gesehen haben, mit seinem kultischen Ursprung zusammen, dessen Eigenheiten auf die Repräsentationsfunktion des Kunstwerks übergehen. Nun gehört zu diesen Eigenheiten von Anfang an eine merkwürdige Ambiguität von Darstellungsein und Dingsein. Das Werk bezieht seine Bedeutung daraus, daß es etwas darstellt, was es selbst nicht ist — eine Bestimmung, die übrigens nicht für Architektur gilt, deren Betrachtung wir darum hier aussparen müssen. Darstellen, auf wie abstrakte Weise auch immer, ist dem Ritualobjekt wesentlich. Indem es, dank seiner Darstellungsfunktion, einen rituellen Gebrauchswert bekommt und damit einmalig und unersetzlich wird, erhält es jedoch nicht nur den (prinzipiell reproduzierbaren) Darstellungswert, sondern zugleich einen Dingwert, der ihm sozusagen »an sich« zugeschrieben wird. Seine Dinglichkeit selbst — allerdings definiert durch den Sachverhalt, Bild-Ding und also mimetisch zu sein — wird mit numinosen Qualitäten besetzt. Was Walter Benjamin als die Aura des Kunstwerks bezeichnete, »die Erscheinung einer Ferne, wie nahe sie auch sein mag«, ist in dieser Ambiguität angelegt: als Ding nahe, bleibt die Bedeutung, die dem Ding anhaftet, immer unendlich fern, ein Horizont, in den das Nahe trotz seiner Nähe entrückt ist. Auch noch die säkularisierte Repräsentationsfunktion partizipiert an diesem auratischen Gehalt des Kunstwerks: der Porträtierte wird durch das Bild geadelt, das ihn darstellt — eine Ranghöhung, die die Photographie, bei der keine magischen Wirkungen mehr mitgedacht werden, nicht leisten kann.

Die Aneignung des magischen Objekts ist — wie die Sage vom Goldenen Vlies zeigt — von alters ein Ziel des Begeh-

rens; doch eben so, daß das Objekt nicht käuflich sein durfte, weil sonst ja schon der Verkäufer sein Desinteresse an dem Besitz des Objekts bekundet und mithin dessen magische Qualitäten gering geachtet hätte. Raub oder Eroberung sind darum die klassischen Methoden der Bemächtigung des Kunstwerks.

II.

Ist das Kunstwerk auch ein ausnehmend besonderes Ding, so liegt es doch in seiner Dinghaftigkeit, daß es wie ein gewöhnliches Ding betrachtet und behandelt werden kann. Der unmittelbaren magischen oder mythischen Beziehung auf den Besitzer oder die Gemeinschaft entkleidet, bleibt es doch immer noch ein Ding, das etwas darstellt und damit Träger einer theoretischen Information ist: es sagt etwas über das Dargestellte aus, und zwar durch die Art und Weise, wie dieses dargestellt wird. Mehr noch: kraft seiner ursprünglichen Funktion ist es ein Emblem für den Rang seines Besitzers und bleibt es, auch wenn seine ursprüngliche Funktion erlischt, in der säkularisierten Form, daß es ein Schmuck wird: je reicher oder vornehmer der Schmuck ist, desto höher ist sein auszeichnender Wert. Repräsentation manifestiert sich als Dekoration, diese macht den Gebrauchswert des Kunstwerks nach dem Verlust seiner religiösen Instrumentalität aus. Als Schmuck-Ding braucht das Kunstwerk aber nicht länger mehr singulär auf den Auftraggeber oder die Gemeinschaft, aus der es entstanden ist, bezogen zu sein. Es ist als Ding Träger einer formalen oder inhaltlichen Information (das ist sein »Inhalt«) und zugleich Zeichen für den Rang seines Besitzers (ein Rang, der sich auf einer verfeinerten Zivilisationsstufe dann durch Kennerschaft oder Geschmack ausweist). Der Gebrauchswert des Kunstwerks vermindert sich und gerinnt zum Statussymbol, eine Bedeutung, die in der Rolle als mythischer Ausdruck und Integrationszeichen einer Gemeinschaft schon früh angelegt war. Für ein solches Dekor-Ding fällt aber der Index der Nicht-Übertragbarkeit weg. Es tut für jeden Erwerber die gleichen Dienste, es ist für den Besitzer austauschbar gegen ein anderes Objekt, ersetzbar bei Verlust; Entäußerung mindert nicht seine Wertschätzung, sondern signalisiert nur den Statusverlust des Besitzers. Das Kunstwerk verselbständigt sich gegenüber seiner persona-

len Beziehung, es repräsentiert nicht mehr den Rang dieses oder jenes Menschen, sondern wird ein Gegenstand, der ohne unmittelbaren Gebrauchswert für seinen Besitzer den reinen Besitz an sich, den reinen Wert frei von der Beimischung minderer Instrumentalität darstellt. In Praxi erweist sich der reine Wert an sich als der reine Tauschwert, das Kunstwerk wird zur Ware, die um nichts als ihrer selbst willen begehrt und gehandelt wird. Es ist gleichsam die Idee der Ware. Ist es ursprünglich bloß Gebrauchswert ohne Tauschwert, so wird es im Laufe des geschichtlichen Wandels seiner Funktion zum bloßen Tauschwert ohne Gebrauchswert.

Das zur Ware gewordene Kunstwerk hat nun an allen Eigenschaften des Warenwesens teil: es bildet sich ein Kunstmarkt heraus, der dem Spiel von Angebot und Nachfrage unterliegt und auf dem die Verkaufsgewohnheiten prinzipiell keine anderen sind als auf dem Gebrauchsgütermarkt auch; nur hat die Verkaufsstrategie sich hier danach zu richten, daß die angebotene Ware keinen unmittelbaren Gebrauchsnutzen besitzt, sondern für den Erwerber einen ideellen (obzwar oft genug durchaus handfesten) Wert darstellt. Die Bewertungskriterien, die letzten Endes den Marktwert bestimmen, unterliegen mithin ideologischen Determinanten, die ihrer Natur nach geeignet sind, den Marktmechanismus zu verschleiern — und zwar sowohl für den Produzenten, das heißt für den Künstler selbst (für den subjektiv der Ausdrucks- und Informationswert des Werks vorrangig ist) wie auch für den Konsumenten, das heißt für den Käufer und Sammler, und zuweilen wohl auch für den Kunsthändler. Die »Grillen«, die Karl Marx am Fetisch Ware beschrieb, treten potenziert zutage, wo der Fetisch selbst zur Ware wird. Da er durch nichts anderes als durch sein An-sich-sein seinen Repräsentationswert bekommt, müssen die formalen Eigenschaften seiner Dinghaftigkeit zu den Bestimmungsmomenten seines Marktwertes werden. Konkret ließen sich solche formalen Eigenschaften nicht ohne Bezug auf seinen Gebrauchswert bestimmen und beurteilen. Gerade dieses Gebrauchswerts aber ist der Kunstgegenstand beraubt, so daß für die vage Beliebtheit des Dekors nun vorgeblich reine Formalien (die es gar nicht gibt) zu Kriterien werden, an denen der ästhetische wie der Marktwert eines Werks gemessen werden.

Die Beziehung des Kunstkonsumenten zum Künstler war, gemäß der Eigenart des Kunstwerks, bis ins 19. Jahrhundert hinein unmittelbar. Entweder gab es einen öffentlichen

oder einen privaten Auftraggeber; im einen wie im anderen Falle war der Zweck des Werkes vorbestimmt durch den Gebrauch, den der Auftraggeber davon machen wollte. Es gab scharf umrissene Grenzen sowohl für den Gegenstand, den der Künstler darzustellen hatte, als auch für die Form, in der dieses geschehen sollte. Für die Ausbildung eines längerfristigen Zeitstils wie für eine gewisse Kontinuität im Übergang zu stilistischen Neuerungen bedeutete diese Bindung des Künstlers an den Auftraggeber einen Stabilisierungsfaktor. Traditionen konnten entstehen, die sich in Schulen zu erhalten und fortzusetzen vermochten. Differenzierungen innerhalb bestimmter Gleichheiten wurden möglich, Formprobleme konnten entfaltet, ausgearbeitet und optimalen (oder extremalen) Lösungen zugeführt werden, von denen aus sie über ihren eigenen Ansatz hinaus zu neuen Problemstellungen fortdrängten. Bildende Kunst war Forschungsarbeit an der Formulierung optischer Aussagen über die Welt unter Voraussetzung einer relativ konstanten Syntax. Brauchbare ästhetische Maßstäbe konnten sich entwickeln, die, wenn sie ahistorisch absolut gesetzt wurden, aufs neue in Frage gestellt wurden. Zwischen Tradition und Traditionsbruch gab es — historisch gesehen — selbst wieder ein ausgeglichenes Verhältnis.

Insofern das Kunstwerk Träger eines Informationsgehalts ist — eines inhaltlichen wie eines formalen, welch letzterer seinerseits ein Indiz für inhaltlich Gemeintes abgibt (nämlich für die Struktur von Sachverhalten, von Gegenständen oder von Materie schlechthin) — war die breite, gleichmäßige und in langfristigen Entwicklungsströmen ablaufende Entfaltung einer bildnerischen Ausdruckssprache ein Moment historischer Rationalität, die ihrerseits das Überdauern der Werke über ihren unmittelbaren Anlaß, über die Generation ihrer Auftraggeber hinaus begünstigte. So wenig wie wissenschaftliche Forschung ist auch die künstlerische Bearbeitung von Darstellungsproblemen (die ja gegenstandstheoretischer Art und damit ontologische Probleme sind) auf schnelle Ergebnisse und kurzlebigen Konsum angelegt. Das macht gerade den Unterschied zwischen den werkzeugenden Kunstgattungen und den darstellenden Künsten aus — einen Unterschied, der bei aller gegenseitigen Beeinflussung nicht gänzlich nivelliert werden kann, es sei denn um den Preis, das Ende der Künste herbeizuführen, die sich in einem Werk manifestieren (eine Konsequenz, die nicht

nur paradox wäre, sondern schließlich auch das Ende der darstellenden Künste nach sich ziehen würde, weil es dann nichts mehr gäbe, was diese darzustellen hätten — denn es kann ja nicht der Sinn der Darstellung sein und wäre auch gar nicht möglich, das unmittelbare Leben zu reproduzieren, sondern dieses gemäß einer so oder so fixierten Perspektive zu reflektieren, also dessen Interpretation durch ein Abbild zu geben). Die Entstehung von Kunstwerken und zumal von bedeutenden Kunstwerken setzt also den Prozeß philosophischer Reflexion voraus, der nicht im Nu und nicht von heute auf morgen mit Perspektivenwechsel vollzogen werden kann; bildende Kunst ist zwar nicht begriffliche, aber allemal gesehene Philosophie, und wo Künstler ernsthaft über ihr Tun nachgedacht haben, tritt dies auch in ihrem Selbstverständnis deutlich zutage.

Kunst wird so zum Medium, in dem das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein wird und die Gegenstände als seine eigenen erfährt; aber dergestalt, daß sie zugleich in ihrem An- sich- sein erhalten bleiben und im Genuß nicht verzehrt, sondern bloß angeschaut werden. Kunst ist ein Medium also des Aneignungsprozesses, der in der Philosophie auf den Begriff gebracht wird, und selbst die philosophischste aller Aneignungsweisen, weil sie ihren Gegenstand nicht nur zu uns, sondern auch zu sich selbst bringt. Diesen philosophischen Anspruch der Kunst hat Leonardo da Vinci schon emphatisch angemeldet.

Vor dem Kunstwerk erfährt der Mensch mithin seine ontologische Verfassung; nicht jedoch auf eine abstrakte Weise, sondern im Medium einer geschichtlichen Verwirklichung. Denn das Kunstwerk hat teil an der geschichtlichen Konkretisierung des Allgemeinen, es ist nach Inhalt und Form determiniert durch seine historische Position, die seinen Stil ausmacht: Zeitstil, Lokalstil, Schulstil, Persönlichkeitsstil. Seit Wölfflin wissen wir, daß die Historizität des Stils gewisse übergeschichtliche Gesetzmäßigkeiten nicht ausschließt. In der sich unter verschiedenen Bedingungen wiederholenden Abfolge genereller Formtendenzen — archaische, klassische, barocke Phase — werden ontologische Aspekte der Gegenstandsauffassung faßbar, und die Regel der Abfolge wird durch den natürlichen Fortgang vom Einfachen zum Komplexen bestimmt. Nichtsdestoweniger ist die Erscheinung, unter der sich die allgemeine Regel manifestiert, historisch singulär. In sie geht die an Ort und Stelle lebendige Traditi-

on ein, sie wird von Fragestellungen ihrer Zeit bedingt, in ihr wird der gesellschaftlich relevante Bewußtseinzustand der Epoche spürbar. Der kunstinterne Sachverhalt, daß die Formschöpfungen jedes Künstlers als Antwort auf seine Vorgänger verstanden werden können, macht eine innere Problemgeschichte der Kunst sichtbar. Doch es gibt auch eine äußere Problemgeschichte, die aus dem Zusammenhang von Kunst und Gesellschaft resultiert. Ein struktureller Parallelismus zwischen kunstinternen Formentwicklungen und der Abfolge von Entwicklungsstadien innerhalb einer Gesellschaftsformation ließe sich unschwer aufzeigen, so daß die scheinbar getrennten äußeren und inneren Determinanten in eine Art »prästabilisierte Harmonie« zu bringen wären.

Gäbe es indessen nur diese Zuordnung des Kunstwerks zu einer historischen Seinslage, so würde seine überdauernde Geltung nicht zu begründen sein. Die Werke Giotto's, Tizians und Rembrandts hätten dann keinen anderen Bezug auf uns als andere kulturgeschichtliche Zeugnisse. Sie sprechen zu uns jedoch nicht nur deshalb, weil unsere ganze Vergangenheit in unserer Gegenwart, wenn auch unausdrücklich, aufgehoben ist und uns an ihren Relikten ausdrücklich als unsere eigene bewußt wird. Sie sprechen vielmehr auch deshalb zu uns, weil in ihnen selbst etwas unabgegolten ist, weil sie über sich hinausweisen auf eine Vollkommenheit, die nie Gegenwart, sondern immer nur Horizont der Zeit sein kann. Paul Ricoeur hat den Horizont als »die Metapher dessen, was sich nähert, ohne jeweils besessenes Objekt zu werden«, bestimmt — eine Definition, die in einer sachlichen Beziehung zu Walter Benjamins Charakterisierung der Aura des Kunstwerks zu stehen scheint. In der Tat ist das auratische Moment des Kunstwerks durch dessen Entrückung in einen primär religiösen, später säkularisierten Erwartungshorizont gekennzeichnet; in religiöser Transzendenz seines Sinns bedeutet dies eine Entfernung des Nahen, eine Entzeitlichung des Gegenwärtigen, in der Umkehrung durch Säkularisierung jedoch dann die Annäherung des Fernen, eine Futuralisierung des Zeitlosen. Wie auch immer, ob als Kultbild oder als Gegenstand ästhetischer Anschauung aufgenommen, bleibt dem Kunstwerk die Bedeutung, auf etwas Nicht-Präsentisches zu verweisen. So ist es, als Sinn in die Zeit hinein unabgeschlossen und interpretierbar, schon im Raum endlich und in sich vollendet. Eben dieser Charakter der Vollendung, der im Gegensatz zu allen Inhalten der Geschichte

steht (die als Erzeugnisse prozessualer Widersprüche stets unvollkommen sind und die Tendenz in sich tragen, über sich hinauszuführen) bedingt seinen Verweisungscharakter. Es wird Zeichen des innerweltlichen Gelungenseins, statt des bloßen Gewordenseins, das der Geschichtsprozeß hervorbringt. Es ist selbst Horizont, der nicht Objekt werden kann. Ernst Bloch hat für diesen utopischen Gehalt des Kunstwerks die Kategorie »Vorschein« eingeführt. Unausgemacht bleibt bei ihm, ob der Vorschein dem Werk selbst entspringt oder Funktion einer Aura ist, die es durch seine Stellung im gesellschaftlichen Leben — als Kultbild, als Selbstdarstellung, als Ideal — erhält. Aus dem Begriff der Mimesis sollte abzuleiten sein, daß das, was im Kunstwerk »zum Vorschein kommt«, potentiell in der äußeren Wirklichkeit enthalten ist. Überall in die Welt ist Mögliches, Noch-Nicht-Wirkliches eingelassen, ja jene letzthinnige Identität, auf die hin wir Welt entwerfen, ist selbst nur als Möglichkeit gegeben und kann innerweltlich und innerzeitlich auch nur als Möglichkeit gegeben sein. Indem das Kunstwerk sich von der Zeit abschließt und sich verschließt in die Dauer des unveränderlichen Seins, läßt es jene Identität »zum Vorschein kommen«, die in der Welt selbst nie hergestellt werden kann. Mit großer Denkschärfe ist dieses Verhältnis des Bildwerkes zum Tode in der altägyptischen Kultur fixiert worden: der Verstorbene geht in den Horizont ein, also in die Ferne, die nie besessen werden kann, mithin in das Nichts; als Lebendiger wird er im Tode nichts, versteinert zur Statue jedoch überdauert er — als Toter. Das Leben verschwindet im Sein, das Sein hebt sich auf im Leben, beide berühren sich nur an der Grenze, die nichts ist.

Indem im Kunstwerk das Dasein als Abbild in die Bleibe des Seins gebannt ist, das Sein aber, weil Sein eines Abbilds, den Schein des Lebens an sich trägt, macht es die Identität des Nicht-Identischen ansichtig. Und insofern das Bild als Bild-Ding wiederum nicht nur Sein eines Abgebildeten, sondern zugleich und als solches auch Dasein eines Bildes ist, bringt es nicht allein die Identität des Nicht-Identischen zum Vorschein, sondern zeigt an sich selbst auch die dialektische Struktur der Identität von Identität und Nicht-Identität vor. In einer Welt undialektischer Positivität der Wahrnehmung (welche Positivität das Erzeugnis dessen sein mag, was Kant die »transzendente Einheit der Apperzeption« nannte), ist das Kunstwerk ein wahrnehmbares Dialecticum. Es liegt auf

der Hand, daß diese dialektische Verfassung des Kunstwerks davon abhängt, daß es etwas abbildet oder darstellt (wobei dieses »Etwas« auch von rein formaler Beschaffenheit sein kann). Wo das Kunstwerk seine Abbildhaftigkeit verliert und zum bloßen factum brutum wird, Gegenstand unter Gegenständen, da fällt jene Spannung zwischen Sein und Dasein in sich zusammen, die seine interne Dialektik ausmacht; es kann dann ganz als das, was es ist, besessen werden, rückt aus dem Horizont in die bloß greifbare Nähe, nicht länger interpretierbar, sinnlos geworden. Mit der Darstellung verschwindet auch der Vorschein. Enthält das Kunstwerk als horizontisches die Beziehung des Menschen zu seiner Zukunft, so wird es als horizontloses verdinglicht zur puren Gegenwart; der Mensch erschaut in ihm nicht mehr seine eigenen Möglichkeiten, sondern eine ihm äußerliche Substanz. Statt ihn aus der Entfremdung in die Einheit von mimetischem und kreativem Verhalten zu sich zurückzuführen, läßt ihn die Kunst ganz außer sich beim fremden Gegenstand verweilen; sie wird so selbst zum Indiz der Entfremdung — eine Denaturierung, die sich an der Glorifizierung der Konsumwelt in der Pop-art, am Objektfetischismus der Minimal-art ablesen läßt. Der Reflexionscharakter des Kunstwerks, demgemäß es nicht ein Gegenstand ist, sondern einen Gegenstand so darstellt, daß das Verhältnis des Subjekts zum Objekt in diese Darstellung (und ihr Erlebnis beim Betrachter) mit aufgenommen ist (welches Reflexionsverhältnis als anschauliches und nicht rein begriffliches gerade das Allgemeine der ästhetischen Form ausmacht), geht in der Denaturierung des Kunstwerks zur reinen Ware verloren. Als Ware wird das Werk gerade in seiner schieren Dinglichkeit genommen, und wo es nicht einfach bloßes Ding ist (wie bei den Objekten der Arte Povera oder formalisiert bei den Werken der Minimal-art) oder ein bei sich selbst endender Vorgang (wie bei den Happenings), da beschränkt es sich auf die Wiedergabe von Gegenstandsansichten (wie bei den meisten Erzeugnissen der Pop-art) — eine Selbstverleugnung des dialektischen Wesens der Kunst, die bereits mit dem Naturalismus anfängt und sich eindeutig mit der Entstehung des kapitalistischen, abstrakt und anonym gewordenen Warenmarktes parallealisieren läßt.

KAPITEL VIII

DIE REPRISTINATION DES ORNAMENTS

In einer kritischen Bemerkung zu der 1965 vom Zürcher Kunstgewerbemuseum veranstalteten Ausstellung »Ornament ohne Ornament?«, die sich, dem Zweck des veranstaltenden Instituts gemäß, auf das Ornament in der Gestaltung gewerblicher Erzeugnisse beschränkte, schrieb Max Bill: »In der ganzen Ausstellung ist zwischen Ornament, Dekoration, Muster, Struktur, Raster, Rapport, zwischen Gestaltung und zwangsläufigem Ergebnis, weder Abgrenzung noch Klärung gesucht noch gefunden.«¹ Dieser Einwand eines Mannes, der zugleich Architekt, Plastiker, Maler und Designer ist, der also sowohl von »reiner« wie von »angewandter« Kunst und ihrer Vereinigung im Gesamtkunstwerk etwas versteht, weist — von einer begrifflichen Durchdringung der Praxis her gedacht — auf ein kategoriales Problem hin, dem sich Ästhetik und Kunstwissenschaft so wenig wie das Selbstverständnis des Künstlers entziehen können. In Bills Aufzählung selbst stecken zwei verschiedene Sachverhalte: Formantien, die sich aus der Herstellungsweise des Gegenstandes oder aus seiner Gebrauchsweise ergeben, die also Modi seiner Entstehung oder seiner Verwendung sind, sollte man als »strukturell« bezeichnen; Elemente, die zu einer Gegenstandsform hinzutreten, als »dekorativ« — sei es, daß sie die Struktur verdeutlichen oder sie überlagern.

In einem der gescheitesten Bücher unserer Zeit, in einer

¹ Max Bill, Sinn ohne Sinn?, »Zürcher Woche« vom 16. Juli 1965, S. 13. Die Ausstellung, vom Direktor der Zürcher Kunstgewerbeschule, Dr. Mark Buchmann, und seinen Mitarbeitern organisiert, sollte die Rückkehr des Ornamentalen in der Gestaltung der Gegenwart belegen. Ornamentales findet Buchmann allenthalben: von Stapelstühlen bis zu Schuhsohlenprofilen, von architektonischen Fassaden bis zum geformten Gebrauchsgut. Tatsächlich fragt man sich, ob im Eifer der Planung die Ausstellungsleiter nicht allzu viel Ornamentales entdeckt zu haben glauben, ob sie nicht dem Fehler verfallen sind, in fast jeder Form schon ein Ornament zu sehen. Jedenfalls überzeugt nicht, wenn etwa die Luftaufnahme des National-Gymnasiums in Tokio oder zwei rein funktional entworfene Scherenmodelle einen »ornamentalen Duktus« aufweisen sollen. Andererseits sind bestimmte ornamentfreie Formen, die in additiver Häufung auftreten, ornamental erlebbar für den, der eine entsprechende Sehgewohnheit mitbringt; sie müssen es aber nicht sein. So kommt hier eine Subjektivität ins Spiel, die das kunsttheoretische und ästhetische Urteil unzulässig beeinflussen mag und die ausgemerzt werden kann, wenn man sich ihrer bewußt wird. Sicher hat sich seit dem Bannstrahl, den Adolf Loos gegen das Ornament schleuderte, durch die Hintertür wieder viel Ornamentales eingeschlichen; und der immer wieder bis zur Sinnentleerung angewandte Strukturbegriff dient als Feigenblatt, hinter dem sich die Rückkehr des Verbotenen verbirgt.

Sammlung kleiner Reflexionen, die zu einem Vexierbild der Gegenwartsanalyse montiert werden, spricht Siegfried Kracauer vom »Ornament der Masse« — und dieser Essay gibt auch dem ganzen Buch den Titel.² Das Wort »Ornament« steht da in einer Bedeutung, die als Grundbedeutung festgehalten werden kann: geordnete multiple Form, die als Augenweide empfunden werden mag (vielleicht auch als Augenschreck). Und der damit verbundene Genitiv ist ein doppelter; er besagt nämlich, daß das Ornament aus Masseteilchen gebildet wird und selbst zu einer Masse von Teilchen, zu einer Ganzheit aus Partikeln zusammenschießt; zugleich aber auch, daß dieses Ornament für die Masse bestimmt ist, auf die Masse wirkt, das heißt auf Wesen, die den optischen Eindruck nicht individuieren, sondern ihn als geregelte Totalität erleben wollen. Ort des Ornaments ist folglich die Öffentlichkeit, und zum Ornament zu werden vermag alles, was die genannten Voraussetzungen erfüllt.

»Mit den Tiller-Girls hat es begonnen. Diese Produkte der amerikanischen Zerstreuungsfabriken sind keine einzelnen Mädchen mehr, sondern unauflösliche Mädchenkomplexe, deren Bewegung mathematische Demonstrationen sind. Während sie sich in den Revuen zu Figuren verdichten, ereignen sich auf australischem oder indischem Boden, von Amerika zu schweigen, in immer demselben dicht gefüllten Stadion Darbietungen von gleicher geometrischer Genauigkeit. Das kleinste Örtchen, in das sie noch nicht gedrungen sind, wird durch die Filmwochenschau über sie unterrichtet. Ein Blick auf die Leinwand belehrt, daß die Ornamente aus Tausenden von Körpern bestehen, Körpern in Badehosen ohne Geschlecht. Der Regelmäßigkeit ihrer Muster jubelt die durch Tribünen gegliederte Menge zu. Längst sind diese Schaustellungen, die nicht nur von Girls und Stadionbewohnern veranstaltet werden, zur festen Form gediehen. Sie haben internationale Geltung errungen. Das ästhetische Interesse ist ihnen zugewandt. Träger der Ornamente ist die Masse. Sie werden aus Elementen zusammengestellt, die nur Bausteine sind und nichts außerdem. Zur Errichtung des Bauwerks kommt es auf das Format der Steine und ihre Anzahl an. Es ist die Masse, die eingesetzt wird. Als Massenglieder allein, nicht als Individuen, die von innen her geformt zu

² Siegfried Kracauer, Ornament der Masse, Frankfurt am Main 1963.

sein glauben, sind die Menschen Bruchteile einer Figur«.³ Der Gedanke, das Auftreten von Massen, ja die Massengesellschaft selbst als ornamentales Phänomen zu verstehen, ist nicht nur eine soziologische Metapher, sondern reflektiert auf bedenkenswerte Weise etwas von dem Wesen des Ornaments selbst. Das erhellt, wenn wir uns etwa den Unterschied klar zu machen versuchen, der zwischen einer geometrisch mosaizierten Moschee und der Apsis von San Apollinare in Classe (bei Ravenna) besteht, die auch in einer streng gegliederten, durchaus ornamental wahrzunehmenden Schmuckform angelegt ist: unter dem in ein bestirntes Himmelsrund eingelassenen Kreuz steht der »gute Hirte«, zur Rechten wie zur Linken je sechs Lämmer, und auch die Vegetation über ihnen ist genau symmetrisch geordnet. Und doch ist nichts in diesem Apsismosaik Ornament. Die Lämmer sind durch die Zwölfzahl als die Apostel ausgewiesen die dominierende Gestalt des Hirten ist individueller, personal erlebter Meditations- und Anbetungsgegenstand, das Ganze ist allegorische stilisierte »Szene«, nicht schmückende Zutat, wie eine Serie fliegender Tauben oder im Rapport fliegender Wildenten an der Decke des Imisib-Gralbes in Theben, die mit Recht trotz naturalistischer Umrißzeichnung als Ornament und nicht als erzählende Darstellung eines Vogelschwarms aufgenommen werden.

Das Ornament erlaubt keine Individuierung. Es ist eine Vielheit gleicher, regelmäßig austauschbarer Einzelformen, die nicht als solche, sondern als Teil einer Totalität sinnvoll begriffen werden. Es kann darum endlos fortgesetzt werden, sei es in der intensiven Unendlichkeit des Kreises, sei es in der extensiven Unendlichkeit einer nur zufällig da oder dort unterbrochenen Linie. Darum neigt es zur Geometrie obschon früheste Ornamentkunst immer auch wieder auf vegetative Vorbilder zurückgreift und diese zu Rosetten, Palmetten, Ähren usw. stilisiert.

II.

Schon der Wortsinn von Ornament besagt, daß Formen, die wir als Ornamente klassifizieren, nicht mit der Gegenstandsstruktur identisch sind, sondern ihr appliziert werden. Das

³ Ebd., Seite 50

Suffix -mentum bildet im Lateinischen vom Verbum das durch die Tätigkeit Bewirkte oder das zur Tätigkeit erforderliche Mittel; vom Verbum ornare — schmücken — abgeleitet, besagt also ornamentum das Mittel, mit dessen Hilfe geschmückt wird, mithin die Schmuckform, und/oder das Ergebnis des Schmückens, also wieder die Schmuckform. Die Grundbedeutung von ornare — ausstatten, ausrüsten dann auch auszeichnen — läßt unzweifelhaft erkennen, daß ein ornamentum etwas Vorhandenes mit einer zusätzlichen Qualität versieht. (Eine logische Besonderheit liegt darin, daß hier Mittel und Effekt identisch sind, daß also beide Bedeutungsrichtungen von-mentum zusammenfallen.)

Es ist keineswegs so, als ob die Wiederholung geometrischer Urformen, etwa des Quadrats, des Kreises, des Dreiecks oder eines regelmäßigen Vielecks die ausschließliche oder auch nur ursprüngliche Weise der Ornamentierung sei. Auch die reinen Materialformen, wie wir sie von den Band- und Schnurkeramikern kennen, sind nur eine der frühen Möglichkeiten ornamentalen Dekors. Dem tektonischen Charakter geometrischer Strukturen tritt immer auch schon die frei wuchernde vegetabilische oder animalische Form zur Seite, die sich in Pflanzendekors oder figürlichen Serien manifestiert. Hier bleibt oft offen, ob sich ein Schmuckwerk primär als Verschönerung darstellt oder eine rituelle, mythische oder magische Bedeutung besitzt; gerade die Wiederholung, die als ornamentale Wirkung erscheint, ist ja eine Denkstruktur von Mythos und Magie. So kann das figürliche Ornament aus der Bedeutungsfunktion hervorgegangen sein, und die Übergänge waren gewiß fließend, zumal sich das mythisch-rituelle Bild auch zum Emblem, wie im Falle der ägyptischen Standarten und der ersten Hieroglyphen, verdichten konnte. Und aus emblematischen Figuren erwachsen im Prozeß einer Verdünnung ihrer Signifikanz dann wiederum ornamentale Muster, die auf Wappen oder Siegel zurückgreifen mögen, wie ägyptische und mesopotamische Beispiele belegen. (Die Verwendung von Rollsiegeln erzeugt ohnehin einen unendlichen Rapport und damit eine ornamentale Prägnanz.) Im figürlichen Ornament liegt jedenfalls immer eine Art semantischer Überschuß: es bleibt meist nicht bei der Autonomie bloßer Schmuckfunktion.

So nimmt das figurative Ornament eine Mittelstellung ein zwischen reiner Form und bedeutungsvoller Darstellung. Es kann immer dahin umschlagen, einen mitgemeinten Sinn zu

evozieren. Anders die der reinen Geometrie entgegengesetzte Expression. Auch sie gehört zu den Urformen des Ornamentalen, und war, wie Kaschnitz-Weinberg gezeigt hat, bei den eurasischen Reiter- und Nomadenvölkern zu Hause. Sie »wird erst faßbar in den spätneolithischen und kupferzeitlichen Kulturen des europäischen Nordens und der östlichen, weit nach Asien reichenden Gebiete, die auch das hier als Übergangszone zu Räumen objektiver Geisteshaltung besonders wichtige iranische Hochland umfassen ... Es ist ein charakteristisches Merkmal dieser, wie wir heute zu sagen pflegen: dekorativen Kunst, daß sie nichts Gegenständliches kennt, daß sie nicht darstellt, sondern ihre Formgebilde, aus rein abstrakten Gebilden komponierend, nach ganz bestimmten inneren Gesetzen aufbaut«.⁴

Vorstufen führen in die jüngere Eiszeit zurück, aus der im Aurignacien »Zauberstäbe« mit unregelmäßigen Gravierungen bekannt sind, die sich an deren Oberfläche entlangranken und -spiralen. Und zuvor gab es schon die »Serpentiforms«, Ritzbilder in Höhlenlehm, die als erste Bekundungen frühmenschlichen Gestaltungsdrangs gelten dürfen. »Diese Lehmzeichnungen sind völlig systemlos. Man wird sie als Folge eines starken affektiven Triebes nach Ausdruck auffassen dürfen, der sich zunächst einmal ganz ungeordnet und völlig ohne motivische Grundlage, ja nicht einmal nach temperamentsbedingten Rhythmen in der weichen, zum Formen einladenden Materie entläßt. Zugleich aber wurde wohl auch der Kontakt mit der Materie als Entspannung und als Bestätigung der eigenen Macht empfunden. Hier erkennen wir nicht nur die ältesten Formen des Ornaments, sondern werden zugleich auch auf dessen ursprünglichste Natur hingewiesen. Diese Natur offenbart sich als eine Art von Energie, die sich in der weichen Materie als Spur eines unbestimmten, aber höchst aktiven Formungswillens äußert, der sich hier gleichsam in eine Linie verwandelt hat«.⁵

Die »Serpentiforms« liegen zweifellos noch vor der Gewinnung der Distanz zur Umwelt, aus der die mögliche Reflexion auf Gestalten, also das Formbewußtsein entspringt. Sie sind unbewußt. Und wir gehen nicht fehl, wenn wir das Ornament in dieser Tiefenschicht beheimatet sehen, einfach unter

⁴ Guido von Kaschnitz-Weinberg, Die eurasischen Grundlagen der antiken Kunst, Frankfurt am Main 1961, Seite 16 und 18.

⁵ Ebd., Seite 18.

einem spontanen Ausdruckszwang stehend, bei dem »Kraft und Linie identisch zu werden scheinen«, so daß im Fortgang der Entwicklung eine Art von »Kraftübertragung auf die Gegenstände« vorgenommen wird. Unartikulierte Gebärden machen den Anfang und werden ergänzt durch zunächst ungewollte Nebenerscheinungen bei der Herstellung von Gebrauchsgegenständen, so etwa, wenn Gefäße unregelmäßig angeschmaucht werden. Die frühminoische »mottled ware« liefert Beispiele dafür, wie solche fleckigen Veränderungen der Gefäßoberfläche dann absichtlich hervorgerufen, in eine bestimmte Abfolge gebracht und damit zur Ornamentik werden: »Während des Brandes wird das mit Glasurfarbe unregelmäßig überzogene Gefäß in der Weise Stichflammen oder der Berührung mit glühenden Holzkohlen ausgesetzt, daß die Oberfläche fleckig wird. Durch Nuancierung und Übergänge werden die Flecken tonig zu einer Einheit verschmolzen.«⁶ Bei den kunstvollsten dieser Gefäße erzielte der Töpfer bereits gestalt-qualitativ ausgezeichnete Muster, erhob sich also über den Zufallscharakter der Brandstellen. Ein irrational-dynamisches Temperament schlug sich in diesen Verzierungen nieder, deren genauer Verlauf natürlich beim Herstellungsprozeß nie präzise vorherzubestimmen, sondern nur im groben zu lenken war — eine Analogie zum »action painting« oder zu den »fumages« vor viertausend Jahren. Wir finden also neben der geometrischen und neben der bildhaften von Anfang an eine ausgesprochen expressive Komponente im dekorativen Gestalten.

In diesem weitesten Sinne ist Ornament schlechthin gleich Dekor, und so ununterschieden oder doch nur vage unterschieden wird der Begriff auch heute noch oft gebraucht. Indessen unterlag er einer Bedeutungsverengung, die sich eine ästhetische Kategorienlehre zunutze machen muß, um selbst zu präziseren Bestimmungen vorzudringen. Der Ansatz zu dieser Bedeutungsverengung lag in der Nebenbedeutung »auszeichnen«. Denkt man zunächst nicht an gesellschaftliche Auszeichnung — etwa durch Rangmerkmale, Orden, Ehrenzeichen, Titulaturen — sondern ganz allgemein an das Herausheben von etwas durch Bezeichnung — etwa den Zielring auf der Schießscheibe, die unterstrichene Stelle im Buch —, so kommen wir dem genauen Sinn von Ornament näher. Und da das Ausgezeichnete eben doch etwas

⁶ Friedrich Matz, Kreta und frühes Griechenland, Baden-Baden 1962, Seite 55.

Wichtiges, Bedeutungsvolles, Hervorragendes ist (oder durch die Auszeichnung dazu wird), wächst dem Ornament, wie wert- und sinnfrei es auch gesetzt wird, schließlich doch ein unterschwellig emblematischer Charakter zu (weshalb es in die Nachbarschaft zur Heraldik, auch zum Totem geraten kann). Gesellschaftliches mag also wenigstens mittelbar hineinspielen.

III.

Auf Auszeichnung geht in der Tat die frühest nachweisbare Ornamentik aus; die des iranisch-aurischen Kulturgebiets im vierten vorchristlichen Jahrtausend. Die Applikation von Zierformen auf die neolithische Keramik beginnt ganz allgemein als strukturgebundene Bemalung. Die ältesten Gefäße die noch keine Standfläche besaßen und aufgehängt oder in den Sand gesteckt werden mußten, zeichneten sich durch bauchige Gestalt mit verengtem Hals aus; Gleichförmigkeit des Umrisses und Gleichgewichtigkeit waren Voraussetzungen für die sturz sichere Aufbewahrung. Der Dekor strebte danach, die Wölbung des Gefäßes (die Hohlkörpermaße als elementaren gestaltqualitativen Typus) hervorzuheben, später sollte dann auch die Gleichgewichtigkeit durch symmetrische Ordnung kenntlich gemacht und die Halszone durch abgesetztes Muster in ihrer Eigenform betont werden. Zuerst bildete sich wohl noch kein Ornament heraus, sondern entweder ein unregelmäßiger Dekor oder eben ein einfaches Muster: Streifen, Rauten, Wellenlinien, Zick-Zack, Kreise usw. Indem horizontale Bänder um das Gefäß gelegt wurden, die seine Rundung akzentuierten, entstanden als Zwischenräume friesartige Zonen, die ihrerseits noch einmal durch Gestalten oder Muster ausgefüllt werden konnten. Nach dem Prinzip der strukturellen Verdeutlichung wurden dann zum Beispiel der Übergang vom Bauch zum Hals oder die Neigung zur Stelle des größten Durchmessers (also die Bewegung der Volumenvergrößerung) durch solche Friese ausgezeichnet. Hier fassen wir genau den Fortgang vom allgemeinen Prinzip der Dekoration zum besonderen des Ornaments: inhaltlich wird dieses zum Emblem einer funktionalen Gestalt, formal zum zweiseitig begrenzten Feld: von Anfang an ist seine Dekorfunktion zugleich eine Art abstrakter Bildfunktion. Dadurch unterscheidet sich das Ornament

vom bloßen Muster.

Ornamentzonen dieser Art, als Auszeichnung von Struktur, entstehen an tektonisch hervorstechenden Partien, an Abschlußrändern, Nahtstellen, Bereichen höchster Spannung. Sie sollen vom tektonischen Sachverhalt nicht ablenken, sondern auf ihn aufmerksam machen und ihn optisch überhöhen. Die reine Fläche wird akzentuiert und rhythmisiert. Dazu eignen sich nur flächeneigene, das heißt lineare Mittel. Bildhafte Darstellungen, die räumlich-körperliche Objekte evozieren, kommen primär für ein strukturierendes Ornament nicht in Frage; als Dekor können sie allenthalben über die Fläche verteilt auftreten, als Ornament sind sie auf rahmende, fassende, abstrahierend tektonisierende Lineamente angewiesen, die gleichsam eine ornamentale Präfiguration schaffen, in die dann gegenständlich Bildhaftes eingelassen werden kann. Zugleich werden diese Elemente damit zeichenhaft stilisiert (auf einer Linie, die vom Abbild über das hieroglyphische Schriftbild zum ornamentalen Zeichen verläuft); sie werden entindividualisiert und ihrer konkreten Darstellungsfunktion entkleidet.

Das dergestalt abstrahierte, aber noch an Objektform geknüpfte Bildzeichen bekommt eine heraldische Strenge, Statuarität und Selbstgenügsamkeit. Das Namens- und Wappenschild ist der noch an der Grenze zum Ornament sich haltende Ursprung der darstellenden Bildtafel; die Falkenstele des Königs Djet⁷, die frühen Metopen griechischer Tempel⁸ — die Sphinx von Selinunt zum Beispiel bezeichnen den historischen Ort der Berührung von Wappen, Ornament, Bild und Schrift.⁹ Darum lassen sich Wappen und Schriftzeichen so leicht in ornamentale Zusammenhänge integrieren, wie ganze Koransuren in den Dekor der Moscheen, Hieroglyphen in ägyptischen Wand- und Deckenschmuck¹⁰, desgleichen Ska-

⁷ Vgl. Walther Wolf, Die Kunst Ägyptens, Stuttgart 1957, S. 94. Richard Hamann, Ägyptische Kunst, Berlin 1944, S. 102. Joachim Spiegel, Das Werden der altägyptischen Hochkultur, Heidelberg 1953, S. 20 ff.

⁸ Heinz Kähler, Das griechische Metopenbild, München 1949.

⁹ Siegfried Schott, Hieroglyphen, Untersuchungen zum Ursprung der Schrift, Wiesbaden 1950.

¹⁰ P. Fortova-Samalova und M. Vilimkova, Das ägyptische Ornament, Prag 1963, Abb. Nr. 163.

rabäen¹¹, die Hathorkuh¹², Seelenvögel¹³ usw. Voraussetzung derartiger Ornamentalisierung ist jedoch immer die Einbeziehung in eine nicht-narrative Serie¹⁴, die nach zwei Seiten hin klar gefaßt sein muß, sei es durch deutliche Zonengrenzen, sei es durch ideale Leitlinien. Eine andere Form der Begrenzung ist die einer sphärischen Peripherie, worauf noch einzugehen sein wird.

Immer zeigt sich Ornament also eingebettet in eine Fassung, deren Ursprung in der Tektonik der Fläche liegt. Auch hier läßt sich Klarheit wieder am besten von den Anfängen her gewinnen. Mit der Erfindung der Standbasis bekommen die neolithischen Gefäße ein natürliches Richtungsverhältnis in sich selbst, analog zum menschlichen Körper. »In diesem unscheinbaren Vorgang, der wahrscheinlich Jahrhunderte benötigt hat, spiegelt sich eine der tiefsten und folgenreichsten Evolutionen des menschlichen Geistes wider, nämlich die Ausbildung einer allesumfassenden Ordnung, die naturgemäß an der Schwerlinie orientiert ist und dieses von der Natur und den physikalischen Gesetzen festgelegte unveränderliche Verhältnis zur Grundlage unserer physischen Existenz erhebt ... Damit erst tritt das Gefäß in ein festes Verhältnis zu einem Ordinatensystem, das aus der Senkrechten und der Waagerechten gebildet ist, das heißt also, aus dem Gesetz der Schwere abgeleitet erscheint ... Einstweilen begnügen wir uns mit der Feststellung, daß vor allem die Dekoration schrittweise dieser Architektonisierung des Gefäßes Rechnung trägt.«¹⁵ Das ideale Koordinatensystem von Senkrechten und Waagerechten zerteilt die Fläche in prinzipiell unendlich viele Felder, aus denen sich die Ebene zusammensetzt, als ideales System geht es aber auch allseits über die besondere gegebene Fläche hinaus, unendlich

¹¹ Ebd., Nr. 164.

¹² Ebd., Nr. 165-168, Nr. 245.

¹³ Ebd., Nr. 341-343.

¹⁴ Darum ist die berühmte Darstellung auf der Prothesis Amphora vom Dipylofriedhof nicht ornamental. Das Gefäß ist vollständig von Ornamentfriesen bedeckt, in welche eine Bildzone eingelassen ist, auf der fast gleiche, geometrisierend vereinfachte Figuren symmetrisch beidseits eines aufgebahrten Töten angeordnet sind. Das Bildfeld ordnet sich bruchlos in den Ornamentüberzug ein und wirkt doch selbst nicht ornamental, weil der narrative Charakter eindeutig vorherrscht. Aus dem gleichen Grunde gehören die beiden Heiligen-Reihen in San Apollinare Nuovo (Ravenna) nicht hierher. Solche Grenzfälle sind aufschlußreich für die Definition.

¹⁵ Guido Kaschnitz von Weinberg, *Mittelmeerische Kunst*, Berlin 1965, S. 28.

erweiterbar in zwei Dimensionen. Das Ornament als Abfolge von Feldeinheiten nimmt an der potentiellen Unendlichkeit der Erstreckungen teil, das heißt es kann in einer Dimension stetig fortgesetzt werden. Im Gegensatz zum Dekor, der ununterschieden nach allen Richtungen sich ausbreiten mag, ist das Ornament aber durch die Leitlinie auf eine Zone beschränkt; es kann sich wohl vervielfältigen und in mehreren Zonen übereinandergelegt auftreten, doch handelt es sich dann immer um mehrere gleichartige Ornamentreihen, die ebensogut auch verschiedenartig sein könnten. Diese Leitlinie, die also durch die zwei Abszissen oder Ordinaten gebildet wird, zwischen denen das Ornament verläuft, fassen die Einzelelemente zu einem gestalthaften Ganzen zusammen, das nicht additiv wirkt, sondern integriert erscheint. Die Einzelteile, die ins Ornament eingehen, sind nicht aneinandergereiht, sondern zusammengehalten. Das Prinzip des Zusammenschlusses, als welches sich am Anfang der Ornamentkunst die Koordinaten konstituieren, wird im Fortgang der Entwicklung durch andere übergreifende Bindungen erweitert, angereichert, modifiziert. Eine tektonische Verfü- gung bleibt jedoch unerlässlich.¹⁶

IV.

Noch haben wir bisher nur vom Ornament gesprochen, das sich im orthogonalen Flächenschema als prinzipiell unendliche Reihe perpetuiert (gemäß der Parallelität der Koordinaten, die diese extensionale Unendlichkeit der Struktur impliziert). Die Tatsache jedoch, daß die Anfänge der Ornamentik mit dem Gefäß-Schmuck Zusammenhängen, drängt

¹⁶ Zum ganzen Abschnitt 2 vgl. Kaschnitz-Weinberg: a. a. O., sowie ders., Die mittelmeerischen Grundlagen der antiken Kunst, Frankfurt am Main 1944; und Die eurasischen Grundlagen der antiken Kunst, Frankfurt am Main 1961. Die Forschungen Kaschnitz-Weinbergs sind grundlegend für die strukturelle Erfassung jeglicher Kunstprobleme.

Die Problematik, ob es so etwas wie ein regelloses Ornament gibt, also eine sozusagen ornamentale Ausdrucksbewegung, klammern wir hier aus. Im Gegensatz zu Kaschnitz-Weinberg, der einen voluntaristischen, subjektiven, regellos-dynamischen, affektiven Ornamentalismus von Kraftlinien annimmt, möchte ich in solchen Fällen lieber von Dekor sprechen. Ornament ist ohne irgendwie geartete tektonische Stützen nicht zu denken, wenn anders wir überhaupt eine Unterscheidung zwischen Dekor und Ornament treffen wollen. Ganz abwegig ist der rein expressive, jede Stilisierung negierende Ornamentbegriff, den Ernst Bloch, Geist der Utopie, Berlin 1923 (jetzt Frankfurt am Main 1964), mit religiös-philosophischem Hintergrund entwickelt: da wird Ornament zur metaphysischen Kategorie eines energetischen Voluntarismus.

die Möglichkeit eines zirkularen geschlossenen Ornaments auf, dessen Unendlichkeit darin besteht, daß seine Formen ineinander zurücklaufen und so zwar nicht in der Extension, wohl aber intensiv infinit sind. Auch hier sprechen wir wieder von Ornament, wenn ein durch eine Leitlinie geregeltes Flächenverhältnis vorliegt, jenes nämlich, das durch die Peripherie eines Kegelschnitts festgelegt ist und das sich in der Spannung zwischen Peripherie und Zentrum gestaltet. Das geometrische Wesen ist dem geschlossenen sowohl wie dem offenen Ornament eigentümlich. Zentralkonstruktion wird dann leitend, Rotationsformen treten auf.

Dennoch liegt noch kein Ornament vor, wo die Einzelform nur die Struktur als solche wiederholt: wo also zum Beispiel Radiallinien in den Kreis gezogen, Kreise mit kleinerem Radius in den Umkreis gelegt oder Kreissegmente ausgeschnitten werden. Die Rosette am Westportal der Kathedrale von Reims, die in das Zentrum eines großen Kreises einen kleinen Kreis legt und von seiner Peripherie aus Radien zur Peripherie des großen Kreises führt, wirkt sicher nicht ornamental, sondern nur strukturiert; selbst die Vierpässe, die in die Sektoren des großen Kreises auf den Umfang des kleinen Kreises gelegt sind, werden nicht als Ornament »gelesen«, weil sie in sich zu einem sternförmigen Gebilde verschmolzen sind, an dem wir keine gestalthafte Perpetuierung von Einzelementen, sondern nur eine große Form wahrnehmen (obschon die Vierpässe ja de facto eine Serie von gleichberechtigten Einzelteilen darstellen; sie sind eben durch kleine Bögen noch einmal abgeschlossen verbunden). Schon eher mag die große Rosette der westlichen Fassade des Mittelschiffs als ornamental gelten: sie hat mehr Zutaten.¹⁷

Das Ornament akzentuiert die Struktur, deckt sich aber nicht mit ihr. Es ist in ein Feld einbeschrieben. Wo dies in konzentrischen Ringen geschieht, ist der Aufbau des Ornaments analog dem Aufbau longitudinaler Flächenbänder zu verstehen. Jedoch kann die Ornamentform selbst auch als rotierender Wirbel erscheinen oder aber zweiseitig symmetrisch zu einem Durchmesser bzw. mehrseitig symmetrisch zu mehre-

¹⁷ An den gotischen Rosetten zeigt sich, daß die architekturplastische Dekorform am Baukörper eben ihrer Körpertiefe wegen einen gewissen Abstand zum Ornament hält, das als aufgetragen auf eine Fläche, nicht als eingelassen in und durchbrochen durch eine Wanddicke erscheint. In der dritten Dimension hat das Ornament ursprünglich keinen Platz; es erobert sie erst im Flachrelief, wo es allerdings auch aufgetragen ist, und im Schmuckstück, wo der kleineren Ausmaße wegen die Tiefe als Formmoment nicht ins Gewicht fällt.

ren Durchmessern auftreten.¹⁸

Damit notieren wir ein Merkmal, das auch einer Einzelform, ohne daß sie in einen Zusammenhang extensiver oder intensiver Unendlichkeit aufgenommen wird, ornamentalen Charakter verleihen kann: die Symmetrie. Sie hat zwar, als spiegelbildliche Ordnung, jene eigene Unendlichkeit im Endlichen, die zwei einander gegenübergestellte Spiegel erzeugen; aber sie bleibt als solche doch Einzelform, nicht seriell perpetuiert (obwohl dann wieder symmetrische Gestalten zu Reihen zusammentreten können). Akrotere, Anthemien, Stelenkronen, einzelne stilisierte Pflanzen, spiegelbildlich angeordnete Tierfiguren oder -gruppen mögen so auch für sich genommen als Ornament wirken, vorausgesetzt daß ihr gegenständlicher oder sinnbildhafter Charakter ganz gegen ihren dekorativen Zweck zurücktritt. Noch einmal stoßen wir hier auf eine Schwelle, an der Emblem und Ornament ineinander umschlagen. Den emblematischen Charakter altmesopotamischer Rollsiegel- »Ornamente« hat Margarete Riemerschneider¹⁹ dargelegt, und wenn ihre Deutung der einzelnen Felder richtig ist, so würde sich der Ornamentverlauf erst — gleichsam unwillentlich — aus der Vervielfältigung beim Abrollen des Siegelabdrucks ergeben haben; ganz deutlich ist der Übergang vom Emblem zum Ornament bei Motiven (wie zum Beispiel dem sumerischen Doppelstier), die als einzelnes Sinn-Zeichen auf einem Stempelsiegel und dann multipliziert auf einem Rollsiegel auftauchen. »Entmythologisiert« möchte man heute solche Gebilde als ornamentale Elemente auffassen, hinsichtlich ihrer Entstehung sind wir ihrer mythologischen Bedeutung gewiß. Wer aber sagt uns, daß der sicherlich ornamental stilisierte Giebelakroter des Parthenon von den Zeitgenossen nicht auch noch als Sinnbild empfunden wurde? Gerade die zentral geschlos-

¹⁸ Zahlreiche Beispiele in Gérard de Champeaux und Dom Sébastien Sterckx o. s. b., Introduction au monde des symboles, Zodiaque 1964.

¹⁹ Margarete Riemerschneider, Augengott und Heilige Hochzeit, Leipzig 1953, zum Beispiel S. 4 f., S. 57, S. 136 u. ö. Die Deutungen M. Riemerschneiders widerlegen die von Wilhelm Worringer, Abstraktion und Einfühlung, München 1948 (Neudruck der Ausgabe von 1908), S. 61 ff., temperamentvoll vertretene Auffassung, das Ornament sei als Ausdruck eines abstrakten »Kunstwollens« früher als eine Assoziation mit Gegenstandsformen, die erst nachträglich hinzugebracht würden. Die Alternative »abstrakt« — »gegenständlich« (oder »Ausdrucksmedium« — »Sinnträger«) ist falsch gestellt, genuin ist der emblematische Charakter. Wüßte man zum Beispiel bei den Spielbrettern aus Ur, Riemerschneider, a. a. O., S. 137 ff. und Tafel III, nicht, daß es sich um Bedeutungsfunktionen handelt, so könnte man an Ornamente denken.

sene wie die einzeln auftretende, isolierte Ornamentfigur, mögen sie geometrisch oder abstrakt gegenständlich sein, stehen also immer im Verdacht, einen Sachgehalt auszudrücken, der bloß für uns nicht mehr erfahrbar und darum auf die reine Schmuckfunktion reduziert ist. Das gilt aber auch in gewissem Sinne für die seriellen Ornamente, deren Glieder wohl meist einen uns heute nicht mehr augenfälligen, vielleicht sogar ganz verschlossenen Sinn trugen. Dieser zur schmückenden Auszeichnung gebrauchte und darum dann zum Dekor herabgebrachte Emblemsinn, der heute nur noch als atavistischer, meist unbekannter »Hintersinn« fortbesteht, unterscheidet das Ornament vom Muster. Ornament hat auch da, wo wir dessen nicht mehr innewerden, einen archetypischen Gehalt.²⁰

Die mikroskopische Erschließung der Feinstruktur der Materie hat Naturformen aus dem Bereich der anorganischen Stoffe sichtbar gemacht, die dem ästhetischen Bewußtsein als durchaus ornamental erscheinen.²¹ Dabei ist nicht zu verkennen, daß unsere Sehgewohnheiten durch die Experimente der modernen Malerei sicher für den ästhetischen Reiz mikrographischer Aufnahmen materieller Feinstrukturen empfänglich gemacht wurden; andererseits gab es bereits vor dieser »Schule des Sehens« Hinweise auf den ästhetischen Charakter von Naturformen; schon Ernst Haeckel publizierte noch vor der Jahrhundertwende einen mächtigen Folianten unter dem Titel »Kunst-Formen der Natur«²², in dem er die symmetrischen Gestaltungen niederer Organismen darstellte und ausdrücklich als Vorbilder für die art décoratif empfahl, die damals gerade im Jugendstil einen neuen Aufschwung nahm. Makrologische Naturformen, wie die Zeichnung auf Tierkörpern, Pflanzen usw., waren ja stets Gegenstand ästhetischer Betrachtung gewesen und hatten, solange Ästhetik als die Wissenschaft vom Wesen des Schönen galt (also seit Baumgarten), das große Problem des Verhältnisses von Naturschönheit und Kunstschönheit mit inspiriert. Nun aber wurde der Erfahrungsbereich ins bisher Unsichtbare verlängert. Kristalline Strukturen erwiesen ihre

²⁰ Der Ausdruck »archetypisch« wird hier nicht im Sinne C. G. Jungs, sondern im Sinne Ernst Blochs gebraucht; siehe Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959, S. 181 ff.

²¹ Joachim Schickel, Kunstformen der Natur — Naturformen der Kunst, BP-Kurier 11/1963, Seite 35 ff.

²² Ernst Haeckel, Kunstformen der Natur, Leipzig 1899, 3 Bände.

innere Regelmäßigkeit als übereinstimmend mit einem Kodex ornamentalen Schaffens: anschauliche Ordnungen zeigten sich, die einem gesetzlichen Wachstum unterliegen, die die Wiederholung bestimmter Elemente aufweisen und die einen angenehmen Eindruck auf den Beschauer machen.

Es wäre leicht, hieran metaphysische Spekulationen zu knüpfen und von der unbewußten Übereinstimmung der natürlichen Ordnungsgesetze mit den eingeborenen Formvermögen des Menschen, von archetypischen Beständen der menschlichen Seele oder von universellen harmonischen Bauprinzipien der Welt zu fabulieren. Ein vor jeder Metaphysik gewarntes Geschlecht wird sich solchen romantischen Träumereien nicht mehr hingeben. Die vom Positivismus ausgegangene heilsame Ernüchterung bewahrt uns heute vor diesen kaum verifizierbaren Gedankenflügen. Adolf Portmann hat richtig und in besonnener Ablehnung aller Gedankengespinnste klargestellt, daß die Zeichnung im Tierreich mit Ornament im Menschenreich wenig zu tun hat; es fehlt in der Natur das Absichtsvolle, das jedes Kunstgebilde auszeichnet, und es fehlt dort die Schmuckfunktion, die hier von entscheidender Wichtigkeit ist: Ornament blüht erst auf als Luxus, als Zierrat: »Soviel aber solche natürlichen Formen mit unseren Ornamenten gemein haben können, sie sind immer etwas anderes als Verzierung. So wenig jemand eine auffällige Verkehrsscheibe, ein Signaldreieck, ein Kreuz als Ornament bezeichnen würde, so wenig dürfen wir derartige Naturbildungen ornamental nennen«.²³

Das Menschenwerk, so sehr es mit natürlichen Formungen verwandt zu sein scheint, so sehr in ihm analoge Bildungsgesetze wirksam zu werden scheinen, ist *toto genere* von der Naturgewalt verschieden. Es kann durch keinen metaphysischen Trick mit ihr in eins gesetzt werden. Da ist es wohl leichter und empirisch vertretbarer, mit Arnold Gehlen von der artspezifischen Instinktauslöserfunktion auffälliger Figuren und Farben und sogenannter »guter Gestalten« auszugehen, um ein anthropologisches Kriterium für den Übergang der Naturformen zu ästhetischen Gebilden zu finden.²⁴ Außerdem läßt sich im biologischen Bereich rückwärts gehend

²³ Ornament ohne Ornament? Katalog der Sommerausstellung 1965 des Kunstgewerbemuseums Zürich, in fünf Faszikeln. Im folgenden zitiert als Katalog Zürich. Hier: Faszikel 5, Seite 3.

²⁴ Arnold Gehlen, Nichtbewußte kulturanthropologische Kategorien, Zeitschrift für philosophische Forschung Band IV, Heft 3, 1950, Seite 321 ff.

an einigen Vorbildern der ganz und gar rationale Grund »ornamentaler Zeichnungen« im Tierreich entdecken. Portmann hat am Beispiel der Schalenmuster mariner Schnecken von »fixierten Zeitgestalten« gesprochen, weil diese Muster von dem Bildungsprozeß des lebenden, sich entwickelnden Mantelsaums bedingt sind und gleichsam diesen Prozeß optisch ablesbar machen. Und wenn, worauf Schickel hinweist, »einige der Radiolarien-Skelette vollkommen Platonischen Körpern entsprechen: dem Oktaeder, Ikosaeder und Dodekaeder« und im Anschluß daran darauf aufmerksam macht, daß es »fünf und nur fünf reguläre Körper (außer den drei genannten noch Würfel und Pyramide) gibt«²⁵, dann sollte man dabei bedenken, daß der Wachstums- und Bildungsprozeß der Lebewesen (oder auch anorganischer Gebilde wie der Kristalle) gemäß einfachen Zahlenverhältnissen erfolgen mag und demgemäß auch regelmäßige Formen erzeugen wird.

Die Jahresringe der Bäume geben ein anderes Beispiel, viele Muster von Vogelfedern ein weiteres, um rationale Bildungsprozesse zu fixieren. Portmann meint dazu: »Die Zahl der Gebilde, die wir auf diese Weise durchschauen, ist recht eindrucklich, aber trotzdem gering gegenüber der Fülle von ornamentalen Gebilden, deren Erklärung wir noch immer vergebens suchen. Aber auch in dieser größeren Fülle gibt es Tatbestände, die der wissenschaftlichen Einsicht zugänglich sind. Im höheren Tierleben sind ja Organe des Sehens entstanden, bilderfassende Augen, die sich mit diesem Angebot von Formen auseinandersetzen. Dieses Verhältnis von anschauendem Auge und angeschauter lebender Form spricht ein Verständnis für manche Eigenart ornamentaler Naturformen«.²⁶ Zu solchen von der Lebensfunktion her ausgezeichneten Mustern gehören die Signalformen einerseits, die kryptischen andererseits, z. B. »Lockmittel einer Pflanze für den Besuch der bestäubenden Tiere oder aber Schreckmittel, die auf einen Feind wirken sollen. Solche Bedeutungen können am ehesten mit dem ursprünglichen Sinn eines kriegerischen Feldzeichens oder eines Wappens verglichen werden, die in einer Zeit, in der solchen Gestaltungen ein klarer funktionaler Wert zukam, auch nicht als Ornament an-

²⁵ Joachim Schickel, a. a. O., Seite 36 f.

²⁶ Katalog Zürich, Fasz. 5, Seite 2.

gesehen werden konnten«. ²⁷

An diesen Figuren ließe sich die Darwinsche Selektionstheorie demonstrieren. Allerdings ist damit, wie Portmann richtig sagt, nichts über die Entstehung solcher Körperzeichnungen, sondern nur etwas über die Erhaltung bestimmter ausgewählter Formen ausgemacht. Ob wir mit dem Begriff der »Selbstdarstellung des plasmatischen Wesens«, den Portmann als »eines der obersten Lebensmerkmale« eingeführt hat, weiterkommen, scheint mir allerdings fraglich. Dieser Begriff ist gewiß geeignet, eine Fülle von Lebensphänomenen zusammenzufassen. Gebraucht man ihn aber explikativ, so ersetzt man eine Unbekannte durch eine andere. Im Begriff der Selbstdarstellung schwingt immer noch so etwas wie eine Bedeutungsfunktion, ein »Seinssinn« mit, dessen ontologische Qualifikation erst sehr genau herausgearbeitet werden müßte, ehe man damit im Bereich der Naturwissenschaften operiert. Vielleicht kommt man dabei ein Stück weiter, wenn man die Leibnizsche Formulierung von der »repraesentatio mundi« als der Seinsweise alles Seienden weiterdenkt und also den Zusammenhang von Sein, Darstellen und Ausdrücken in dem von ihm angedeuteten, entmystifizierten Rahmen verfolgt und dann den Terminus »Selbstdarstellung« als eine exakte spekulative Metapher für den gemeinten Sachverhalt benutzt.

Von »Selbstdarstellung« wird man indessen in einem präzisen, durchaus unmetaphorischen Sinn sprechen können, sobald ornamentale Formen eine Funktion der Sache selbst optisch herausheben; denn dann kann man sagen, daß »sich die Sache im Ornament darstellt«. Das sei an einem Beispiel erläutert, das Mark Buchmann (nach Eduard Plüss) zitiert; es handelt sich um ein streifiges Ornamentband über Fuß und Rosette eines griechischen Kraters: »Das Band spannt sich um die Stelle, an der die Umrißkurve des Körpers umlenkt vom Gestreckten ins Runde, betont also die Gelenkstelle der Grundgestalt. Zugleich aber besitzt das Band eine dominierende Breite, so daß es als Basisstreifen für die darüber liegenden figuralen Friese wirkt und genügt, Und zugleich bindet es sich nach unten mit dem Fuß, nach oben mit Hals und Lippe und dient so der Zusammenfassung und dem Zusammenhalt der Aufbauschichten. Solche Aufbaubezogenheit zeichnet hier die gesamte Ornamentik aus, Diese Bezo-

²⁷ Ebd., Seite 3.

genheit aber formuliert die Rechtmäßigkeit des Ornaments grundsätzlich, abgesehen von seiner eigenen Gestaltqualität«.²⁸

Hier wird die Funktion des Ornaments, seine »Bedeutung«, als Akzentuierung einer sächlichen Form, als Basis einer figurativen Schmuckgestalt, als Mittel der optischen Klärung von Formbeziehungen (Hals, Bauch, Fuß) deutlich. Solcherart ist ein großer Teil der architektonischen Ornamentik (wobei Gefäß-Schmuck den gleichen tektonischen Regeln folgt wie Gebäudeschmuck): so etwa in den großen ägyptischen Wandfriesen; dabei übernimmt dann die ornamentale Gestalt (Pflanze, Tier) oft auch noch einen gegenständlichen Sinn, nämlich die Angabe landschaftlicher Umgebung, in die die Handlung des erzählenden Frieses hineingestellt ist. Wir dürfen bei früher Ornamentik ruhig daran denken, daß ihre stilisierten Figurationen als Kürzel einer sprachlichen Aussage, also als »Schrift« gelesen wurden. Bei Pflanzen- und Tierdekor leuchtet das ohne weiteres ein, aber auch die Wellenlinie, die das Wasser bezeichnet, und der Mäander, der einen Flußlauf geometrisierend stilisiert, wecken gegenständliche Assoziationen. In früher Zeit sind Bild, Schrift und Dekor oft nicht auseinanderzuhalten, gehen ineinander über, wie die Hieroglyphen, die Keilschrift und die altchinesische Knochenschrift belegen. Wenn etwa in Ägypten die bildhafte Wiederholung eines Objekts (Gerät, Tier usw.) die Menge der abgelieferten Tribute oder der Kriegsbeute darstellt, so wandelt es sich darin zur Schrift und zugleich zum Dekor, der ornamentale Züge annimmt. So gibt es formale und erzählende Bedeutungen des Ornaments — wobei wir die ersteren als »Selbstdarstellung« eines Dings in seinem Sosein (natürlich vermittelt durch den darstellenden Künstler, der diese »Selbstdarstellung« herausbringt), die letzteren als Darstellung eines Gemeinten betrachten mögen.

Erst sekundär wird das Ornament autonom, das heißt, es legt sich als Zier über ein vorgeformtes Ding. Je weniger das Ornament bereits von vornherein in der Formung des Gegenstands mitgedacht wird, je mehr es nachträglich »appliziert« ist, desto fragwürdiger wird seine Berechtigung, desto weniger schlüssig ist der formale Zusammenhang von Substanz und Dekor. Das Auseinanderfallen von Herstellung und Verzierung in der maschinellen Produktion, wie sie fort-

²⁸ Ebd., Fasz. 1, Seite 10.

schreitend seit dem 19. Jahrhundert sich der Gebrauchsgegenstände, der Massenkonsumartikel bemächtigte, führte zu jener Inflation und Entwertung von Ornament, gegen die die Puristen im Gefolge von Adolf Loos mit Recht revoltierten. Ja, sogar der Begriff des Ornamentalen wurde im Verlauf dieses Prozesses so weit denaturiert, daß wir ihn heute erst wieder mühevoll gewinnen müssen: verband und verbindet er sich doch mit jenem Prozeß ideologischer Täuschung, der unter dem Gattungsbegriff »Warenästhetik« gefaßt werden kann und entlarvt werden muß.²⁹ Die völlige Askese gegenüber der ornamentalen Zutat, die Reinheit der Funktionalität war wohl notwendig, um überhaupt wieder das formale Spiel gekoppelter Elemente möglich zu machen — und es war nicht das schmückende Kunstgewerbe, sondern die »gegenstandslose Kunst«, die diese Möglichkeit zurückeroberte. Was heute von »konkreter Kunst« bis zu »action painting«, von »op art« bis zu »Signalen« versucht wird, ist nichts anderes als der Aufschluß von Flächen und Körpern für gliedernde Elemente, die ihren Zusammenhang mit dem Ornamentalen nicht verleugnen können. Vielleicht ist es so, daß reine Formbeziehungen häufig als Ornament wirken, wie umgekehrt das solcherart autonom gewordene Ornament in reine Kunst umschlägt (und dergestalt seine Autonomie rechtfertigt).

V.

Nun zeichnen sich verschiedene Ureinrichtungen ornamentalen Schaffens ab: das additive Prinzip der Reihung geometrischer (oder pseudogeometrischer) Einheiten, die durch den seriellen Effekt wieder mathematisch beschreibbar werden; diesem Ornamentmuster von Friescharakter liegt die Idee des extensiv unendlichen orthogonalen Raums zugrunde, wie er den griechischen und ägyptischen Tempel, das ägyptische Wandbild oder die griechischen Tempelreliefs (etwa der Giebelzonen und der Metopen) charakterisiert. Eine zweite, häufig zu vegetativen Vorbildern tendierende Ornamentform geht auf die Ausfüllung geschlossener Flächen, die in sich gegliedert und geordnet werden; typische Beispiele sind vie-

²⁹ Wolfgang Fritz Haug, Kritik der Warenästhetik, Frankfurt am Main 1971. Vgl. dazu unseren Exkurs zu Kapitel 1 dieses Buches.

le Rosetten gotischer Kirchenfassaden oder die Netz- und Hängegewölbe (besonders deutlich in ornamentaler Funktion bei der böhmischen Gotik mit den abgebrochenen Rippen), die unabhängig von ihren konstruktiven Funktionen auch wie ein Muster über dem Beschauer liegen; auch die sternbesäten Kuppeln im Mausoleum der Galla Placidia (Ravenna) könnte man erwähnen; hier kommt der geschlossene Höhlenraum zu der ihm eigentümlichen Schmuckform. Als dritten Typus des Ornaments haben wir dann schließlich die expressiv-vitalen Lineamente kennengelernt, die keiner erkennbaren Regel folgen, sich aber über die Fläche als eine dynamische Ordnung legen und durchaus als gliederndes Element empfunden werden können. Jedenfalls kommt das Ornament immer zu einer Fläche oder zu einem Körper hinzu, sei es als auferlegte Form und übergeworfenes Kleid, sei es als ein herausgehobenes Merkmal struktiver Eigenart, wie es Antonio Hernandez hervorhebt: »Die Kunstgeschichte könnte uns zeigen, daß der Mäanderfries auf der Wandung einer Dipylonvase keineswegs eine dekorative Zutat ist, die man von der Form des Gefäßes substrahieren kann, ohne dieses zu verstümmeln, die Stukkaturen eines barocken Raums sich nicht ungestraft abschlagen lassen, ohne diesen zu veröden.«³⁰

Bloßer Dekor wird immer vom Ornament zu unterscheiden sein, schon deshalb, weil er ebenso figürlich erzählend (griechische Vasenmalerei) wie rein in sich ruhend (einfach gefaßter Edelstein in einem schmucklosen Ring) sein kann. Karl Schollmayer hat darum richtig zwischen »ornamentum« und Ornament unterschieden und diesen Unterschied an zwei einleuchtenden Gegenüberstellungen von römischen Goldringen und Luristan-Schmuck demonstriert.³¹ Ebenso wenig darf man ein bloßes Muster schon ornamental nennen, nur weil es repetitiv angelegt ist. Zum Ornament gehört zweifellos der Stilisierungswille, der ein Muster zur selbständigen Kunstform erhebt, während es als Muster nur eine dem Gegenstand dienende Form ist. Das Ornament macht sich, auch wo es mit dem Gegenstand verschmilzt (wie in seinen besten Prägungen) immer autonom. Darin ist es von der Struktur, die einfach der Gegenstand in seinem Sosein ist, unterschieden.

³⁰ Katalog Zürich, Fasz. 5, Seite 14.

³¹ Ebd., Seite 8 ff.

Die Frage erhebt sich, ob irgendeine Flächenbehandlung nicht-erzählender Art möglich ist, die nicht im Ornamentalen enden würde. Selbst Adolf Loos,³² der in geradezu monomaner Weise den Gebrauch des Ornaments bekämpft hat, konnte sich dem Zwang zum Muster nicht entziehen. Die Fassade seines Hauses für Josephine Baker ist durch breite Bänder verschiedenfarbiger Steine gegliedert, und trotz der Reduktion auf die elementarste Schmuckform entsteht eine ausgesprochen ornamentale Wirkung. Auf diese unfreiwillige Rückkehr des Ornaments wollten vor allem die Veranstalter der Ausstellung »Ornament ohne Ornament?«³³ hinaus, wenn sie Beispiele des materialeigenen Zwangs zu repetierten geometrischen Formen, die als dekorativ empfunden werden, aus mannigfachen Bereichen der technischen Produktion und der Architektur vorlegten. Die weißen Fugen einer Backsteinmauer ergeben, ob man möchte oder nicht, einen ornamentalen Gliederungseffekt; ihm kann man nicht entgehen, sobald man sich einmal für dieses Material entschieden hat. So wird das Verwaltungsgebäude der Johnson Company in Racine (1939 von Frank Lloyd Wright) als Paradigma des integrierten Ornaments angeführt: »Die horizontale Schichtung wird Träger der Kontinuität des Materials, der Form und des Räumlichen.«³⁴ Und das gleiche gilt schon von Robie House in Chicago (Wright 1909): »Der horizontale Fluß als Lesbarkeit des Materials, der Form und der dritten Dimension.«³⁵ Darauf zielte Wrights Programm. »Form als Ausdruck der Struktur ist bloßes Dogma, wenn die Elemente getrennt erscheinen. Die letzte Wahrheit und Ordnung liegt in der Synthese, im Verschmelzen von Form und Funktion zu einem Ganzen.«³⁶

Der Übergang von tektonischer Struktur in Ornament ist fließend. Bei Wright liegt eine ausdrückliche Absicht zum Ornamentalen vor. Wie aber verhält es sich mit der Fassade eines modernen Geschäftshauses, die allein durch die Abfolge der Fensterreihen horizontal und vertikal gegliedert ist? Können wir da von einer ornamentalen Flächenstruktur sprechen?

³² Der Architekt Adolf Loos. Dargestellt von Ludwig Münz und Gustav Künstler. Wien und München 1964.

³³ Vgl. hierzu die Bemerkungen oben Anm. 1.

³⁴ Katalog Zürich, Fasz. 5, Seite 37.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., Seite 37.

Sind die sich wiederholenden Quadrate auf Gemälden von Albers etwa ein rudimentäres Ornament? Und sind die Kanneluren einer dorischen Säule etwa ornamental?

Diese Fragen drängen sich auf, wenn man sieht, was alles die Publikation des Zürcher Kunstgewerbemuseums für das »Ornament ohne Ornament« in Anspruch nahm. Gewiß sind die Kanneluren einer dorischen Säule eine Schmuckform; sie sind nicht Struktur, denn die Struktur einer Säule ist durch den runden Schaft allein gegeben; sie sind nicht Muster, denn sie legen sich nicht als dekorative Zutat auf den Schaft, sondern treiben aus ihm hervor. Aber sie sind eben auch nicht als Ornament faßbar, und jede Definition des Ornaments, die solches einschließt, ist zu weit, weil sie eine empirisch nicht als Ornament erlebte Gestalt zum Ornament stempelt. Die Kanneluren einer dorischen Säule sind einfach nichts anderes als die Seinsweise dieser Säule, so wie sie ist — und im gleichen Sinne ist die Fensterfront eines Geschäftshochhauses nichts anderes als eben dies: Seinsweise der Fassade, so wie sie ist (und erst auf einer photographischen Abbildung mag sie dann auch ornamental »wirken«). Nicht jede Form kann als Ornament interpretiert werden. Die Gitterstäbe eines Gartenzauns sind es gewiß so wenig wie die Peristase des Parthenon. Vielleicht muß eine Form optisch als vom Gegenstand ablösbar empfunden werden können, muß sie als isolierte Form betrachtet werden können, um als Ornament zu gelten, selbst dann, wenn sie, wie das Bandmuster eines attischen Mischkrugs, zum Gegenstand deutlich hinzugehört und sich seiner Dingform genau anschmiegt. Immer ist das Ornament ein Luxus, eine Zugabe, weshalb, wie wir sahen, die Naturgebilde keine Ornamente sind, sondern höchstens Vorlagen für Ornamente. Auch die Kannelur ist das Leben der Säule, ihre organische Selbstbewegtheit, so wie die Albers'schen Quadrate das Leben der Quadratform. Form ist eine ontologische Kategorie, sie ist Bestandteil jedes Seienden. Wer jede Form bereits als Ornament nimmt, verwechselt Gattung und Art. Ornament ist eine Formmöglichkeit, und keine geringe. Es ist, wie Mark Buchmann sagt, »Ausgestaltung der Gestalt«. Das heißt aber, daß vor ihm eine Gestalt da sein muß, an der es angreift. Wenn der Übergang des Säulenschafts zum Kapitell (um noch einmal bei der dorischen Ordnung zu bleiben) durch schmale »Bänder« ausgezeichnet wird, so ist das die sparsamste Weise, Gestalt ornamental auszugestalten. Hier mag man vom

Beginn einer strukturell bedingten Ornamentik sprechen; aber die Form dominiert, das Ornament wird noch kaum als solches spürbar, es fügt sich ein und ordnet sich unter.

So soll es sein; denn so wird die ornamentale Form zum Bedeutungsträger: sie macht Gestalt als das sichtbar, was sie ist: die Kannelur wird verstanden, wenn ihr Übergang zum Echinus ausgestaltet wird. Das Ornament erweist sich dann (und nur dann) als »lesbar«, als eine Schrift, die die Tektonik interpretiert. Bedeutung muß nicht immer Erzählung eines Inhalts sein. Sie kann auch, wie die mathematischen Zeichen, in Hinweisen auf formale Zusammenhänge bestehen. Dergestalt ist die semantische Funktion des Ornaments zu beschreiben (und nur sekundär kann sie, wie im Tier- und Pflanzenornament, wie im orientalischen Teppichmuster, auch gegenständlichen Sinn haben). Wir kommen dem Wesen des Ornaments näher, wenn wir es nicht als eine gegenstands- und bedeutungslose Zierform sehen, sondern es verstehen als dingbezogenen Akzent, der uns einen Gegenstand in seinem formalen Aufbau lesbarer macht. Damit wird das Ornament semantisch beziehungsvoll. Versuchen wir an dieser Stelle eine Zusammenfassung formaler Bestimmungen des Ornaments, die sich aus dem schier unerschöpflichen archäologischen und kunstgeschichtlichen Material ablesen lassen.

1. Ornament ist eine Art der Gattung Dekor. Es wird mit hin als eine Schmuckform einem Gegenstand appliziert, es bleibt dem Gegenstand akzidentell (anders als die Struktur, die dessen »substantielle Form« ist). Als Applikation eignet ihm primär reine Flächigkeit oder flach reliefierter Auftrag. Bei körperhaften Gebilden, die etwa die volle Masse des Bauwerks oder der Skulptur erfassen, sprechen wir nur uneigentlich von Ornament.

2. Ornament setzt sich aus Einzelementen zusammen, die in streng geregelter Weise zu einem Ganzen zusammentreten. Im Ganzen sind die Teile nicht summativ aneinandergereiht, sondern gestalthaft — seriell, konzentrisch oder symmetrisch — integriert.

3. Prinzipiell ist die Repetition der ornamentalen Elemente im unendlichen Fluß fortsetzbar; sei es in Form einer linearen, extensiven Unendlichkeit innerhalb eines orthogonalen Koordinatensystems (offenes Ornament), sei es in Form einer sphärisch geschlossenen, intensiven Unendlichkeit innerhalb einer zentral organisierten Figur (geschlossenes

Ornament). Das geschlossene Ornament ist oft intern symmetrisch gegliedert. Eine Sonderform des geschlossenen Ornaments kann die individuelle symmetrische Figur sein.

4. Sofern sie symmetrisch gebaut sind, können Einzelfiguren also an sich schon ornamental wirken; sie müssen dann aber vorwiegend oder ausschließlich einem dekorativen Zweck dienen, bzw. unter Abbau semantischer Funktionen auf einen solchen reduziert sein.

5. Bildhafte Elemente, die ins Ornament eingehen, werden zeichenhaft stilisiert, entindividualisiert und ihrer Bedeutungsfunktion entkleidet. Sie können bei Herauslösung aus dem ornamentalen Zusammenhang wieder als »Einzelhieroglyphe«, als »Bild« oder als »Emblem« gelesen werden.

6. Ein ornamentales Ganzes kann durch partielle Unterbrechung der Regelmäßigkeit modifiziert und damit bildhaft individualisiert werden, ohne damit insgesamt seinen ornamentalen Charakter zu verlieren. Die Störungen werden dann in die übergreifende Gestalt aufgenommen und als Irregularitäten, Abweichungen qualifiziert. Das ornamentale Grundmuster muß allerdings so erhalten bleiben, daß es sich gestaltqualitativ gegen die Störung durchsetzt, das heißt seinen Systemcharakter bewahrt.

7. Wegen seines applikativen Charakters erscheint das Ornament immer als eine Figur auf einem Grund. Es wirkt nicht als identisch mit seinem Träger, sondern als eine eigenbürtige Form, die zwar nicht ohne Träger gedacht, aber von diesem abstrahiert und selbständig, für sich genommen werden kann.

VI.

Den Ursprung des Ornaments kann man sich so vorstellen, daß gewisse sinnfreie oder sinnbezogene Figuren in einen formalen Kontext der eben geschilderten Art eingegangen sind. Sie verloren damit ihren bildhaften Charakter und wurden Schmuck. Weil jedoch ihre dekorative Funktion deriviert ist von einer zuvor gegebenen repräsentativen, trägt das Ornament von Hause aus eine potentielle Restituierbarkeit als Bild an sich. Nehmen wir einmal an (was vermutet werden darf), daß jedem Ornament anfänglich ein signifikanter Gehalt zugeordnet werden kann, so würde die Wieder-Bild-Werdung die Reaktivierung dieser dem Bewußtsein

zumeist verborgenen Herkunft einschließen. Formen können in heraldischer Symmetrie (z. B. bei Pia Pizzo) oder in friesartiger Repetition (z. B. bei Giuseppe Capogrossi) verbunden werden (wobei der Fries durch das Bildformat eine Rundumgrenze erhält). Sie müssen sich jedoch als Figur von einem Grund abheben lassen, um als ornamentale Gestalt erlebbar zu werden; es sei denn, das Bildganze sei ornamental strukturiert und hebe sich von der Wand als Ornament ab (z. B. bei Aldo Macchia oder Pier Luigi Sartorello) — ein Grenzfall, bei dem sich der Übergang von Muster in Ornament vollzieht, sobald man das Bild auf die Wand relativiert, und zurück vom Ornament in Muster, sobald man die Bildfläche allein für sich betrachtet. Das Figur-Grund-Verhältnis kann auch im Wechsel jeweils geschlossener Figurenfelder, sozusagen in einem Figurenteppich bestehen (z. B. bei Onosato). Unregelmäßigkeiten werden in Kauf genommen, ja in einem ausgezeichneten Sinn als Bedingung der Bildindividuierung aus stereotypen ornamentalen Momenten verstanden: das ist die Wiedereinsetzung des ornamentalen Elements in seine Zeichenhaftigkeit.³⁷

Bloße Ornamentalität ist indessen zu wenig, um ein Bild als Bild zu konstituieren; es muß als Verweis auf einen Sinn verstanden werden können, sonst wirkt es als Tapiserie. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Sinn ohne weiteres erschließbar oder nur enigmatisch aufgegeben ist; im Gegenteil, rebusartige Verschlüsselung verstärkt den Bildcharakter. Nur muß die ornamentale Regel der ewigen Wiederkehr des Gleichen, des bloßen unabgewandelten Rhythmus durchbrochen oder der Rhythmus durch Einführung einer deutlich ansprechenden Symbolfigur sinnträchtig gemacht werden. Das heißt: die Stellungsvarianten der Zeichen Capogrossis sind reicher, bildhafter als die Ornamentmosaik Onosatos, diese hingegen dekorativer. In vielen Fällen wird die Entwicklung eines Bildes aus einer ornamentalen Idee zur Ausbildung eines

³⁷ In diesem Sinne hat Dietrich Mahlow von einem »Alphabet Capogrossis« gesprochen, das er auf zwölf Lettern hin fixieren und »entziffern« konnte. Siehe Katalog Capogrossi, Galerie Im Erker, St. Gallen 1965. Vgl. zu diesem Problem auch die UNESCO-Ausstellung »Die Kunst der Schrift«, insbesondere Abt. 3, 5-10, 14 g, 16d, 17 h, 251, 29 b; da wird der Umschlag von Zeichen in ornamentales Element und umgekehrt an ubiquitärem empirischen Material deutlich. Katalog Die Kunst der Schrift, Baden-Baden 1964.

Emblems³⁸ führen, also die Verweisung auf einen Sinnbezug in sich aufnehmen.

Diese Entstehung ornamentaler Konfigurationen als Bildmotiv hängt mit zwei Entwicklungstendenzen in der modernen Kunst zusammen. Einmal mit der Ausbildung von Mitteln, Fläche bloß als solche — ohne jede »Darstellung« von etwas — zum Gegenstand künstlerischer Gestaltung und Träger von Ausdruck zu machen (konkrete Kunst). Zweitens mit der Entdeckung, daß hoch formalisierte Zeichen — gerade wegen ihres Verzichts auf realistische Abbildhaftigkeit — zum Auslöser archetypischer Bewußtseinsinhalte werden können.³⁹ Natürlich mag eine Rolle spielen, daß die Gewöhnung an das häufige Auftreten ornamental- emble- matischer Formen und Warenzeichen in der pluralistisch produzierenden industriellen Konkurrenzwirtschaft die Aufmerksamkeit auf die formalen Qualitäten ornamenthaften Gestaltens gelenkt hat; der Künstler ist immer von den Wahrnehmungsgegenständen beeinflusst, die ihn umgeben. So ist eine Bewegung in das Zeichen- und Symbolwesen der Kunst gekommen, die Ornamentik und Hieroglyphik in gleitende Übergänge versetzt; so etwa, wenn Irmgard Pontenagel die stilisierte Knochenkontur als Abbréviation für die menschliche Figur einführt und zu einem ornamentalen Ablauf über farbige geteilte Bildgründe integriert. Das Ornament, das sich als Zeichen lesbar machen läßt, wird Hieroglyphe; die Hieroglyphe, die sich der Ornamentregel unterwirft, wird Ornament. Die Aufnahme des Ornamentalen als Bildform bewirkt so einen merkwürdigen Umschlag: indem sich die Malerei, die auf die Darstellung von Inhalten verzichtete, der strengsten Form des Dekors überläßt, gewinnt sie einen, wenn auch chiffrierten Inhalt zurück. Das Ornament kehrt zu seinen Ursprüngen heim.

³⁸ Hier wäre es also angebrachter, von »emblematischer Malerei« zu sprechen als bei jenen Künstlern, die in der Ausstellung »Signale« der Basler Kunsthalle 1966 so bezeichnet wurden.

³⁹ Ohne eine genaue Klärung des Verhältnisses von Individuum und geschichtlichem, unerschwinglich vorgegebenem Bestand muß eine solche Aussage natürlich irrational bleiben. Auch der von Arnold Gehlen unternommene Versuch, die Instinktauslösertheorie für eine empirische Grundlegung der Ästhetik fruchtbar zu machen, ist in diesem Sinne beachtlich; das gleiche gilt für die gestaltungspsychologischen Forschungen. Vgl. die in Anm. 24 zitierte Abhandlung von Gehlen.

Held, Klaus, Wieland, Josef, and Biervert, Bernd. *Sozialphilosophische Grundlagen ökonomischen Handelns*. Vol. 870. Frankfurt Am Main: Suhrkamp, 1990. Print. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft.

Dieter Birnbacher Der Utilitarismus und die Ökonomie

I. Drei Berührungsebenen zwischen Utilitarismus und Ökonomie

Unter den Theorien der normativen Ethik hat die Ethik des Utilitarismus zweifellos die größte Affinität zur Ökonomie — sowohl zur Ökonomie als Wissenschaft wie zum ökonomischen Denken überhaupt. Ökonomische Denkweisen sind für die utilitaristische Ethik in einer expliziteren und weiterreichenden Weise charakteristisch als für jede andere ethische Theorie. Die bloße Existenz der utilitaristischen Ethik widerlegt das verbreitete Vorurteil von einem grundsätzlichen Antagonismus zwischen ethischem und ökonomischem Denken.

Gemeinsamkeiten und Berührungspunkte zwischen Utilitarismus und Ökonomie finden sich auf mindestens drei Ebenen: in der »Personalunion« zwischen historischen Vertretern beider Disziplinen; im »Denkstil« und der grundsätzlichen Aufgabenstellung; und in der expliziten und impliziten Kooperation zwischen utilitaristischer Ethik und Ökonomie in der Lösung von Anwendungsproblemen.

1. Alle maßgeblichen utilitaristischen Ethiker des 18. und 19. Jahrhunderts haben sich zugleich als Ökonomen betätigt. Jeremy Bentham, der den Utilitarismus als eigenständige ethische Schulrichtung begründete, wurde als Ökonom bekannt, bevor er sich als Philosoph und Rechtstheoretiker einen Namen machte. In seinem bekanntesten Ökonomischen Werk, der *Defense of Usury* (1787), der (ironisch-provokativ so betitelten) »Verteidigung des Wuchers«, polemisiert er gegen die traditionellen Zinsbeschränkungen und fordert einen freien, staatlich unreglementierten Geldmarkt. (Wenn Bentham, von Adam Smith beeinflusst, einen ausgeprägten

Wirtschaftsliberalismus vertritt, so ist dieser doch ebenso wenig ein wesentlicher Bestandteil seiner utilitaristischen Ethik wie sein an Hobbes erinnernder psychologischer Egoismus. Bereits Mill war der Auffassung, daß eine utilitaristisch zu rechtfertigende Wirtschaftsordnung nicht ohne sozialistische Elemente auskommt, und interessanterweise wird dem Utilitarismus bei zeitgenössischen Ethikern, etwa Gert oder Rawls, sogar der Vorwurf gemacht, er begünstige eine illiberale, wenn nicht totalitäre Politik.) Auch James Mill, der Mittler zwischen Bentham und John Stuart Mill, war Ökonom. Seine *Elements of Political Economy* (1821) fassen die Lektionen in politischer Ökonomie zusammen, die der Vater dem Sohn in frühester Jugend angedeihen bei zeitgenössischen Ethikern, etwa Gert oder Rawls, sogar der Vorwurf gemacht, er begünstige eine illiberale, wenn nicht totalitäre Politik.) John Stuart Mill, der wohl nach wie vor bedeutendste utilitaristische Ethiker, ist zugleich der bedeutendste Ökonom unter den klassischen Utilitaristen. Fast ein halbes Jahrhundert lang dienten seine *Principles of Political Economy* (1848) als maßgebliches volkswirtschaftliches Lehrbuch. Aus heutiger Sicht bemerkenswert ist vor allem die Multidisziplinarität dieses Werks, das nicht nur die Ökonomie in ihren theoretischen Grundlagen behandelt, sondern die Ergebnisse der ökonomischen Analyse zugleich unter soziologischen und ethischen Gesichtspunkten reflektiert. Ein Werk zur Nationalökonomie mit dem Titel *Principles of Political Economy* hat auch Henry Sidgwick geschrieben, Verfasser der umfassendsten und bis heute fundiertesten Diskussion der utilitaristischen Ethik (*Methods of Ethics* [1874], 7. Auflage 1907). Seine *Principles of Political Economy* (1883) hatten nicht denselben durchschlagenden Erfolg wie Mills gleichnamiger Klassiker, erlebten bis 1901 aber immerhin drei Auflagen.

2. Die Personalunion zwischen Utilitaristen und Ökonomen ist nicht weiter überraschend, vergegenwärtigt man sich die zahlreichen inhaltlichen Gemeinsamkeiten zwischen Utilitarismus und Ökonomie. Was utilitaristische Ethik und Ökonomie verbindet, ist zuallererst ein gewisser handfester Realismus, eine Nähe zur Empirie, zur Praxis und zur Politik. Die Hauptmotivation zur Ethik liegt bei den Klassikern des Utilitarismus nicht in theoretischen, sondern in realen gesellschaftlichen Problemen, und dem entspricht ihre Abneigung gegen metaphysische Moralbegründungen (wie sie für die christliche Ethik charakteristisch sind), ihre im großen

und ganzen empiristische Erkenntnistheorie und ihre unter Philosophen keineswegs selbstverständliche Sympathie für die positiven Wissenschaften. Das positive Interesse an Wissen und Wissenschaft bei den Utilitaristen hat dabei unter anderem systematische Gründe: Mehr als andere Ansätze der normativen Ethik legt der Utilitarismus Wert auf die kognitiven Voraussetzungen des menschlichen Handelns. Moralisch richtiges Handeln hängt für ihn weniger von moralischen Gesinnungen oder religiösen Glaubensüberzeugungen ab als von adäquater Situationswahrnehmung und realistischer Folgenabschätzung.

In engem Zusammenhang mit dieser realistischen Perspektive steht das ausgeprägte Interesse des Utilitarismus an Fragen der Normanwendung und Normdurchsetzung. Mehr als andere Ethiken — insbesondere deontologische Systeme, die konkrete Normen mit absolutem Geltungsanspruch aufstellen — sieht sich der Utilitarismus mit der Aufgabe konfrontiert, sein »Primärprinzip« des »größten Glücks der größten Zahl« zeit- und gesellschaftsspezifisch zu konkretisieren. Nur durch die Konkretisierung seines Primärprinzips in Form von zeit- und kulturspezifischen »Sekundärprinzipien« kann er darauf hoffen, diesem Geltung und Wirksamkeit zu verschaffen. Das nötigt ihn jedoch, sich stärker auf die Unvollkommenheiten der Welt, insbesondere der menschlichen Motivation, einzulassen als Ethiken, die mehr oder weniger ideale Forderungen erheben. Das Grundproblem des Utilitaristen ist die Knappheit an moralischer Motivation wie die Knappheit an Gütern das Grundproblem der Ökonomie.

»Ökonomisch« am Utilitarismus ist vor allem seine Tendenz, Werte und Güter höchst unterschiedlicher Art als kommensurabel zu betrachten und Abwägungen zwischen ihnen zum Gegenstand quantitativer Analysen zu machen: Die Rationalität der utilitaristischen Ethik ist die Rationalität des Kalküls. Wie für den Ökonomen der Preis ist für den Utilitaristen der »Nutzen« die Einheit, die Unterschiedliches vergleichbar und verrechenbar macht. Ähnlich wie Geldwerte werden Nutzenwerte von den meisten Utilitaristen als kardinal skalierbare Größen aufgefaßt, die zwar empirisch nicht exakt meßbar sind, dieses Schicksal aber mit vielen »Preisen« teilen, die sich nicht real — etwa auf einem Konkurrenzmarkt — bilden, sondern nach bestimmten Kriterien abgeschätzt oder festgesetzt werden müssen. Entscheidend ist, daß zumindest in der Theorie alle positiven und negativen Nutzengrößen

gegeneinander »verrechnet« werden, was im übrigen nicht heißt, daß nicht auch der Utilitarist bestimmte Güter so hoch veranschlagen kann, daß diese in allen real maßglichen Konfliktsituationen über konkurrierende Güter dominieren. (Um hier einem häufigen Mißverständnis zuvorzukommen: Nützlichkeit ist im Utilitarismus keine »hypothetische«, sondern eine »kategorische« Größe. Der »Nutzen« mißt nicht den Wert einer Sache relativ zu bestimmten Zwecken, sondern das durch sie verwirklichte Maß an Glück, Befriedigung oder Gratifikation.)

Das Konzept einer umfassenden Nutzenkalkulation, die den Nützlichkeitsgehalt auch nicht-wirtschaftlicher Güter »auf Heller und Pfennig« berechnet, ist in der Geschichte des Utilitarismus allerdings nur vereinzelt aufgegriffen worden. Bentham's Idee eines »felicific calculus« gehört zu den vielen Projekten, die er niemals konkret ausgearbeitet hat. Er selbst hat in späteren Jahren seinen ursprünglichen Plan eines »Glückskalküls« eher skeptisch gesehen und statt dessen empfohlen, »Glück« durch Einkommen zu messen — ein Ausweg, der angesichts der damaligen Einkommensunterschiede und des sehr unterschiedlichen Grenznutzens des Geldes auf verschiedenen Einkommensstufen freilich kaum befriedigen kann. Edgeworth mit seinen *Mathematical Psychics* (1881) und die Grenznutzenschule haben später an die Idee des »felicific calculus« angeknüpft.

Die dritte Berührungsebene zwischen Utilitarismus und Ökonomie betrifft die disziplinäre Arbeitsteilung in der Formulierung und Diskussion von Anwendungsproblemen. Interessanterweise sind es gerade Ökonomen gewesen, die unter dem Zwang, abstrakte Prinzipien auf ökonomische Realitäten anwenden zu müssen, die Führung übernommen und zahlreiche Probleme bearbeitet haben, die von der philosophischen Ethik erst später aufgegriffen worden sind. Dazu gehören das Problem der interpersonalen Vergleichbarkeit des Nutzens (die die Philosophen meist für weitaus weniger problematisch halten als die Ökonomen), das Problem der unter moralischen Gesichtspunkten angemessenen intergenerationellen Vorsorge, des Verhältnisses zwischen Gegenwartskonsum und Zukunftsinvestitionen (hier war Ramseys Arbeit zur Spartheorie bahnbrechend) sowie das über den Utilitarismus hinausweisende Problem, das Ziel der gesellschaftlichen Nutzenmaximierung mit intra- und intergenerationellen Gleichheits- und Fairneßprinzipien zu versöhnen

(zum Beispiel bei Sen).

2. Klassische und moderne Varianten der utilitaristischen Ethik

Die utilitaristische Ethik ist keine streng geschlossene, monolithische Theorie. In ihrer gegenwärtigen Erscheinungsform ist sie in eine Vielzahl von Varianten aufgespalten, die das Grundprinzip der utilitaristischen Ethik in jeweils verschiedener Weise interpretieren und differenzieren. Ein Teil dieser Differenzierungen lassen sich implizit bereits in den klassischen Texten der utilitaristischen Ethik nachweisen, blieben dort angesichts der vorwiegend praktisch-gesellschaftskritischen Zielsetzung der Utilitaristen vor Sidgwick jedoch zunächst unbeachtet. Bevor ich die wichtigsten dieser Varianten vorstelle, ein kurzer Blick auf die Gemeinsamkeiten, gewissermaßen den Identitätskern der utilitaristischen Ethik: 1. den Konsequentialismus, 2. die summative Aggregation des Nutzens und 3. die subjektivistische Wertlehre.

1. Konsequentialistisch ist die utilitaristische Ethik, insofern die Frage, ob eine Handlung oder Handlungsweise moralisch verboten, moralisch erlaubt oder moralisch geboten ist, für sie ausschließlich von den zu erwartenden Folgen der Handlung oder Handlungsweise abhängt. Der Maßstab dafür, ob eine Handlung oder Handlungsweise moralisch richtig oder falsch ist, ist der Wert oder Unwert der Handlungsfolgen, die der Handelnde nach Maßgabe des verfügbaren Wissens erwarten muß. Die moralische Richtigkeitsbeurteilung von Handlungen oder Handlungsweisen wird also relativiert auf einen bestimmten, historisch instabilen Stand des Wissens.

2. Charakteristisch für den Utilitarismus ist, daß für ihn bei der Bewertung der Handlungsfolgen lediglich die Summe der durch die Handlung bewirkten Nutzenänderungen (zum Guten wie zum Schlechten) den Ausschlag gibt, nicht aber auch die Verteilungsstruktur dieser Nutzenänderungen. Für den Utilitaristen sind Handlungen optimal, die den langfristigen gesellschaftlichen Gesamtnutzen maximieren, gleichgültig, wie schief die resultierende Verteilungsstruktur oder wie groß die Zahl der Gesellschaftsmitglieder, denen dadurch Nutzeneinbußen zugemutet werden. Im Gegensatz zu

dem in der Ökonomie häufig herangezogenen Prinzip des Pareto-Optimums, das Handlungen auszeichnet, die einige besserstellen, ohne jemanden schlechterzustellen, nimmt der Utilitarist auch Nutzenverschlechterungen bei einigen Betroffenen oder für eine begrenzte Zeit in Kauf, sofern eine Handlung oder Handlungsweise verspricht, den Nutzen für die Gesamtheit bzw. den Nutzen »in the long run« zu erhöhen.

3. Der Utilitarismus setzt wie jede konsequentialistische Ethik eine Wertlehre (Axiologie) voraus, nach der die durch eine Handlung oder Handlungsweise bewirkten Nutzenänderungen zu bewerten sind. Diese Wertlehre ist, im Fall des Utilitarismus subjektivistisch: Sie berücksichtigt bei der Bewertung eines Weltzustands ausschließlich die Art und Weise, wie die Individuen — aufgrund ihrer jeweiligen Bedürfnis— und Interessenlage— subjektiv von dem Weltzustand betroffen sind.

Der durch die genannten drei Merkmale definierte Identitätskern der utilitaristischen Ethik wird von den einzelnen Varianten nun in unterschiedlicher Weise ausdifferenziert. Die wichtigsten dieser Varianten lassen sich als »Oppositionspaare« anordnen, wobei das jeweils erste Glied der Opposition eine Komponente des »klassischen« Utilitarismus repräsentiert, wie er bei Bentham vorliegt, das zweite Glied eine spätere Modifikation:

Positiver versus negativer Utilitarismus,
Glücks- versus Präferenzutilitarismus,
Nutzensummen- versus Durchschnittsnutzen-Utilitarismus,
Handlungs- versus Regelutilitarismus.

Es hat sich eingebürgert, die Alternativen zum »klassischen« Utilitarismus als das anzusehen, was sie zumeist auch selbst zu sein beanspruchen, nämlich als »Verbesserungen« des klassischen Utilitarismus. Dem möchte ich die These entgegenzusetzen, daß die im jeweils ersten Oppositionsglied genannten Theoriekomponenten nicht nur historisch zufällig die „klassischen« sind, sondern in der Tat eindeutig den Vorzug verdienen, und zwar sowohl unter Gesichtspunkten der moralischen Adäquatheit wie unter Gesichtspunkten der inneren Kongruenz der utilitaristischen Ethik.

2.1 Positiver versus negativer Utilitarismus

Der negative Utilitarismus versteht das Grundprinzip des Utilitarismus mit einem düsteren, pessimistischen Akzent. Statt bei der Bewertung der Handlungsfolgen sowohl die Nutzenänderungen im positiven wie im negativen Nutzenbereich zu berücksichtigen, berücksichtigt er ausschließlich die Nutzenänderungen im negativen Bereich. In die Beurteilung einer Handlung gehen also nur solche Nutzenänderungen ein, durch die Unglück oder Leiden gemindert oder verschlimmert, nicht aber auch diejenigen, durch die Glück gemindert oder gesteigert wird. Sobald das Nutzenniveau eines Individuums die Schwelle vom Leiden zum Glück überschritten hat, macht es für die moralische Handlungsbeurteilung keinen Unterschied mehr. Es fällt aus der Rechnung heraus, gleichgültig, ob es nahe am Nullpunkt oder weit darüber liegt. Das Ziel des richtigen Handelns besteht nicht darin, ein möglichst großes Übergewicht der positiven über die negativen Folgen zu erreichen, sondern ein möglichst großes Übergewicht der Minderung von Leiden über die Verschlimmerung von Leiden.

Eine Konsequenz daraus ist, daß es für den negativen Utilitaristen niemals gerechtfertigt sein kann, um eines größeren Glücks der Glücklichen willen den Unglücklichen noch mehr Unglück zuzumuten. Es ist besonders diese Konsequenz, die den negativen Utilitarismus für viele Ethiker attraktiv gemacht hat. Zwar ist auch für den negativen Utilitaristen der Nutzen des einen gegen den Nutzen des anderen »Verrechenbar«, aber wenn es nach ihm erlaubt ist, einige schlechterzustellen, dann nur, um andere, die bereits so schlecht gestellt sind, daß sie kein insgesamt befriedigendes Leben haben, so weit besserzustellen, daß sie ihr Leben als halbwegs befriedigend empfinden können. Für Popper, der sich gelegentlich im Sinne eines negativen Utilitarismus geäußert hat, ist darüber hinaus ein politisches Bedenken bestimmend: die berechtigte Furcht vor den totalitären Zügen einer um die Nutzenmaximierung ihrer Bürger bemühten Diktatur. Es fragt sich allerdings, ob totalitäre Herrschaftsformen nicht auch bereits mit dem klassischen Utilitarismus unvereinbar sind und ihr Ausschluß deshalb kein so schweres Geschütz wie den negativen Utilitarismus erfordert. (Auch wenn im Nationalsozialismus das Glücksniveau der Mehrheit der Deutschen deutlich gestiegen ist, so war dies doch von kur-

zer Dauer und fällt kaum ins Gewicht gegen die negativen Auswirkungen auf unterdrückte und verfolgte Minderheiten, auf die Bürger anderer Staaten und auf die nachfolgenden Generationen.) Denn die Vorzüge, die der negative Utilitarismus auf den ersten Blick bietet, verblassen schnell, sobald man einige seiner weiteren Konsequenzen ins Auge faßt. So verbietet der negative Utilitarismus die Zufügung oder das Zulassen von wie immer geringfügigen Leiden auch dann, wenn dadurch das Glücksniveau vieler erheblich und dauerhaft erhöht wird. Es wäre danach kaum vertretbar, jemanden für Strafdelikte hinter Gitter zu bringen (sofern man die Haftstrafe als Leiden bewertet), wenn dies ausschließlich dazu dient, die Sicherheit vieler zu erhöhen, nicht bestohlen, beraubt, vergewaltigt oder ermordet zu werden (sofern man die mangelnde Sicherheit als bloße Einbuße an Glück bewertet). Wie immer umfangreiche Einbußen an Glück wären in Kauf zu nehmen, wenn dadurch das Leiden auch nur geringfügig vermindert werden könnte. Gegebenenfalls müßten alle gesellschaftlichen Ressourcen (etwa die gesamten Aufwendungen für kulturelle Zwecke) der wie immer geringfügigen Besserstellung der Schlechtestgestellten, etwa der Schwerkranken, geopfert werden — bei der zu erwartenden weiteren Expansion der Medizintechnik keine ganz unrealistische Vision. Eine dritte — in meinen Augen noch bedenklichere — Konsequenz ist die Indifferenz des negativen Utilitarismus gegenüber der Existenz fühlender Wesen. Der negative Utilitarismus kann der Existenz fühlender Wesen keinen Wert beimessen, solange diese dazu verurteilt sind, gelegentlich leiden zu müssen. Eine Welt ohne menschliche und andere fühlende Individuen muß für ihn einer Welt mit gelegentlich leidenden Individuen stets vorzuziehen sein. Solange das Leben nicht ohne Leiden zu haben ist, gilt für ihn das Nirvana-Prinzip: besser, nicht geboren zu sein. In einem endgültigen irreversiblen Untergang der Menschheit bzw. der gesamten empfindungsfähigen Welt würde er nichts Bedauernswertes, sondern nachgerade etwas Begrüßenswertes sehen.

2.2 Glücks- versus Präferenzutilitarismus

Auch die Differenzierung zwischen Glücks- und Präferenzutilitarismus betrifft ausschließlich die axiologische Kom-

ponente der utilitaristischen Ethik. Für Bentham, Mill und Sidgwick kam es bei moralisch richtigen Handlungen auf die Maximierung des Glücks, der Freude, der Lust (»pleasure«) an — wie immer sich ihre Interpretationen von »pleasure« unterscheiden mochten. Für den Präferenzutilitarismus (eine erst im 20. Jahrhundert und vor allem von Ökonomen vertretene Variante) kommt es dagegen auf die maximale Befriedigung von Interessen, Vorlieben, Präferenzen an. Das einzige Gut, das der Glücksutilitarismus als eigenständiges (intrinsisches) Gut anerkennt, ist subjektives Wohlbefinden. Das einzige Gut, das der Präferenzutilitarismus als eigenständiges Gut anerkennt, ist die Befriedigung individueller Interessen. Während es für den Glücksutilitaristen gleichgültig ist, ob ein subjektives Wohlbefinden aus der Befriedigung vorher bestehender Interessen oder aus dem Streben nach ihrer Befriedigung resultiert, ist es für den Präferenzutilitaristen gleichgültig, wie der einzelne von der Befriedigung seiner Interessen konkret betroffen ist, solange sie nur überhaupt befriedigt werden. Es ist klar, daß sich beide Varianten nicht signifikant unterscheiden, solange alle an genau dem interessiert sind, was sie glücklich macht. Sie weichen jedoch voneinander ab, wenn sich Ex-ante-Bewertungen (Interessen) und Ex-post-Bewertungen (Glück) nicht decken, wenn also die Befriedigung seiner Interessen nicht im Interesse des Individuums liegt.

Damit ist bereits der Hauptkritikpunkt am Präferenzutilitarismus angedeutet: Die Befriedigung von Präferenzen ist nicht immer und notwendig nutzenstiftend, zumindest dann nicht, wenn die einschlägigen Präferenzen zukunftsbezogen sind. (Läßt man andererseits nur Augenblickspräferenzen als Präferenzen gelten, fällt der Präferenzutilitarismus mit dem Glücksutilitarismus zusammen und stellt keine eigenständige Variante mehr dar.) Präferenzen können in jedem beliebigen Ausmaß kognitiv und emotional verzerrt, irrational und selbstschädigend sein. Sie können der Ausdruck von »falschen Bedürfnissen« in dem sehr präzisen Sinne sein, daß ihre Befriedigung nur vermeintlich glücklicher macht. Es ist nicht zu leugnen, daß wir oftmals nicht wissen, womit uns selbst am besten gedient ist, und daß selbst dann, wenn wir es wissen, dieses Wissen nicht notwendig Macht über diejenigen Präferenzen hat, die unser Verhalten bestimmen. Wäre es anders, wäre kaum zu erklären, wieso wir neben den Präferenzen, die sich auf Zustände in der Welt oder in

uns selbst richten, gewöhnlich auch Präferenzen zweiter Stufe haben, die sich ihrerseits — zumeist kritisch — auf diese Präferenzen richten. Raucher haben vielfach eine Präferenz, nicht rauchen zu wollen — ohne daß diese Präferenz zweiter Stufe vermögend wäre, die Präferenz erster Stufe nennenswert abzuschwächen.

Einerseits ist die Befriedigung von Präferenzen nicht notwendig nutzenstiftend, andererseits ist nicht jeder Nutzenzuwachs präferenzabhängig. Daß jemand keine Verbesserung seiner äußeren Lebensumstände oder seines Gesundheitszustands anstrebt, zeigt nicht, daß es ihm so gut geht, wie es ihm gehen könnte. Schon Mill hat mit seiner Unterscheidung zwischen Glück und Zufriedenheit darauf hingewiesen, daß Zufriedenheit, das fehlende Bedürfnis nach einer Verbesserung, nicht notwendig auf Glück schließen läßt. Zufriedenheit kann auch Hoffnungslosigkeit und Resignation, ein Sich-Bescheiden mit dem einmal Erreichten, signalisieren.

Da der Präferenzutilitarismus dieser Kritik wenig entgegenzusetzen kann, modifiziert er seine Theorie, indem er der moralischen Bewertung nicht die faktisch geäußerten oder verhaltensmäßig manifestierten Bedürfnisse (die »revealed preferences«) zugrunde legt, sondern ein idealisierendes Konstrukt, die »wahren Präferenzen«. John C. Harsanyi, der prominenteste Vertreter des Präferenzutilitarismus, bestimmt die »wahren« Präferenzen einer Person als diejenigen, die die Person haben würde, wenn sie 1. über alle einschlägigen empirischen Kenntnisse verfügte, 2. ihre Überlegungen mit der größtmöglichen Sorgfalt anstellte, und 3. sich in einer für eine rationale Entscheidung günstigen psychischen Verfassung befände. Es leuchtet ein, daß ein derart revidierter Präferenzutilitarismus akzeptabler ist als eine von den faktischen Präferenzen ausgehende Theorie. Es fragt sich allerdings, ob es nicht sinnvoller wäre, statt von dem hypothetischen Konstrukt der »wahren Präferenzen« gleich von dem auszugehen, was jemanden (voraussichtlich) tatsächlich glücklich macht. Die Überlegung, was jemand hypothetisch (unter idealen Bedingungen) wollen würde, kann dann durchaus weiterhin eine Funktion übernehmen: Die »wahren Präferenzen« können als Kriterium dafür gelten, was jemanden tatsächlich glücklich machen würde ohne daß diese allerdings das einzige oder in jedem Fall ausschlaggebende Kriterium wäre. Man könnte sich zum Beispiel vorstellen, daß es für jemanden auch dann besser (und insofern in seinem eige-

nen Interesse) wäre, weniger zu arbeiten, wenn seine »wahre Präferenz« dahin ginge, mehr zu arbeiten. Sollen wir in diesem Fall sagen, daß es für ihn wünschenswerter ist, mehr zu arbeiten, weil er es will — auch wenn es ihm dadurch insgesamt schlechter geht? Die »wahren Präferenzen« sind ein Kriterium für das, was wir jemandem wünschen sollten, aber es kann nicht als schlechthin unüberbietbar gelten.

Ein Anwendungsbereich der utilitaristischen Ethik, in dem die Konsequenzen selbst noch eines »idealisierten« Präferenzutilitarismus in eine deutlich andere Richtung weisen als die des Glücksutilitarismus, ist der Tierschutz. Es ist durchaus kein Zufall, daß die Geburtsstunde des Tierschutzgedankens in der neuzeitlichen Ethik mit der Veröffentlichung von Benthams Hauptwerk *Introduction to the Principles of Moral and Legal Legislation* (1789) zusammenfällt. Da Tiere, soweit sie empfindungs- und leidensfähig sind, ebenso Subjekte von Glück und Unglück, Lust und Unlust sind wie Menschen, ist ihre Betroffenheit durch menschliches Handeln und Unterlassen im utilitaristischen Nutzenkalkül ebenso zu berücksichtigen wie die Betroffenheit menschlicher Individuen. (Die unbeseelte Natur — die niederen Tiere, die Pflanzen und die unbelebte Materie — hat für den Utilitaristen dagegen nur abgeleiteten Wert, je nach ihrer instrumentellen und ästhetischen Bedeutung für empfindungsfähige Wesen.) Der Glücksutilitarist wird dabei jedoch eine bedeutend größere Klasse tierischer Lebewesen als Träger eigenständigen Werts berücksichtigen als der Präferenzutilitarist. Denn während man zukunftsorientierte Präferenzen nur denkfähigen Tieren zuschreiben kann, die über ein wie immer rudimentäres Zukunftsbewußtsein verfügen, wird der Glücksutilitarist die positive und negative Betroffenheit auch solcher Tiere berücksichtigen, denen wir aufgrund ihres Verhaltens und aufgrund der Entwicklungshöhe ihres Zentralnervensystems keine zukunftsbezogenen Präferenzen, aber doch Zustände von Behagen und Unbehagen, von Wohlgefühl und Leiden im Hier und Jetzt zuschreiben.

2.3 Nutzensummen- versus Durchschnittsnutzen-Utilitarismus

Auch diese Varianten des Utilitarismus unterscheiden sich ausschließlich in der axiologischen Komponente, aller-

dings in einer äußerst radikalen Weise: Für den Nutzensummen-Utilitarismus ist die Gesamtsumme des Glücks über alle Individuen, für den Durchschnittsnutzen-Utilitarismus das durchschnittliche Glück die zu maximierende Größe. Bei konstanter (menschlicher oder auch tierischer) Bevölkerung unterscheiden sich die Konsequenzen beider Varianten nicht, wohl aber dann, wenn die Bevölkerung als variabel angenommen wird. Folgt man der Nutzensummeneauffassung, kann die Summe des Glücks nicht nur durch die Erhöhung des Nutzens pro Kopf, sondern auch durch die Erhöhung der Zahl der Köpfe erhöht werden — zumindest solange, wie den zusätzlichen Individuen ein wie immer bescheidener positiver Nutzen zugesprochen werden kann. Eine Verdoppelung der Zahl bei gleichbleibendem Pro-Kopf-Nutzen wirkt sich auf die Bewertung der Gesamtsituation nicht anders aus als eine Verdoppelung des Pro-Kopf-Nutzens. Für jede noch so drastische Verschlechterung des Nutzenniveaus — sofern dies positiv bleibt, das heißt, sofern das Individuum sein Leben noch als lebenswert empfindet — gibt es im Prinzip eine zahlenmäßige Zunahme, die die Gesamtsumme konstant läßt. Qualität und Quantität sind in einem beträchtlichen Maße austauschbar — für viele moderne Ethiker und Ökonomen (etwa Harsanyi) Grund genug, der Durchschnittsauffassung den Vorzug zu geben. Die Schwierigkeit, die »repugnant conclusion« (Parfit) der Nutzensummen-Auffassung zu akzeptieren, läßt leicht vergessen, daß in früheren Zeiten durchaus anders gedacht wurde. Für utilitaristisch denkende Autoren wie Paley, den Hauptvertreter der natürlichen Theologie im England des 18. Jahrhunderts, oder Godwin, den Theoretiker des Anarchismus, war es mehr oder weniger selbstverständlich, daß die Vermehrung des Glücks am ehesten durch eine Vermehrung der Zahl der Menschen und nicht durch eine Erhöhung des durchschnittlichen Glücks zu bewerkstelligen sei.

Für die Durchschnittsauffassung dagegen ist der Weltzustand mit dem höheren durchschnittlichen Nutzen vorzuziehen. Solange der Pro-Kopf-Nutzen konstant bleibt, ist die Zahl der Individuen gleichgültig. Eine Verschlechterung des Faktors »Glück« bei einem oder mehreren Individuen kann nicht durch eine Erhöhung der Zahl, sondern nur durch eine Verbesserung des Faktors »Glück« bei anderen Individuen kompensiert werden. Analog betrachten viele Ökonomen bei Staaten mit schnell wachsender Bevölkerung nicht

das Sozialprodukt, sondern den Pro-Kopf-Konsum oder die Pro-Kopf-Produktion als den entscheidenden Wohlfahrtsindikator.

Daß auch hier wieder die »klassische« Variante, die Nutzensummenkonzeption, der modernen Durchschnittskonzeption vorzuziehen ist, mag angesichts der paradox wirkenden Konsequenzen als Zumutung erscheinen. Dennoch läßt sich nicht daran zweifeln, daß die Nutzensummenauffassung insgesamt die besseren Gründe auf ihrer Seite hat:

Erstens muß für jedes Gut (im nicht-wirtschaftlichen Sinne) gelten, daß mehr von ihm zu haben *ceteris paribus* besser ist, als weniger von ihm zu haben. Da die utilitaristische Werttheorie nur ein einziges eigenständiges Gut (Glück oder Interessenbefriedigung) kennt, muß ein Mehr an Glück in jedem Fall besser sein, gleichgültig, ob dieses Mehr, durch eine Zunahme der Lebensfreude existierender Individuen oder durch die Existenz zusätzlicher ihr Leben genießender Individuen zustandekommt. Vorausgesetzt ist dabei nicht mehr, als daß die utilitaristische Ethik — wie im übrigen jede normative Ethik mit Allgemeingültigkeitsanspruch — ihre Bewertung von Weltzuständen nicht aus der Perspektive eines einzelnen Individuums, sondern aus der überindividuellen und unparteiischen Perspektive eines »idealen Beobachters« trifft.

Eine zweite Überlegung zugunsten der Nutzensummenauffassung geht von der Beobachtung aus, daß die Zahl der Betroffenen zumindest dann nicht gleichgültig ist, wenn die Nutzengrößen negativ sind. Ein Unfall mit 100 Schwerverletzten ist »schlimmer« als ein Unfall mit 10 Schwerverletzten, eine Hungerkatastrophe schlimmer als ein einzelner Hungernder. Was uns in moralischer Hinsicht interessiert, ist nicht der Durchschnitt, sondern die Gesamtsumme des Leidens. Die Quantität ist nicht allein, aber doch ebenso wesentlich wie die Qualität. — Von hier aus ist schwer verständlich, wieso uns bei positiven Nutzengrößen ausschließlich der Durchschnitt interessieren soll. Akzeptiert man die Nutzensummenauffassung, ergibt sich ein sehr viel strengerer Maßstab dafür, was als »Überbevölkerung« gelten kann, als derjenige, der in den Industrieländern gemeinhin zugrunde gelegt wird. Während für die Durchschnittsauffassung die Hinzufügung eines weiteren Individuums nur dann eine Verbesserung des Gesamtzustands bedeutet, wenn dies Individuum den Durchschnitt des Glücks erhöht, also

überdurchschnittlich glücklich ist, bedeutet für die Nutzensummenauffassung die Hinzufügung eines weiteren Individuums immer schon dann eine Verbesserung, wenn das Individuum ein subjektiv lebenswertes Leben erwarten kann und andere durch seine Existenz nicht stärker geschädigt als begünstigt werden. Solange das mögliche zusätzliche Leben auch nur gerade lebenswert ist — das heißt nicht so unerträglich ist, daß ihm der Tod vorgezogen wird — und der Nutzenzuwachs, der seine Existenz bei anderen bewirkt, die von ihm ausgehenden Nutzenminderungen überwiegt, ist die Existenz eines weiteren Menschen wünschenswert. »Mehr« ist in der Tat »besser«, so lange jedenfalls, bis die Vorteile aus dem quantitativen Zuwachs durch die nachteiligen Folgen von Ressourcenverknappung und räumlicher Beengtheit mehr als aufgewogen werden.

2.4 Handlungs- versus Regelutilitarismus

Die Differenzierung zwischen Handlungs- und Regelutilitarismus gehört zum Standardrepertoire der normativen Ethik und hat gerade in der analytischen Ethik der letzten drei Jahrzehnte zu einer Reihe fruchtbarer Diskussionen und Klarstellungen geführt.

Hintergrund der Differenzierung ist die Tatsache, daß das utilitaristische Primärprinzip der Maximierung des kollektiven Glücks von sich aus weder eine praktische Handlungsorientierung noch eine ausreichende Handlungsmotivation liefert. Vielmehr bedarf es der Ausfüllung und Konkretisierung durch »Sekundärprinzipien«, moralischer Regeln auf einem mittleren Allgemeinheitsniveau, die auf reale Entscheidungssituationen zugeschnitten sind und weder die Informiertheit noch die moralische Urteilskraft und moralische Motivation des Handelnden überfordern. Die Unterscheidung von Handlungs- und Regelutilitarismus betrifft den Status, den sie diesen Sekundärprinzipien zusprechen. In der Sicht des Handlungsutilitaristen dienen die Sekundärprinzipien als Operationalisierungen des utilitaristischen Primärprinzips ohne eigenständige moralische Verbindlichkeit. Für den Regelutilitaristen besitzen die Sekundärprinzipien eine gewisse eigenständige Verbindlichkeit, die sie auch dann nicht verlieren, wenn sie im Einzelfall Handlungen gebieten oder verbieten, die bei direkter Anwendung des Primärprin-

zips nicht geboten oder verboten wären. Während nach dem Handlungsutilitarismus das Nützlichkeitsprinzip unmittelbar für Einzelhandlungen gilt, gilt es dem Regelutilitarismus zufolge ausschließlich für mehr oder weniger schematisch charakterisierte Handlungsweisen, so daß Einzelhandlungen jeweils wie die Handlungsweisen zu beurteilen sind, die sie exemplifizieren.

Die Hauptschwierigkeit des Regelutilitarismus ist allerdings zu erklären, wie eine Theorie, die Sekundärprinzipien eigenständige normative Verbindlichkeit zuspricht, auf dem Hintergrund konsequentialistischer Prämissen zu rechtfertigen sein soll. Nach konsequentialistischer Anschauung kann die Befolgung eines Sekundärprinzips strenggenommen nur dann gerechtfertigt sein, wenn die Folgen der Befolgung besser sind als die der Nicht-Befolgung. Dabei sind bei der Folgenabschätzung außer den bezweckten Folgen auch die unmittelbaren und mittelbaren Nebenfolgen zu berücksichtigen, unter anderem etwa auch das Ausmaß, in dem eine Nicht-Befolgung als schlechtes Vorbild wirken, die Wirksamkeit sozial wichtiger Institutionen und Orientierungen schwächen oder anderweitig wünschenswerte individuelle und gesellschaftliche Habitualisierungen durchkreuzen könnte. Fordert der Regelutilitarist die Befolgung des Sekundärprinzips auch in solchen Fällen, in denen eine Nicht-Befolgung auch bei derart umfassender Folgenberücksichtigung die insgesamt besseren Folgen hätte, steht er im Grunde nicht mehr auf dem Boden des Konsequentialismus. Was die von ihm vertretene Position mit dem Utilitarismus verbindet, ist lediglich, daß er die Verbindlichkeit der Sekundärprinzipien ihrerseits aus Nützlichkeitsabwägungen ableitet.

Auch hier erweist sich, meine ich, daß der »klassische« Handlungsutilitarismus Benthams der späteren Modifikation überlegen ist. Dabei ist nicht zu leugnen, daß der Konstruktion des Regelutilitarismus eine wichtige Einsicht zugrunde liegt, und zwar eine Einsicht, die in den meisten bisherigen Formulierungen des Handlungsutilitarismus nur unzureichend gewürdigt worden ist: daß Sekundärprinzipien einer gewissen emotionalen Verankerung und einer gewissen Habitualisierung ihrer Befolgung bedürfen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollen, auch unter Bedingungen unvollständiger Information, eingeschränkter Rationalität und unzureichender Motivation als verlässliche Orientierungen zu dienen. Nur dadurch, daß der Handelnde das von den

Sekundärprinzipien geforderte Verhalten nicht nur kognitiv, sondern auch affektiv als richtig und angemessen empfunden und sich nicht oder zumindest nicht ohne Mühe durch rationale Überlegungen davon abbringen läßt, gewinnt er die Verhaltenssicherheit (und die anderen die Erwartungssicherheit), die eine Befolgung des Primärprinzips selbst nicht gewähren kann. Diese Einsicht ist durch die Charakterisierung der Sekundärprinzipien als moralische »Faustregeln« ein Stück weit verdeckt worden. Auch der Handlungsutilitarist hat gute Gründe, Sekundärprinzipien nicht nur als »Faustregeln« aufzufassen, die einen ersten Hinweis darauf geben, welche Handlung unter den gegebenen Umständen dem utilitaristischen Primärprinzip am ehesten gerecht werden könnte. Auch er wird sich emotional in einem gewissen Maße an diese Prinzipien binden, sie in sein Selbstverständnis als moralisch handelnde Person und seinen moralischen Charakter integrieren. Damit wird er jedoch nicht zum Regutilitaristen. Auch wenn er sich tagtäglich an die Sekundärprinzipien hält, stattet er sie damit nicht mit eigenständiger Verbindlichkeit aus. Er hält sich nur soweit an die Regeln, als es der Handlungsutilitarismus (zusammen mit einigen psychologischen Tatsachen) erfordert. Fühlt er sich in einer Situation, in der es im Sinne des »größten Glücks der größten Zahl« richtig wäre, ein Versprechen zu brechen, dennoch daran gebunden, sein Versprechen zu halten, kann dies eine Bedingung dafür sein, daß er in vielen anderen Situationen, in denen es falsch wäre, sein Versprechen zu brechen, sein Versprechen hält. Daß eine aufs ganze gesehen überwiegend wertvolle Maxime gelegentlich in die Irre führt, ist angesichts der begrenzten Flexibilität der moralischen Urteilskraft kein Grund, ganz ohne sie auszukommen.

3. Die Bedeutung des Utilitarismus für die Ökonomie

Kenneth Boulding hat einmal von der »seltsamen platonischen Liebesgeschichte zwischen Wohlfahrtsökonomik und Ethik« gesprochen. Diese Liebesgeschichte ist nicht nur weitgehend platonisch, sondern auch weitgehend einseitig gewesen. Die Wohlfahrtsökonomiker haben sich von den Ethikern (und hierbei vor allem von den Utilitaristen) inspirieren lassen, kaum jedoch die Ethiker von den Wohlfahrtsökono-

men. Die Erklärung liegt in der schlichten Tatsache, daß die Ethiker kaum jemals ökonomische, die Wohlfahrtsökonomiker jedoch zahlreiche normativ-politische Aussagen treffen. Zumindest eine Weise, die Wohlfahrtsökonomik methodologisch einzuordnen, ist die, sie als eine normative Theorie aufzufassen, die Sollensaussagen darüber macht, welche ökonomischen Situationen für eine bestimmte Gesellschaft wünschenswert oder weniger wünschenswert sind. So verstanden, tritt der Wohlfahrtsökonomiker nicht nur als Wissenschaftler, sondern zugleich als Wirtschaftspolitiker, wenn nicht sogar als Wirtschaftsethiker auf. Entsprechend hoch ist sein Begründungsbedarf. Sofern er sich nicht auf allgemein anerkannte meralisch-politische Selbstverständlichkeiten berufen kann, ist er zu einem Rekurs auf die Ethik förmlich genötigt.

Die Wohlfahrtsökonomik läßt sich freilich auch neutraler auffassen, als eine normativ-analytische Theorie, die lediglich hypothetische Aussagen darüber macht, welche ökonomischen Situationen wünschenswert sind, falls bestimmte Definitionen gesellschaftlicher Wohlfahrt zugrunde gelegt werden. In dieser Weise verstanden, hat sie strenggenommen keinen eigenen normativen Gehalt, wenn es auch nicht ausbleiben kann, daß die Wertprämissen durch die bloße Tatsache, daß sie der Modellkonstruktion zugrunde gelegt werden, ein gewisses Maß an impliziter Geltung erlangen, vergleichbar der impliziten Geltung des Modells des idealen Marktes oder des homo oeconomicus.

Die Bedeutung des Utilitarismus für die Wohlfahrtsökonomik läßt sich daran ermessen, daß sich auch diejenigen Wohlfahrtsökonomien explizit oder implizit mit Utilitaristen Denkmodellen auseinandersetzen, die nicht im Traum daran denken würden, sie zu übernehmen. Eine ungebrochene Übernahme utilitaristischer Denkweisen findet man allein in der »älteren Wohlfahrtstheorie«, vor allem bei A. C. Pigou. Obwohl Pigou wie die meisten Ökonomen in seinem Hauptwerk *The Economics of Welfare* (1912) lediglich den »wirtschaftlichen Nutzen« und nicht den gesellschaftlichen Nutzen im umfassenden Sinne zum Gegenstand der Analyse macht, faßt er diese Nutzenkomponente doch im wesentlichen utilitaristisch auf: als ein psychisches Phänomen, dessen Intensität — ungeachtet der Probleme einer empirischen Nutzenmessung — im Prinzip kardinal skaliert werden kann. Die Theorie des abnehmenden Grenznutzens des Einkommens

liefert Pigou eine handliche Begründung für die wohlfahrtssteigernden Effekte einer Politik der Einkommensumverteilung, da bei konstantem Sozialprodukt die Umverteilung von den relativ Reicheren zu den relativ ärmeren *ceteris paribus* stets eine Erhöhung des kollektiven wirtschaftlichen Nutzens bedeutet. Was bei Pigou darüber hinaus an den Utilitarismus erinnert, ist die Gleichsetzung von Optimierung und Maximierung (wenn auch Maximierung hier, wie nicht vergessen werden darf, stets nur die Maximierung des wirtschaftlichen Nutzens bedeutet) und seine Ablehnung der »Diskontierung« zukünftigen Nutzens gegenüber dem Gegenwartsnutzen, die in der Tat mit dem utilitaristischen Pathos der Optimierung »in the long run« schwer verträglich ist. Dem Staat wird die Aufgabe zugewiesen, die Interessen der Zukunft gegen die irrationale Zeitpräferenz der Konsumenten in einem gewissen Maße in Schutz zu nehmen.

In den späteren Entwicklungsphasen der Wohlfahrtsökonomik lösen sich sowohl der Nutzenbegriff als auch die Definition der gesamtgesellschaftlichen Optimierung mehr und mehr von den Konzepten des Utilitarismus. Der Nutzenbegriff wird nicht mehr subjektivistisch als psychisches Phänomen, sondern durch seine Operationalisierungen, die realen und hypothetischen Wahlentscheidungen zwischen Wirtschaftsgütern definiert. Die Bedeutung des Terminus »Social welfare function« wird über seine ursprünglich utilitaristische Bedeutung hinaus verallgemeinert, so daß er schließlich auch dezidiert nicht-utilitaristische Interpretationen wie die Kombination von Effizienz- mit Egalisierungskriterien zuläßt.

Aus utilitaristischer Sicht ist allerdings insbesondere die Verwässerung des Nutzenbegriffs in der späteren Wohlfahrtsökonomie nicht nur bedauerlich, sondern auch nicht leicht nachvollziehbar. Das Argument, daß sich ein ordinaler und behavioristisch definierter Nutzen leichter empirisch zuordnen läßt als ein kardinaler und introspektiv definierter Nutzen, dürfte zumindest auf der Ebene der ökonomischen Modellkonstruktion wenig austragen. Die meisten ökonomischen Modelle bewegen sich auf einem Niveau der Idealisierung, auf dem eine direkte Zuordnung zu empirischen Sachverhalten ohnehin problematisch ist. Indem diese Modelle zumeist ausschließlich den Konsumnutzen berücksichtigen, hat das in ihnen errechnete Nutzenmaximum mit einem realen Nutzenmaximum, wie es der Utilitarismus fordert,

wenig gemeinsam. Wichtige Komponenten der subjektiven Lebensqualität, die nicht vom Konsum oder vom Konsumeinkommen abhängen, wie Effekte des relativen Einkommens (Neid), des relativen Status, der sozialen Sicherheit, des politischen Vertrauens, der »Anregung« (Scitovsky) usw. bleiben unberücksichtigt. Nutzensteigernde Effekte von Wachstumspolitik oder Einkommensumverteilungen werden repräsentiert, nicht aber die vielfältigen nutzenmindernden Begleiterscheinungen wie Umweltbelastung, erzwungene Mobilität, beruflicher Streß usw. Ein realistisches Bild der durch Wirtschaftspolitik bewirkten Nutzenänderungen würde erfordern, daß neben den ökonomischen die durch ökonomische Situationen bedingten nicht-ökonomischen Nutzerrdimensionen berücksichtigt würden. Bei Modellanalysen, die relativ leicht meßbare, aber nur partiell aussagefähige Variablen der Wirklichkeit herausgreifen, kann es auf die Meßbarkeit des Nutzens in concreto insofern gar nicht wesentlich ankommen.

Darüber hinaus ist für eine Bewertung empirischer Nutzenänderungen letztlich nur ein introspektiver, nicht behavioristisch reduzierter Nutzenbegriff adäquat. Unter ethischen Gesichtspunkten ist das immanente Telos des Wirtschaftens stets nur als subjektiver Zustand zu fassen: Nicht die Verfügung über oder der Verbrauch von Gütern als solchen sind das Ziel, sondern der subjektive Nutzen, den eine Person aus dem Konsum von Gütern und Leistungen zieht. »Revealed preferences« können stets nur Indizien für diesen Nutzen sein. Weiterhin wird nur ein kardinaler Nutzenbegriff der Wirklichkeit gerecht. Dem Vorteil der leichteren Meßbarkeit eines ordinalen Nutzens steht der Nachteil gegenüber, daß ordinale Nutzenschätzungen die Intensität von Präferenzen nicht berücksichtigen: Wer eine Tasse Tee einer Tasse Kaffee vorzieht, kann das eine dem andern in sehr unterschiedlichem Maße vorziehen — einerseits aus einer bloßen Laune, andererseits, weil er das eine nicht ausstehen kann oder gesundheitlich nicht verträgt.

Was das Problem der beschränkten Verifizierbarkeit eines kardinalen Nutzens betrifft, so spricht einiges für die Auffassung Reschers, daß die Schwierigkeiten bei der Schätzung des kardinalen Nutzens und bei interpersonalem Nutzenvergleichen von den Ökonomen durchweg überschätzt worden sind. Sowohl im Alltag als auch bei politischen Entscheidungen werden interpersonale Nutzenvergleiche mit weitaus

größerer Sicherheit getroffen, als es der Skeptizismus der Ökonomen erwarten läßt. Man denke an die Bereiche der Steuerpolitik, des Rechts und der Medizin, in denen sich hinter Begriffen wie »Zumutbarkeit«, »Verkraftbarkeit«, »Güterabwägung«, »Billigkeit«, »medizinische Notwendigkeit« oder »Indikation« unterschiedliche Arten eines interpersonalen Nutzenvergleichs verbergen. Im übrigen wäre es verfehlt, das Problem der Messung eines kardinalen Nutzens und des interpersonalen Nutzenvergleichs speziell der utilitaristischen Ethik anzulasten. Jede Ethik, die nicht ganz und gar in einem dogmatischen Formalismus erstarrt ist, fordert in einem gewissen Umfang Abwägungen zwischen den positiven und negativen Betroffenheiten verschiedener von einer Handlung Betroffener, auch deontologische Theorien, deren Pflichtenkataloge unter anderem Pflichten der Hilfeleistung und der Wohltätigkeit enthalten und bei der Beantwortung von Fragen wie »Wem helfe ich zuerst?« ebenso auf interpersonale Nutzenvergleiche rekurrieren müssen wie konsequentialistische Theorien.

Kurz: Um dem Anspruch der utilitaristischen Ethik eine empirische Basis zu geben, sind die Analyseinstrumente der Wohlfahrtsökonomik in ihrer bisherigen Form eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung. Erforderlich ist die Fortsetzung der Bemühungen um Indikatoren der Lebensqualität. Daß die Versuche der siebziger Jahre, einen allseits konsensfähigen Katalog von Lebensqualitätsindizes aufzustellen, gescheitert sind (unter anderem deswegen, weil man schwerlich von denen Zustimmung zu einem Wohlfahrtsmaß erwarten kann, die danach relativ schlecht abschneiden und sich dies im wesentlichen selbst zuzuschreiben haben), ist kein Grund, von den Bemühungen um die Erarbeitung möglichst umfassender und empirisch adäquater Wohlfahrtskriterien abzulassen.

Literatur

- Bentham, J. (1948), An Introduction to the Principles of Moral and Legislation, New York; auszugsweise deutsch in: Höffe (1975), S. 35-58.*
- Bohnen, A. (1964), Die utilitaristische Ethik als Grundlage der modernen Wohlfahrtsökonomik, Göttingen.*
- Boulding, K. E. (1966), »Einführung in die Wohlfahrtsökonomik«, in: Gäfgen (1966), S. 77-109.*

- Gäfgen, G. (Hg.) (1966), *Grundlagen der Wirtschaftspolitik*, Köln/Berlin.
- Gert, B. (1983), *Die moralischen Regeln. Eine neue rationale Begründung der Moral*, Frankfurt am Main.
- Halévy, E. (1934), *The Growth of Philosophical Radicalism*, London.
- Hare, R. M. (1981), *Moral Thinking. Its Levels, method and point*, Oxford.
- Hare, R. M. (1982), »Ethical Theory and Utilitarianism«, in: Sen/Williams (Hg.) (1982), S. 23-38.
- Harsanyi, J. C. (1982), »Morality and the Theory of Rational Behaviour«, in: Sen/Williams (Hg.) (1982), S. 39-62.
- Höffe, O. (Hg.) (1975), *Einführung in die utilitaristische Ethik. Klassische und zeitgenössische Texte*, München.
- Köhler, W. R. (1979), *Zur Geschichte und Struktur der utilitaristischen Ethik*, Frankfurt am Main.
- Mill, J. St. (1976), *Der Utilitarismus*, Stuttgart.
- Mill, J. St. (1968), *Grundsätze der politischen Ökonomie*, in: *Gesammelte Werke*, hg. von Th. Gomperz, Bd. 5-7, Nachdruck Aalen.
- Mill, J. St. (1976), *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie*, hg. von H. G. Nutzinger, Frankfurt am Main/New York.
- Parfit, D. (1984), *Reasons and Persons*, Oxford.
- Pigou, A. C. (1920), *The Economics of Welfare*, London 1932.
- Popper, K. R. (1957), *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Bd. r: *Der Zauber Platons*, Bern.
- Quinton, A. (1973), *Utilitarian Ethics*, London.
- Ramsey, F. P. (1928), »A Mathematical Theory of Saving«, in: *Economic Journal* 38, S. 543-559.
- Rawls, J. (1975), *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt am Main.
- Rescher, N. (1966), *Distributive Justice. A constructive critique of the utilitarian theory of distribution*, Indianapolis/New York.
- Rescher, N. (1966), »Notes on Preference, Utility, and Cost«, in: *Synthese* 16, S. 332-343.
- Scitovsky, Tibor (1977), *Psychologie des Wohlstands. Die Bedürfnisse des Menschen und der Bedarf des Verbrauchers*, Frankfurt am Main/New York.
- Sen, A. K. (1975), *Ökonomische Ungleichheit*, Frankfurt am Main/New York.
- Sen, A. K./Williams, B. (Hg.) (1982), *Utilitarianism and beyond*, Cambridge/Paris.
- Sidgwick, H. (1907), *The Methods of Ethics*, London.

Georges, Bataille. Die Aufhebung Der Ökonomie. 3., Erw. Aufl. ed. Vol. 22. München: Matthes Und Seitz, 2001. Print. Das Theoretische Werk in Einzelbänden / Georges Bataille. S. 9 - 31 und S.42 - 69.

1. DIE UNZULÄNGLICHKEIT DES KLASSISCHEN NÜTZLICHKEITSPRINZIPS

Jedesmal, wenn der Sinn einer Diskussion von dem grundlegenden Wert des Begriffs nützlich abhängt, das heißt jedesmal, wenn wichtige Probleme der menschlichen Gesellschaft behandelt werden, kann man sagen, daß eine solche Diskussion grundsätzlich verfehlt ist und die entscheidende Frage umgangen wird, ganz gleich, wer sich dazu zu Wort meldet und welche Meinungen dabei vertreten werden. Angesichts der mehr oder weniger divergierenden Auffassungen darüber ist es nämlich unmöglich, exakt zu definieren, was für den Menschen nützlich ist. Diese Verlegenheit äußert sich darin, daß man ständig in unzulässiger Weise auf Grundsätze zurückgreifen muß, die jenseits von Nutzen und Lust liegen: bei pekuniären Interessenkombinationen werden heuchlerisch Ehre und Pflicht angerufen, und, ganz zu schweigen von Gott, muß der Geist dazu herhalten, die intellektuelle Verwirrung derjenigen zu kaschieren, die sich weigern, ein geschlossenes System anzunehmen.

Im alltäglichen Verhalten stört man sich jedoch nicht an solchen elementaren Schwierigkeiten, und im allgemeinen Bewußtsein scheint man dem klassischen Nützlichkeitsprinzip, das heißt dem Prinzip angeblich materiellen Nutzens, zunächst nur mit rein verbalen Vorbehalten begegnen zu können. Dieser materielle Nutzen hat theoretisch die Lust zum Ziel — allerdings nur in gemäßigter Form, da heftige Lust als pathologisch gilt —, und er läßt sich reduzieren einerseits auf die Erwerbung (d. h. Produktion) und Erhaltung von Gütern, andererseits auf die Fortpflanzung und Erhaltung von Menschenleben (dazu kommt allerdings noch der Kampf gegen den Schmerz, dessen Bedeutung allein schon den negativen Charakter des theoretisch zugrunde gelegten Lustprinzips markiert). Unter den rein quantitativen Vorstellungen, die mit einer so platten und unhaltbaren Auffassung

der Existenz verbunden sind, bietet nur die Frage der Fortpflanzung zu einer ernsten Kontroverse Anlaß, weil eine übertriebene Vermehrung der Lebewesen den individuellen Anteil zu schmälern droht. Aber im allgemeinen geht jedes Urteil über eine soziale Tätigkeit stillschweigend davon aus, daß der Einsatz nur dann einen Wert hat, wenn er auf die grundlegenden Erfordernisse von Produktion und Erhaltung zurückführbar ist. Die Lust, ob es sich nun um Kunst, zugelassene Ausschweifung oder Spiel handelt, wird in den geläufigen Vorstellungen als bloßes Zugeständnis betrachtet, das heißt als Entspannung, die unterstützend hinzutritt. Der kostbarste Teil des Lebens gilt lediglich als Vorbedingung — manchmal sogar als bedauerliche Vorbedingung — der produktiven sozialen Tätigkeit.

Zwar widerlegt die persönliche Erfahrung, etwa die eines Jugendlichen, der grundlos vergeudet und zerstört, jedesmal diese erbärmliche Auffassung. Aber auch der Bewußteste, wenn er sich rücksichtslos verschwendet und zerstört, weiß nicht, warum er das tut, und hält sich womöglich für krank. Er ist unfähig, sein Verhalten als nützlich zu rechtfertigen, und kommt gar nicht auf die Idee, daß die menschliche Gesellschaft ebenso wie er selbst ein Interesse an erheblichen Verlusten und Katastrophen haben könnte, die, bestimmten Bedürfnissen gemäß, leidenschaftliche Depressionen, Angstkrisen und letztlich einen gewissen orgiastischen Zustand hervorrufen.

In bedrückendster Weise erinnert der Widerspruch zwischen den geläufigen Auffassungen und den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft an die Engstirnigkeit, mit der ein Vater sich der Befriedigung der Bedürfnisse seines Sohnes widersetzt. Diese Engstirnigkeit macht es dem Sohn unmöglich, seinen Willen zu bekunden. Die halb mißgünstige Sorge, die der Vater für ihn trägt, beschränkt sich auf Unterbringung, Kleidung, Nahrung und allenfalls auf einige harmlose Vergnügungen. Aber er darf nicht einmal von dem sprechen, was ihm das Fieber in den Kopf treibt: er ist gezwungen, so zu tun, als wenn nichts Schreckenerregendes für ihn in Betracht käme. Es ist traurig, festzustellen, daß in dieser Hinsicht die bewußte Menschheit minderjährig geblieben ist: sie erkennt sich das Recht zu, rational etwas zu erwerben, zu erhalten oder zu konsumieren, aber was sie prinzipiell ausschließt, ist die unproduktive Verausgabung.

Dieser Ausschluß bleibt allerdings oberflächlich und berührt

die Praxis ebensowenig wie die Verbote den Sohn berühren, der sich, sobald der Vater abwesend ist, uneingestandenem Vergnügen hingibt. Die Menschheit kann noch so viele Auffassungen über sie selbst zulassen, die von der platten Selbstgefälligkeit und Verblendung eines Vaters geprägt sind, im wirklichen Leben ist sie dennoch immer darauf aus, Bedürfnisse von entwaffnender Roheit zu befriedigen, ja, sie scheint überhaupt nicht anders existieren zu können als am Rande des Schreckens. Sofern ein Mensch auch nur im geringsten unfähig ist, sich offiziellen oder ähnlichen Erwägungen zu fügen, sofern er auch nur im geringsten geneigt ist, die Anziehungskraft eines Menschen zu empfinden, der sein Leben der Zerstörung der etablierten Autorität widmet, dürfte die Vorstellung von einer friedlichen und seinen Erwartungen entsprechenden Welt für ihn schließlich kaum etwas anderes sein als eine bequeme Illusion.

Die Schwierigkeiten, auf die eine Auffassung stößt, die nicht dem servilen Vater-Sohn-Verhältnis entspricht, sind also nicht unüberwindlich. Man kann die historische Notwendigkeit von verschwommenen und enttäuschenden Vorstellungen zum Nutzen der Mehrheit annehmen, die nicht ohne ein Minimum an Irrtum handelt (dessen sie sich wie einer Droge bedient) und die sich im übrigen unter allen Umständen weigert, sich im Labyrinth der menschlichen Inkonsequenzen wiederzuerkennen. Extreme Vereinfachung ist für die ungebildeten oder wenig gebildeten Teile der Bevölkerung die einzige Möglichkeit, eine Verminderung der aggressiven Kräfte zu vermeiden. Aber es wäre schändlich, armselige und elende Verhältnisse, unter denen solche vereinfachten Vorstellungen entstehen, als Grenze der Erkenntnis hinzunehmen. Und wenn eine weniger willkürliche Auffassung dazu verurteilt ist, esoterisch zu bleiben, wenn sie als solche unter den gegenwärtigen Umständen auf eine krankhafte Ablehnung stößt, dann bezeichnet das genaugenommen nur die Schmach einer Generation, in der die Revoltierenden Angst vor dem Lärm ihrer eigenen Worte haben. Darauf ist also keine Rücksicht zu nehmen.

2. DAS PRINZIP DES VERLUSTS

Die menschliche Tätigkeit ist nicht vollständig zu reduzieren auf Prozesse der Produktion und Reproduktion, und die Kon-

sumtion muß in zwei verschiedene Bereiche aufgeteilt werden. Der erste, der reduzierbar ist, umfaßt den für die Individuen einer Gesellschaft notwendigen Minimalverbrauch zur Erhaltung des Lebens und zur Fortsetzung der produktiven Tätigkeit: es handelt sich also einfach um die Grundvoraussetzung dieser letzteren. Der zweite Bereich umfaßt die sogenannten unproduktiven Ausgaben: Luxus, Trauerzeremonien, Kriege, Kulte, die Errichtung von Prachtbauten, Spiele, Theater, Künste, die perverse (d. h. von der Genitalität losgelöste) Sexualität stellen ebenso viele Tätigkeiten dar, die, zumindest ursprünglich, ihren Zweck in sich selbst haben. Also ist es notwendig, den Namen der Verausgabung diesen unproduktiven Formen vorzubehalten, unter Ausschluß aller Arten der Konsumtion, die der Produktion als Mittel dienen. Obwohl es immer möglich ist, die diversen aufgezählten Formen einander entgegenzusetzen, so bilden sie doch eine Einheit durch die Tatsache, daß in jedem Fall der Akzent auf dem Verlust liegt, der so groß wie möglich sein muß, wenn die Tätigkeit ihren wahren Sinn erhalten soll.

Dieses Prinzip des Verlusts, d. h. der bedingungslosen Verausgabung, widerspricht zwar dem ökonomischen Prinzip der ausgeglichenen Zahlungsbilanz (bei dem jede Ausgabe durch eine Einnahme kompensiert wird), dem einzig rationalen Prinzip im engen Sinn des Wortes, aber seine Bedeutung kann anhand einiger weniger Beispiele aus der täglichen Erfahrung einsichtig gemacht werden.

1) Juwelen müssen nicht nur schön und glänzend sein — dann könnte man sie durch falsche ersetzen —, sondern erst das Opfer eines Vermögens, dem man ein Diamantenkollier vorzieht, macht das Faszinierende dieses Kolliers aus. Das muß in Zusammenhang gebracht werden mit dem der Psychoanalyse geläufigen symbolischen Wert von Juwelen. Wenn ein Diamant in einem Traum eine exkrementelle Bedeutung hat, so handelt es sich hierbei nicht nur um eine Kontrastassoziation: im Unbewußten sind Juwelen ebenso wie Exkremente verfluchte Stoffe, die aus einer Wunde fließen, Teile von einem selbst, die zu einem ostentativen Opfer bestimmt sind (sie dienen ja luxuriösen Geschenken, die mit geschlechtlicher Liebe besetzt sind). Der funktionale Charakter der Juwelen verlangt, daß sie einen enormen materiellen Wert haben, und das erklärt zugleich den geringen Wert der schönsten Imitationen, die deshalb so gut wie unbrauchbar sind.

2) Die Kulte verlangen eine blutige Vergeudung von Menschen und Tieren als Opfer. Das »Sakrifizium« ist jedoch etymologisch nichts anderes als die Erzeugung heiliger Dinge. Damit ist klar, daß heilige Dinge durch eine Verlusthandlung entstehen. Besonders der Erfolg des Christentums muß durch den Wert der schimpflichen Kreuzigung des Gottessohns erklärt werden, die die menschliche Angst zu einer Vorstellung grenzenloser Verlorenheit und Erniedrigung erweitert.

3) In recht komplizierter Weise vollzieht sich der Verlust zumeist bei den verschiedenen Wettspielen. Zur Unterhaltung von Lokalitäten, Tieren, Maschinen oder Menschen werden beträchtliche Summen ausgegeben. Es wird möglichst viel Energie aufgewendet, so daß ein Gefühl der Verblüffung entsteht, und das geschieht in jedem Fall mit einer Intensität, die unendlich viel größer ist als bei produktiven Unternehmen. Die Todesgefahr wird nicht vermieden, sondern ist vielmehr Gegenstand einer starken unbewußten Anziehung. Außerdem sind Wettkämpfe manchmal Anlaß für ostentativ verteilte Prämien. Ungeheure Menschenmengen schauen zu: ihre Leidenschaften toben sich meist ohne jede Hemmung aus, und in Form von Wetten werden irrsinnige Summen eingesetzt. Diese Geldzirkulation kommt zwar nur einer kleinen Zahl von professionellen Wettlern zugute, aber sie kann dennoch als tatsächlicher Einsatz für die vom Wettkampf entfesselten Leidenschaften angesehen werden, und bei vielen Wettlern hat sie, gemessen an ihren Mitteln, unverhältnismäßig große Verluste zur Folge; diese Verluste sind oft so wahnwitzig, daß sie die Spieler ins Gefängnis bringen oder in den Tod treiben. Außerdem können große öffentliche Wettkämpfe je nach den Umständen mit weiteren Arten unproduktiver Verausgabung verbunden werden, so wie Teile einer Eigenbewegung von einem noch größeren Wirbel angezogen werden können. So sind mit Pferderennen kostspielige Manifestationen des sozialen Rangs verbunden (man denke nur an die Jockey Clubs), sowie die ostentative Produktion luxuriöser Modeneuheiten. Übrigens ist der Ausgabenkomplex heutiger Pferderennen unbedeutend im Vergleich mit den Extravaganzen der Byzantiner, bei denen die gesamte öffentliche Tätigkeit bei den Pferdewettkämpfen mit im Spiel war.

4) Unter dem Aspekt der Verausgabung muß die Kunstproduktion in zwei große Kategorien eingeteilt werden, deren

erste Architektur, Musik und Tanz umfaßt. Diese Kategorie erfordert tatsächliche Ausgaben. Dennoch führen Bildhauerei und Malerei, abgesehen von der Verwendung der Örtlichkeiten für Zeremonien oder Schauspiele, auch in die Architektur selbst das Prinzip der zweiten Kategorie ein, das der symbolischen Verausgabung. Musik und Tanz ihrerseits können leicht mit zusätzlichen Bedeutungen versehen werden.

In ihrer höheren Form rufen Literatur und Theater, die die zweite Kategorie bilden, durch symbolische Darstellungen tragischen Ruins (Erniedrigung oder Tod) Angst und Schrecken hervor; in ihrer niedrigeren Form erregen sie durch analoge Darstellungen, die jedoch einige Verführungselemente ausschließen, Gelächter. Der Begriff Poesie, der die am wenigsten verdorbenen, am wenigsten intellektualisierten Ausdrucksformen eines Verlorenenseins bezeichnet, kann als Synonym von Verschwendung angesehen werden; Poesie heißt nämlich nichts anderes als Schöpfung durch Verlust. Ihr Sinn ist also nicht weit entfernt von dem des Opfers. Poesie kann zwar im strengen Sinne nur ein äußerst seltener Restbestand dessen genannt werden, was gemeinhin so bezeichnet wird, und mangels einer vorherigen Reduktion kommt es zu den ärgsten Verwirrungen; es ist jedoch unmöglich, in einem ersten Exposé von den unendlich variablen Grenzen zwischen Ersatzformen und dem eigentlichen Element der Poesie zu sprechen. Leichter ist es, darauf zu verweisen, daß für die wenigen Menschen, die über dieses Element verfügen, die poetische Verschwendung in ihren Folgen aufhört, symbolisch zu sein: die Aufgabe der Darstellung bedeutet für den, der sie übernimmt, sozusagen den Einsatz seines Lebens. Sie verurteilt ihn zu den trügerischsten Aktivitäten, zu Elend, Verzweiflung, zur Jagd nach flüchtigen Schatten, die nur Taumel oder Wut hervorrufen können. Oft verfügt man über Worte nur zu seinem eigenen Verderben, und man ist gezwungen, zwischen einem Los zu wählen, das einen zum Ausgestoßenen macht, der von der Gesellschaft abgesondert ist wie die Exkremamente vom sichtbaren Leben, und einem Verzicht um den Preis einer mittelmäßigen Tätigkeit, die vulgären und oberflächlichen Bedürfnissen gehorcht.

3. PRODUKTION, TAUSCH UND UNPRODUKTIVE VERAUSGABUNG

Nachdem die soziale Funktion der Verausgabung erkannt ist, ist ihr Verhältnis zu Produktion und Erwerb zu untersuchen, die ihr entgegenstehen. Es leuchtet sofort ein, daß dieses Verhältnis das der Nützlichkeit und ihres Zwecks ist. Wenn Produktion und Erwerb auch durch ihre Umwandlung im Laufe ihrer Entwicklung eine Variable ins Spiel bringen, die für das Verständnis der historischen Prozesse grundlegend ist, so sind sie doch immer nur Mittel, die der Verausgabung untergeordnet sind. So erschreckend das menschliche Elend auch ist, niemals hat es die Gesellschaft soweit beherrschen können, daß das Streben nach Selbsterhaltung, das der Produktion den Anschein eines Zwecks gibt, das Streben nach unproduktiver Verausgabung überwogen hätte. Da die Macht von den verschwendenden Klassen ausgeübt wird, ist, damit diese Vorrangigkeit erhalten bleibt, das Elend von jeder gesellschaftlichen Tätigkeit ausgeschlossen worden, und die Elenden haben keine andere Möglichkeit, in den Kreis der Macht zurückzukehren, als die revolutionäre Vernichtung der Klassen, die sie besitzen, das heißt eine blutige und grenzenlose soziale Verausgabung.

Daß Produktion und Erwerb sekundär sind gegenüber der Verausgabung, tritt am klarsten bei den ökonomischen Einrichtungen der Primitiven zutage, weil der Tausch hier noch als kostspieliger Verlust der abgetretenen Gegenstände empfunden wird: er hat seine Grundlage in einem Verschwendungsprozeß, aus dem sich dann ein Erwerbsprozeß entwickelt hat. Die klassische Nationalökonomie hat sich den primitiven Tausch immer nur als Tauschhandel vorstellen können, denn sie hatte keinen Grund zu der Annahme, ein Erwerbsmittel wie der Tausch hätte seinen Ursprung nicht im Erwerbsbedürfnis haben können, das er heute befriedigt, sondern in dem entgegengesetzten Bedürfnis nach Zerstörung und Verlust. Die herkömmliche Auffassung von den Ursprüngen der Ökonomie wurde erst unlängst widerlegt, und zwar vor so kurzer Zeit, daß viele Wirtschaftswissenschaftler den Tauschhandel ungerechtfertigterweise weiter als Vorläufer des Handels hinstellen.

Im Gegensatz zu der künstlichen Tauschhandelstheorie sieht

Marcel Mauss¹ die archaische Form des Tausches in dem bei den Indianern des amerikanischen Nordwestens beobachteten Potlatsch. Auf ähnliche Einrichtungen oder Spuren davon stieß man seitdem überall auf der Welt.

Der Potlatsch der Tlingit, Haida, Tsimshian und Kwakiutl von der amerikanischen Nordwestküste ist schon Ende des 19. Jahrhunderts eingehend untersucht worden, aber er wurde damals nicht mit den archaischen Tauschformen der anderen Länder verglichen. Die rückständigsten dieser nordamerikanischen Stämme praktizieren den Potlatsch bei Gelegenheit einer Veränderung in der persönlichen Situation — Initiation, Heirat, Bestattung —, und selbst in entwickelterer Form ist er niemals von einem Fest abzulösen, dessen Anlaß er entweder ist oder aus dessen Anlaß er stattfindet. Er schließt jedes Feilschen aus und besteht im allgemeinen in einem beträchtlichen Geschenk von Reichtümern, das ostentativ gemacht wird mit dem Ziel, einen Rivalen zu demütigen, herauszufordern und zu verpflichten. Der Tauschwert des Geschenks ergibt sich daraus, daß der Beschenkte, um die Demütigung aufzuheben und die Herausforderung zu erwidern, der mit der Annahme des Geschenks eingegangenen Verpflichtung nachkommen muß, sich durch ein noch größeres Geschenk zu revanchieren, das heißt, es mit Zinsen zurückzahlen.

Aber das Geschenk ist nicht die einzige Form des Potlatsch. Man kann Rivalen auch durch aufsehenerregende Zerstörung von Reichtümern herausfordern. In dieser Form ähnelt der Potlatsch dem religiösen Opfer, da die zerstörten Güter theoretisch den mythischen Ahnen der Beschenkten dargebracht werden. Vor relativ kurzer Zeit kam es noch vor, daß ein Häuptling der Tlingit seinem Rivalen gegenübertrat, um vor seinen Augen einige seiner Sklaven zu töten. Diese Vernichtung wurde zu gegebener Zeit durch die Tötung einer größeren Anzahl von Sklaven erwidert. Die Tschuktschen vom äußersten Nordosten Sibiriens, die dem Potlatsch verwandte Einrichtungen kennen, töten ganze Hundemeuten von beträchtlichem Wert, um eine andere Gruppe einzuschüchtern und zu demütigen. Im Nordwesten Amerikas geht die Zerstörung bis zum Niederbrennen von Dörfern und bis zum Zertrümmern von Bootsflottillen. Bemalte Kupferbarren — eine Art von Münzen, denen man manchmal ei-

¹ Marcel Mauss, *Essai sur le Don*, in: *Annee Sociologique* I (1923/24); deutsch: *Die Gabe*, Frankfurt 1968.

nen fiktiven Wert beißt, so daß sie ein riesiges Vermögen bilden — werden zerbrochen oder ins Meer geworfen. Der einem Fest eigentümliche Rausch verbindet sich ebenso mit den Hekatomben von Eigentum wie mit den Geschenken, die angehäuft werden in der Absicht, Staunen zu erregen und einzuschüchtern.

Der Wucher, der sich in der Form des obligatorischen Überbietens regelmäßig bei den Operationen des Revanche-Potlatsch einstellt, hat zu der Annahme geführt, zu Beginn des Tauschhandels sei das Leihen auf Zinsen an die Stelle des einfachen Tausches getreten. Tatsächlich vermehrt sich der Reichtum in den Potlatsch-Gesellschaften in einer Weise, die an die Kreditinflation der Bankzivilisation erinnert: so nämlich, daß es unmöglich wäre, auf Grund der von der Gesamtheit der Beschenkten eingegangenen Verpflichtungen gleichzeitig alle von der Gesamtheit der Schenker besessenen Reichtümer zu realisieren. Aber diese Ähnlichkeit betrifft nur ein sekundäres Merkmal des Potlatsch.

Es ist die Konstitution eines positiven Vermögens zum Verlust — von der Adel, Ehre und Rang in der Hierarchie herrühren —, die dieser Einrichtung ihren bezeichnenden Wert verleiht. Das Geschenk muß als Verlust, und damit als partielle Zerstörung angesehen werden, wobei die Zerstörungslust zum Teil auf den Beschenkten übertragen wird. In den unbewußten Formen, wie die Psychoanalyse sie beschreibt, symbolisiert es das Ausscheiden der Exkremente, das seinerseits wieder an den Tod gebunden ist gemäß der grundlegenden Entsprechung von Analerotik und Sadismus. Der exkrementelle Symbolismus der bemalten Kupferbarren, die an der Nordwestküste Amerikas die bevorzugten Geschenkobjekte bilden, fußt auf einer reichen Mythologie. In Melanesien bezeichnet der Schenker die prächtigen Geschenke, die er dem rivalisierenden Häuptling zu Füßen legt, als seinen Abfall.

Die Folgen für den Erwerb sind — zumindest da, wo die Motive der Handlung primitiv geblieben sind — nur das ungewollte Ergebnis eines Vorgangs, der in der entgegengesetzten Richtung verläuft. Das Ideal wäre nach Marcel Mauss ein Potlatsch, der nicht erwidert wird. Dieses Ideal wird mit bestimmten Zerstörungen erreicht, für die die Bräuche keine mögliche Erwidernung kennen. Da aber die Früchte des Potlatsch sozusagen schon im voraus für einen neuen Potlatsch vorgesehen sind, ist das archaische Prinzip des Reichtums frei von jenen Abschwächungen, die von der später entstan-

denen Habgier herrühren: Reichtum ist ein Erwerb, insofern der Reiche Macht erwirbt, aber er ist vollständig für den Verlust bestimmt, insofern diese Macht eine Macht des Verlustes ist. Nur durch den Verlust sind Ruhm und Ehre mit ihm verbunden. In seiner Eigenschaft als Spiel ist der Potlatsch das Gegenteil eines Prinzips der Bewahrung: er setzt der Stabilität der Vermögen, wie sie innerhalb der Totemwirtschaft herrschte, wo der Besitz erblich war, ein Ende. An die Stelle der Erbschaft ist durch eine exzessive Tauschtätigkeit eine Art rituellen Pokerns mit rauschhaften Zügen als Quelle des Besitzes getreten. Aber die Spieler können sich nie zurückziehen, wenn sie ein Vermögen gewonnen haben: sie bleiben der Herausforderung ausgeliefert. Das Vermögen hat also in gar keinem Fall die Funktion, den, der es besitzt, frei von Bedürfnissen zu machen. Es bleibt vielmehr als solches, ebenso wie sein Besitzer, dem Bedürfnis nach einem maßlosen Verlust ausgesetzt, das in endemischem Zustand die soziale Gruppe beherrscht.

Die Produktion und die nicht kostspielige Konsumtion, die den Reichtum bedingen, treten so in ihrer relativen Nützlichkeit hervor.

4. DIE FUNKTIONELLE VERAUSGABUNG DER REICHEN KLASSEN

Der Begriff des eigentlichen Potlatsch muß den Verausgabungsformen Vorbehalten bleiben, die Wettkampfcharakter haben, die auf eine Herausforderung hin gemacht werden und Gegenleistungen hervorrufen, und genauer noch: den Formen, die sich nicht vom Tausch der archaischen Gesellschaften unterscheiden.

Wichtig ist, daß der Tausch anfangs unmittelbar einem menschlichen Zweck untergeordnet war. Aber es ist klar, daß seine mit dem Fortschritt der Produktionsweisen verbundene Entfaltung erst in einem Stadium einsetzt, wo diese Unterordnung keine unmittelbare mehr ist. Die Funktion der Produktion verlangt schon ihrem Prinzip nach, daß die Produkte, zumindest vorübergehend, dem Verlust entzogen werden.

In der merkantilen Ökonomie haben die Tauschprozesse Erwerbscharakter. Die Vermögen sind nicht mehr auf einem Spieltisch ausgebreitet, und sie haben sich relativ stabili-

siert. Dem Prinzip der unproduktiven Verausgabung werden sie nur noch soweit unterworfen, wie die Stabilität gesichert ist und selbst durch erhebliche Verluste nicht mehr gefährdet werden kann. Die Grundkomponenten des Potlatsch finden sich unter diesen veränderten Umständen in Formen wieder, die nicht mehr direkt agonalt² sind: die Verausgabung ist zwar immer noch dazu bestimmt, einen Rang zu erwerben und zu erhalten, aber sie hat nicht mehr grundsätzlich zum Ziel, einem anderen seinen Rang zu nehmen.

Trotz dieser Abschwächungen bleibt der ostentative Verlust überall mit dem Reichtum verbunden als seine eigentliche Funktion.

Mehr oder weniger stark hängt auch der soziale Rang vom Besitz eines Vermögens ab, aber wiederum unter der Bedingung, daß das Vermögen teilweise für unproduktive soziale Ausgaben geopfert wird wie Feste, Schauspiele und Spiele. In den primitiven Gesellschaften, wo die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen noch schwach ist, fließen die Produkte der menschlichen Tätigkeit den Reichen nicht nur für die ihnen zugeschriebenen sozialen Schutz- und Führungsfunktionen zu, sondern auch für die spektakulären Ausgaben der Gemeinschaft, deren Kosten sie tragen müssen. In den sogenannten zivilisierten Gesellschaften ist die funktionelle Verpflichtung des Reichtums erst vor relativ kurzer Zeit verschwunden. Der Niedergang des Heidentums hat den der Spiele und Kulte nach sich gezogen, für die die reichen Römer obligatorisch die Kosten übernahmen; daher hat man sagen können, daß das Christentum den Besitz individualisiert hat, indem es dem Besitzenden das ganze Verfügungsrecht darüber einräumte und seine soziale Funktion abschaffte. Zumindest hat es das Verpflichtende dieser Funktion abgeschafft, denn an die Stelle der vom Brauch her vorgeschriebenen heidnischen Verausgabung setzt das Christentum das freiwillige Almosen, entweder in Form einer Austeilung durch die Reichen an die Armen oder in Form ungeheurer Schenkungen an Kirchen und später an Klöster; und Kirchen und Klöster haben im Mittelalter den größten Teil der spektakulären Funktion übernommen.

Heute sind die großen freiwilligen sozialen Formen der unproduktiven Verausgabung verschwunden. Daraus darf man jedoch nicht schließen, daß das Prinzip der Verausgabung

² Im Sinn von Rivalität oder Kampf.

selbst aufgehört hat, Ziel der ökonomischen Tätigkeit zu sein. Eine bestimmte Entwicklung des Reichtums, deren Symptome Krankheit und Erschöpfung sind, führt zur Scham vor sich selbst und gleichzeitig zu bössartiger Heuchelei. Alles Generöse, Orgiastische, Maßlose ist verschwunden: Rivalitäten, die weiterhin das individuelle Handeln bestimmen, finden nur noch im verborgenen statt und gleichen einem schamhaften Aufstoßen. Die Vertreter der Bourgeoisie befehligen sich eines unscheinbaren Auftretens: das Zurschaustellen von Reichtümern geschieht jetzt hinter den Wänden nach langweiligen und bedrückenden Konventionen. Die Angestellten und kleinen Kaufleute des Mittelstands, die es zu einem bescheidenen oder winzigen Vermögen brachten, haben schließlich die ostentative Verausgabung, die eine Art Parzellierung erfährt, erst recht verkommen lassen, so daß von ihr nur noch eine Menge eitler, mit lähmender Unlust verbundener Bemühungen übriggeblieben sind.

Bis auf wenige Ausnahmen sind indessen solche Ersatzhandlungen für alle zum wichtigsten Daseinszweck und Lohn für Arbeit und Leid geworden, die nicht den Mut haben, ihre muffige Gesellschaft einer revolutionären Zerstörung zu überantworten. In der Umgebung der modernen Banken herrscht ebenso wie vor den Totempfählen der Kwakiutl bei den Individuen der Wunsch, Eindruck zu machen, was sie nach einem System kleiner Paraden auftreten läßt, mit denen sie einander blenden wie mit einem Licht, das zu grell ist. Wenige Schritte von der Bank entfernt warten Juwelen, Kleider und Autos hinter den Schaufenstern auf den Tag, wo sie dazu dienen werden, den wachsenden Glanz eines sinistren Industriellen und seiner noch sinistren alten Gattin darzustellen. Eine Stufe tiefer erfüllen vergoldete Wanduhren, Vertikos und künstliche Blumen die gleichen uneingestehbaren Zwecke für Spießerpaaire. Der Neid zwischen den Menschen macht sich mit der gleichen Brutalität Luft wie bei den Wilden: nur Generosität und Noblesse sind verschwunden und mit ihnen die spektakuläre Gegenleistung, die die Reichen den Armen boten.

Als Klasse, die den Reichtum besitzt, die mit dem Reichtum die Verpflichtung zur funktionellen Verausgabung erhalten hat, zeichnet sich die moderne Bourgeoisie durch die prinzipielle Weigerung aus, die sie dieser Verpflichtung entgegenstellt. Sie hat sich von der Aristokratie dadurch abgesetzt, daß sie beschlossen hat, nur für sich zu verschwenden,

innerhalb der eigenen Klasse, d. h. indem sie ihre eigenen Ausgaben vor den Augen der anderen Klassen soweit wie möglich verbirgt. Diese besondere Form hat ihren Ursprung darin, daß sie ihren Reichtum im Schatten einer Adelsklasse entwickelte, die mächtiger war als sie. Diesen kleinlichen Auffassungen einer beschränkten Verausgabung haben rationalistische Konzepte entsprochen, die sie seit dem 17. Jahrhundert formulierte und die nichts anderes sind als eine Darstellung der strikt ökonomischen Welt, im vulgären, im bürgerlichen Sinn des Wortes. Der Haß auf die Verschwendung ist der Daseinsgrund und die Rechtfertigung der Bourgeoisie; er ist zugleich der Grund für ihre abscheuliche Heuchelei. Die Bürger haben die Verschwendungssucht der Feudalgesellschaft als Hauptanklagepunkt benutzt, und nachdem sie selbst an die Macht gekommen sind, haben sie geglaubt, weil sie gewohnt waren, ihre Reichtümer zu verbergen, könnten sie ein für die armen Klassen akzeptables Regiment führen. Und man muß gerechterweise zugeben, daß das Volk sie nicht ebenso hassen kann wie seine früheren Herren, genauso, wie es sie auch nicht lieben kann, denn sie sind zumindest unfähig, ein Gesicht zu verbergen, das so schäbig, so habgierig, so ohne jede Noblesse, so abstoßend kleinlich aussieht, daß bei ihrem Anblick alles menschliche Leben verkommen zu sein scheint.

Gegen sie kann das Bewußtsein des Volkes das Prinzip der Verausgabung nur dadurch aufrechterhalten, daß es die bürgerliche Existenz als Schande und finstere Annullierung des Menschen darstellt.

5. DER KLASSENKAMPF

Indem sich die bürgerliche Gesellschaft in bezug auf die Verausgabung zur Sterilität zwang, ihrer buchführenden Vernunft gemäß, ist es ihr schließlich gelungen, nichts als die universelle Schäbigkeit zu entwickeln. Das menschliche Leben findet seine Erregung nach dem Maß unreduzierbarer Bedürfnisse nur in dem Bemühen jener wieder, die die Konsequenzen der geläufigen rationalistischen Auffassungen auf die Spitze treiben. Was von den traditionellen Verausgabungsformen übriggeblieben ist, ist verkümmert, und der prächtige lebendige Tumult hat sich in die beispiellose Entfesselung des Klassenkampfes aufgelöst.

Die Komponenten des Klassenkampfes sind im Prozeß der Verausgabung von der archaischen Periode an gegeben. Im Potlatsch verteilt der Reiche Produkte, die ihm die Armen liefern. Er versucht, sich über einen ebenso reichen Rivalen zu erheben, aber der letzte Grad der angestrebten Erhebung hat nichts weiter zum Ziel, als ihn noch mehr von der Natur der im Elend Lebenden wegzurücken. So läuft die Verausgabung, obwohl sie eine soziale Funktion ist, unmittelbar auf einen agonalen Akt der Trennung hinaus, der offenkundig antisozial ist. Der Reiche konsumiert, was der Arme verliert, indem er für ihn die Kategorie einer Erniedrigung und Schändlichkeit schafft, die den Weg zur Sklaverei öffnet. Es ist offensichtlich, daß von dem undeutlich überlieferten Erbe der luxuriösen Welt der Vergangenheit die moderne Welt eben jene, gegenwärtig den Proletariern vorbehaltene Kategorie übernommen hat. Die bürgerliche Gesellschaft, die sich nach rationalen Grundsätzen zu regieren vorgibt, und übrigens durch ihre eigene Entwicklung danach strebt, eine gewisse menschliche Homogenität zu verwirklichen, nimmt zwar nicht ohne Protest eine Teilung hin, die den Menschen selbst zu vernichten scheint, aber sie ist unfähig, in ihrem Widerstand weiter als bis zur theoretischen Ablehnung zu gehen. Sie gewährt den Arbeitern gleiche Rechte wie den Herren, und sie verkündet diese Gleichheit, indem sie dieses Wort sichtbar an die Mauern schreibt. Dennoch liegt den Herren, die so tun, als wären sie der Ausdruck der Gesellschaft schlechthin, sehr daran — und mehr als an allem anderen zu demonstrieren, daß sie ganz und gar nichts mit der Schändlichkeit der von ihnen Beschäftigten zu tun haben. Es ist das Ziel der Arbeiter, zu produzieren, um zu leben, das der Unternehmer aber, zu produzieren, um die arbeitenden Produzenten einer abscheulichen Erniedrigung auszuliefern; denn es besteht eine unauflösliche Beziehung zwischen der Qualifizierung der Verausgabungsformen, die dem Unternehmer eigen sind und dazu tendieren, ihn weit über die menschliche Niedrigkeit zu erheben, und der Niedrigkeit selbst, die diese Qualifizierung bedingt.

Wer dieser Auffassung der agonalen sozialen Verschwendung die zahlreichen bürgerlichen Bemühungen zur Verbesserung des Arbeiterschicksals entgegenhält, bringt damit nur die Feigheit der modernen Oberklassen zum Ausdruck, die nicht mehr die Kraft haben, ihre Zerstörungen zuzugeben. Die Ausgaben der Kapitalisten, die den Arbeitern hel-

fen und ihnen die Möglichkeit geben sollen, sich auf eine menschliche Ebene zu erheben, beweisen nur die Ohnmacht — aus Erschöpfung —, einen luxuriösen Prozeß bis zum Ende zu treiben. Ist erst einmal das Verderben der Armen besiegelt, wird das Vergnügen der Reichen allmählich seines Sinnes entleert und neutralisiert: es macht einer Art apathischer Gleichgültigkeit Platz. Damit in dieser Situation, trotz der Tendenzen, die diese Gleichgültigkeit stören (Sadismus, Mitleid), ein neutraler Zustand aufrechterhalten werden kann, den die Apathie sogar relativ angenehm macht, kann es nützlich sein, einen Teil der Verausgabung, die die Schändlichkeit hervorbringt, durch eine neue Verausgabung zu kompensieren, die die Ergebnisse der ersten abschwächen soll. Der politische Sinn der Unternehmer hat im Verein mit der partiellen Entwicklung eines gewissen Wohlstands dieser Kompensation manchmal einen beträchtlichen Umfang geben können. So vollzieht sich in den angelsächsischen Ländern und besonders in den USA der erste Prozeß nur noch auf Kosten eines relativ kleinen Teils der Bevölkerung, und in einem gewissen Maße hat auch die Arbeiterklasse schließlich daran teil (vor allem, wenn das dadurch erleichtert wird, daß schon eine andere, allgemein als niedrig angesehene Klasse vorhanden ist wie die der Neger). Aber solche Ausflüchte, deren Bedeutung im übrigen strikt begrenzt ist, ändern nichts an der grundlegenden Klassenspaltung in edle und unedle Menschen. Das grausame Spiel des sozialen Lebens ist in den verschiedenen zivilisierten Ländern gleich, wo der beleidigende Glanz der Reichen die Menschennatur der Unterklasse ruiniert und verkommen läßt.

Dazu kommt noch, daß die Abschwächung in der Brutalität der Herren — die sich übrigens nicht so sehr auf die Zerstörung selbst wie auf die psychologischen Zerstörungstendenzen bezieht — der allgemeinen Atrophie der früheren Luxusprozesse entspricht, die die moderne Epoche kennzeichnet. Dagegen wird der Klassenkampf vielmehr zur grandiosesten Form sozialer Verausgabung, wenn er, und zwar diesmal von den Arbeitern, mit einer Radikalität weitergeführt und entfaltet wird, die die Existenz der Herren selbst bedroht.

6. CHRISTENTUM UND REVOLUTION

Außer der Revolte gab es für die aufgeregten Armen noch

die Möglichkeit, jede moralische Beteiligung an einem System der Unterdrückung des Menschen durch den Menschen zu verweigern. In bestimmten historischen Situationen gelang es ihnen, besonders mit Hilfe von Symbolen, die noch eindrucksvoller waren als die Realität, die »menschliche Natur« auf die Stufe einer so abstoßenden Schändlichkeit niederzudrücken, daß das Vergnügen der Reichen am Ermessen des Elends der anderen plötzlich zu ungeheuerlich wurde, als daß sie es ohne Schwindelgefühl hätten ertragen können. Unabhängig von rituellen Formen kam es so zu einem Austausch äußerster Herausforderungen, vor allem seitens der Armen, zu einem Potlatsch, bei dem der tatsächliche Abschaum und die unverhüllte moralische Verworfenheit in schrecklicher Größe mit all dem rivalisiert haben, was die Welt an Reichtum, Reinheit oder Glanz enthält; und dieser Art spasmodischer Krämpfe wurde ein außergewöhnlicher Ausweg geboten in der religiösen Verzweiflung, die deren hemmungslose Ausbeutung war.

Im Christentum konnte der Wechsel von Überschwang und Angst, von Martern und Orgien, der religiöses Leben ausmacht, sich mit einem noch tragischeren Thema, mit einer krankhaften Sozialstruktur verbinden, die mit der widerlichsten Grausamkeit sich selbst zerfleischt. Der Triumphgesang der Christen preist Gott, weil er in das blutige Spiel des sozialen Krieges eingetreten ist, denn »er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen«. Ihre Mythen verbinden soziale Schmach und die Verwesung des zu Tode Gemarterten mit göttlichem Glanz. So übernimmt der Kult die gesamte Funktion einer Konfrontation der einander entgegengesetzten Kräfte, die bisher zwischen Reichen und Armen aufgeteilt waren, wobei jene diese dem Verderben überlieferten. Er verbündet und verknüpft sich mit dem irdischen Jammer, und ist doch selbst nur eine Nebenerscheinung des maßlosen Hasses, der die Menschen trennt, aber eine Nebenerscheinung, die nach und nach alle divergierenden Prozesse verdrängt und einschließt. Entsprechend dem Wort Christi, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, ist die Religion keineswegs bestrebt, aus der Welt zu schaffen, was andere als die Wunde der Menschheit ansehen: in ihrer unmittelbaren Form, d. h. insoweit ihre Bewegung frei geblieben ist, wälzt sie sich vielmehr in einem Unrat, der für ihre ekstatischen Martern unentbehrlich ist. Die Bedeutung des Christentums liegt in der Entwicklung

der rauschhaften Folgen der Verausgabung von Klassen, im orgiastischen Charakter eines geistigen Wettkampfs, der auf Kosten des wirklichen Kampfs betrieben wird.

Welchen Wert die christliche Demütigung indes in der menschlichen Tätigkeit immer erhalten haben mag, so ist sie doch nur eine Episode im historischen Kampf der Unedlen gegen die Edlen, der Unreinen gegen die Reinen. Als wenn die sich ihrer unerträglichen Zerrissenheit bewußte Gesellschaft eine Zeitlang todestrunken geworden wäre, um sie sadistisch zu genießen: die schwerste Trunkenheit hat jedoch die Folgen des menschlichen Elends nicht beseitigt, und da die ausgebeuteten Klassen sich den herrschenden Klassen mit wachsender Erkenntnis ihrer Lage entgegenstellen, kann für den Haß keine Grenze abgesehen werden. In der Ruhelosigkeit der Geschichte beherrscht nur das Wort Revolution die gewohnte Verwirrung und trägt Verheißungen, die den grenzenlosen Forderungen der Massen entsprechen: Herren und Ausbeuter, deren Funktion es ist, in verächtlicher Weise die menschliche Natur auszuschließen, so daß diese Natur an den Grenzen der Erde, d. h. des Schmutzes existiert — ein einfaches Gesetz der Umkehrung fordert, daß man sie dem Schrecken überliefert, an dem langen Abend, an dem ihre schönen Phrasen von den Todesschreien der Aufstände übertönt werden. Das ist die blutige Hoffnung, die sich täglich mit dem Dasein des Volkes verbindet und den widersetzlichen Charakter des Klassenkampfes resümiert.

Der Klassenkampf hat nur ein mögliches Ziel: das Verderben jener, die daran gearbeitet haben, die »menschliche Natur« zu verderben.

Welche Form die entsprechende Entwicklung aber auch annehmen mag, eine revolutionäre oder servile, die allgemeinen Konvulsionen, die vor achtzehn Jahrhunderten durch die religiöse Ekstase der Christen geprägt wurden und heute durch die Arbeiterbewegung, müssen gleichermaßen als ein entscheidender Impuls angesehen werden, der die Gesellschaft zwingen wird, mit Hilfe der gegenseitigen Ausschließung der Klassen eine Form der Verausgabung zu schaffen, die so tragisch und frei wie möglich ist, und zugleich Formen des Heiligen einzuführen, die so menschlich sind, daß die traditionellen Formen daneben vergleichsweise verächtlich erscheinen. Der Tropismus solcher Bewegungen gibt Aufschluß über den totalen menschlichen Wert der Arbeiterrevolution, die eine ebenso zwingende Anziehungskraft haben

kann wie die, die einfache Organismen sich nach der Sonne wenden läßt.

7. DIE INSUBORDINATION DER MATERIELLEN TATSACHEN

Das menschliche Leben, nicht der juristischen Existenz nach, sondern so, wie es sich tatsächlich auf einem im Weltraum isolierten Erdball Tag und Nacht und von einem Landstrich zum anderen abspielt, das menschliche Leben kann in keinem Fall auf die geschlossenen Systeme reduziert werden, auf die es nach rationalen Auffassungen gebracht wird. Die ungeheuren Anstrengungen der Selbstaufgabe, des Sichverströmens und Rasens, die es ausmachen, legen vielmehr nahe, daß es erst mit dem Bankrott dieser Systeme beginnt. Jedenfalls hat das, was es an Ordnung und Zügelung zuläßt, nur von dem Moment an einen Sinn, wo die geordneten und gezügelten Kräfte sich befreien und für Zwecke verlieren, die keiner Rechenschaft mehr unterworfen sind. Nur durch eine solche Insubordination, und sei sie noch so elend, kann die Menschheit ihre Isolierung im unverfügbaren Glanz der materiellen Dinge durchbrechen.

Ganz allgemein sind die Menschen, einzeln oder gruppenweise, ständig in Verausgabungsprozesse verwickelt. Der Wechsel in den Formen bedingt keinerlei Änderung in den Grundmerkmalen dieser Prozesse, deren Prinzip der Verlust ist. Eine gewisse Erregung, deren Grad bei allen Unterschieden auf einem spürbar gleichen Stand gehalten wird, beherrscht die Gruppen wie die Einzelnen. In ihrer extremen Form können die Erregungszustände, die toxischen Zuständen verwandt sind, als unwiderstehliche alogische Antriebe zur Verwerfung der rational (entsprechend dem Prinzip des Zahlungsausgleichs) verwendbaren materiellen und geistigen Güter definiert werden. Mit den so praktizierten Verlusten verbindet sich — im Fall des »verlorenen Mädchens« ebenso wie in dem der Militärausgaben — die Schaffung unproduktiver Werte, deren absurdeste und zugleich begehrteste der Ruhm ist. Zusammen mit der Erniedrigung hat der Ruhm, in bald finsternen, bald glänzenden Formen, immer die soziale Existenz beherrscht, und ohne ihn kann auch heute nichts unternommen werden, obwohl er von der blinden Praxis persönlicher oder sozialer Verluste bedingt ist.

So zieht der riesige Abfall, den die Tätigkeit erzeugt, die

menschlichen Absichten — einschließlich derer, die ökonomische Operationen betreffen — in das qualitative Spiel der universellen Materie hinein: die Materie kann in der Tat nur definiert werden als die nicht-logische Differenz, die für die Ökonomie des Universums das ist, was das Verbrechen für das Gesetz ist. Der Ruhm, der den Gegenstand der freien Verausgabung umgibt oder symbolisiert (ohne ihn zu erschöpfen), kann, ebenso wie er das Verbrechen nie auszuschließen vermag, von der Qualifikation nicht unterschieden werden, zumindest nicht von der einzigen Qualifikation, deren Wert dem der Materie vergleichbar ist: der insubordinierten Qualifikation, die jeder Bedingung entzogen ist.

Macht man sich andererseits das Interesse klar, das die menschliche Gemeinschaft zwangsläufig mit der ständig durch die geschichtliche Bewegung bewirkten qualitativen Veränderung verbindet — ein Interesse, das mit dem des Ruhmes (wie mit dem der Erniedrigung) zusammenfällt —, macht man sich weiter klar, daß diese Bewegung unmöglich einzudämmen oder auf ein begrenztes Ziel hinzulenken ist, so kann man schließlich ohne jeden Vorbehalt dem Nutzen einen relativen Wert zuerkennen. Die Menschen sichern ihren Lebensunterhalt oder vermeiden den Schmerz, nicht weil diese Tätigkeiten für sich ein zureichendes Resultat erbringen, sondern um zu der insubordinierten Tätigkeit der freien Verausgabung zu gelangen.

Erster Teil

Theoretische Einführung

1. Die Bedeutung der allgemeinen Ökonomie

1. DIE ABHÄNGIGKEIT DER ÖKONOMIE VOM ENERGIEUMLAUF AUF DEM ERDBALL

Will man ein Wagenrad wechseln, ein Geschwür öffnen oder einen Weinberg bestellen, so wird die Ausführung eines so begrenzten Vorhabens keine Schwierigkeit machen. Die Elemente, mit denen man dabei umgeht, sind zwar von der übrigen Welt nicht gänzlich isoliert, aber man kann sie so behandeln, als wären sie es. Das Vorhaben kann beendet werden, ohne daß man dabei überhaupt einen Komplex zu berücksichtigen hätte, von dem das Rad, das Geschwür oder der Weinberg immerhin abhängige Teile sind. Die vorgenom-

menen Veränderungen modifizieren die übrigen Dinge nicht spürbar, und auch die ständige Einwirkung von außen hat keinen nennenswerten Einfluß auf die Ausführung des Vorhabens. Anders verhält es sich dagegen bei einer umfangreichen ökonomischen Tätigkeit, zum Beispiel der Automobilproduktion der Vereinigten Staaten, und, in noch stärkerem Maße, bei der ökonomischen Tätigkeit überhaupt.

Die wechselseitige Abhängigkeit zwischen der Automobilproduktion und der allgemeinen Entwicklung der Ökonomie liegt auf der Hand, dennoch wird die Ökonomie auch als Gesamtphänomen meist so untersucht, als handle es sich um das System einer isolierbaren Tätigkeit. Produktion und Konsumtion sind voneinander abhängig, aber behandelt man sie gemeinsam, so scheint es nicht schwierig, beide so zu untersuchen wie eine elementare Tätigkeit, die relativ unabhängig ist von allem, was sie nicht ist.

Diese Methode ist legitim und in der Wissenschaft allgemein üblich. Der Gegenstand der Ökonomie ist jedoch anderer Art als der der Physik, die zunächst ein genau bestimmbares Phänomen und dann die Gesamtheit der erforschbaren Phänomene in ihrem Zusammenhang untersucht. Die ökonomischen Phänomene dagegen sind nicht leicht zu isolieren, und ihr allgemeiner Zusammenhang ist schwierig zu bestimmen. Hier kann man also folgende Frage stellen: Muß die produktive Tätigkeit als Ganzes nicht auf die Modifikationen hin untersucht werden, die sie von ihrer Umwelt empfängt und ihrer Umwelt beibringt? Anders gefragt: Muß das System der menschlichen Produktion und Konsumtion nicht im Rahmen eines viel größeren Komplexes erforscht werden?

Derartige Probleme haben für die Wissenschaftler meist einen rein akademischen Charakter, aber die Bewegung der Ökonomie erfaßt derartig viel, daß sich eigentlich niemand wundern sollte, wenn diese erste Frage weitere, weniger abstrakte, nach sich zieht: Spielen bei dem Gesamtphänomen der industriellen Entwicklung, der gesellschaftlichen Konflikte und der planetarischen Kriege, kurz, dem gesamten Menschenwerk, nicht Ursachen und Wirkungen mit, die nur dann zutage treten, wenn man die allgemeinen Grundlagen der Ökonomie untersucht? Können wir ein so gefährliches Unternehmen meistern (das wir auf keinen Fall aufgeben können), ohne dessen allgemeine Auswirkungen erkannt zu haben? Müssen wir uns nicht, wenn wir die ökonomischen Kräfte ständig weiterentwickeln, die allgemeinen Probleme

stellen, die sich aus der Bewegung der Energie auf dem Erdball ergeben?

Diese Fragen lassen die theoretische Bedeutung ebenso wie die praktische Tragweite der mit ihnen eingeführten Grundsätze ermessen.

2. DIE NOTWENDIGKEIT, DEN ENERGIEÜBERSCHUSS, DER NICHT DEM WACHSTUM EINES SYSTEMS ZUGEFÜHRT WERDEN KANN, OHNE GEWINN ZU VERLIEREN

In der Ökonomie — in der Produktion und Verwendung der Reichtümer — läßt sich auf den ersten Blick leicht ein besonderer Aspekt des irdischen Geschehens im Rahmen des Universums erkennen. Eine Bewegung entsteht auf der Erdoberfläche, die von dem Energieumlauf an dieser Stelle des Universums herrührt. Die ökonomische Tätigkeit der Menschen unterwirft sich diese Bewegung, nutzt zu bestimmten Zwecken Möglichkeiten aus, die sich durch sie auftun. Aber jene Bewegung hat eine bestimmte Form und unterliegt Gesetzen, die denen, die sie sich nutzbar machen und von ihr abhängen, im Prinzip unbekannt sind. Es stellt sich also die Frage: Wird die allgemeine Bestimmung der den Bereich des Lebens durchlaufenden Energie durch die Tätigkeit des Menschen verändert? Oder wird diese nicht vielmehr in ihrer Intention fehlgeleitet durch eine Bestimmung, die sie nicht kennt, nicht berücksichtigt und an der sie nichts ändern kann?

Ich gebe unverzüglich eine zwingende Antwort.

Die Verkennung der materiellen Lebensbedingungen läßt den Menschen noch heute schwerwiegende Fehler begehen. Die Menschheit beutet vorhandene materielle Ressourcen aus, aber wenn sie deren Verwendung, wie sie es tatsächlich tut, auf die Lösung der Vorgefundenen unmittelbaren Schwierigkeiten einschränkt (eine Lösung, die sie in der Eile als Ideal hat hinstellen müssen), dann mißt sie den von ihr benutzten Kräften einen Zweck bei, den diese gar nicht haben können. Jenseits unserer unmittelbaren Zwecke nämlich verfolgt ihr Werk die nutzlose und unendliche Erfüllung

des Universums.³

Der Irrtum, der aus einer so vollständigen Verkennung resultiert, widerlegt natürlich nicht nur den Glauben des Menschen an seinen Scharfsinn. Es ist nicht leicht, seine eigenen Zwecke zu betreiben, wenn man dazu einer Bewegung folgen muß, die über diese Zwecke hinausgeht. Diese Zwecke und jene Bewegung brauchen natürlich grundsätzlich unvereinbar miteinander zu sein. Aber wenn wir sie miteinander vereinbaren wollen, dürfen wir nicht weiterhin über den einen Teil im unklaren bleiben, andernfalls werden unsere Werke schnell in der Katastrophe enden.

Ich gehe von einer elementaren Tatsache aus: Der lebende Organismus erhält, dank des Kräftespiels der Energie auf der Erdoberfläche, grundsätzlich mehr Energie, als zur Erhaltung des Lebens notwendig ist. Die überschüssige Energie (der Reichtum) kann zum Wachstum eines Systems (zum Beispiel eines Organismus) verwendet werden. Wenn das System jedoch nicht mehr wachsen und der Energieüberschuß nicht gänzlich vom Wachstum absorbiert werden kann, muß er notwendig ohne Gewinn verlorengelassen und verschwendet werden, willentlich oder nicht, in glorioser oder in katastrophischer Form.

3. DIE ARMUT DER ORGANISMEN ODER BEGRENZTEN KOMPLEXE UND DER EXZESSIVE REICHTUM DER LEBENDIGEN NATUR

Daß man schließlich die Energie, die den Reichtum ausmacht, ohne Berechnung (ohne Gegenleistung) ausgeben muß, daß so manche gewinnversprechenden Tätigkeiten eindeutig keinen anderen Effekt haben als die nutzlose Vergeudung der Gewinne, das ist es, was alle zurückweisen, die in der Entwicklung der Produktivkräfte den idealen Zweck der menschlichen Tätigkeit sehen. Wer behauptet, es sei notwendig, einen beträchtlichen Teil der nutzbar gemachten Energie in Rauch aufgehen zu lassen, der verstößt gegen die Auffassungen, die einer rationalen Ökonomie zugrunde liegen. Wir kennen zwar Fälle, in denen Reichtum vernichtet werden

³ Der Materialität des Universums, die in ihren naheliegenden oder entfernteren Aspekten zweifellos immer nur ein Jenseits des Denkens ist. — »Erfüllung« heißt hier, was sich erfüllt, nicht, was erfüllt ist. — »Unendlich« steht hier als Gegensatz sowohl zur begrenzten Bestimmung als auch zum gesetzten Ziel.

muß (der ins Meer geschüttete Kaffee), aber derartige Skandale können vernünftigerweise nicht als nachahmenswerte Vorbilder hingestellt werden. Sie sind das Eingeständnis einer Ohnmacht, und niemand wird in ihnen den Ausdruck und das Wesen des Reichtums erkennen wollen. Die unfreiwillige Vernichtung (zum Beispiel von Kaffee) stellt vielmehr eine Niederlage dar; sie wird erlitten und als Unglück empfunden, man kann sie keinesfalls als wünschenswert ausgeben. Und dennoch ist sie der typische Eingriff, ohne den es keinen Ausweg gibt. Betrachten wir die Gesamtheit des produktiven Reichtums auf der Erdoberfläche, so müssen wir feststellen, daß seine Produkte nur in dem Maße zu produktiven Zwecken verwendet werden können, wie der lebende Organismus, den die ökonomisch tätige Menschheit darstellt, seine Ausrüstung vermehren kann. Das ist weder vollständig noch jederzeit noch unbegrenzt möglich. Ein bestimmter Überschuß muß mittels verlustbringender Operationen vergeudet werden, und die endgültige Vergeudung wird notwendig der Bewegung folgen, die die Energie auf dem Erdball beherrscht.

Gewöhnlich wird das Gegenteil angenommen, und zwar deshalb, weil die Ökonomie niemals als Gesamtphänomen gesehen wird. Der Mensch reduziert in der Wissenschaft ebenso wie im Leben die ökonomischen Aktivitäten auf eine Gegebenheit, die dem Typ der partikularen Systeme entspricht (der Organismen oder der Unternehmen). Die ökonomische Tätigkeit als Ganzes wird wie eine Einzeloperation mit begrenztem Zweck gesehen. Man verallgemeinert, indem man einfach das Gesamtphänomen aus den Einzeloperationen zusammensetzt: Die Wirtschaftswissenschaft begnügt sich damit, ein isoliertes Phänomen zu generalisieren, sie beschränkt ihren Gegenstand auf Tätigkeiten, die zu einem bestimmten Nutzen unternommen werden, nämlich zum Nutzen des homo oeconomicus; sie zieht niemals das Kräftespiel der Energie in Betracht, das von keinem partikularen Zweck begrenzt wird: das Spiel der lebenden Materie insgesamt, das von der Bewegung des Sonnenlichts abhängt, dessen Wirkung sie ist. Für die lebende Materie insgesamt ist die Energie auf dem Erdball immer überschüssig, hier muß immer in Begriffen des Luxus gedacht werden, jeder Unterschied ist immer nur ein Unterschied in der Art der Verschwendung von Reichtümern. Nur dem einzelnen Lebewesen oder den begrenzten Komplexen von Lebewesen stellt

sich das Problem der Nötigung. Aber der Mensch ist nicht nur das abgesonderte Wesen, das der lebendigen Welt oder den anderen Menschen seinen Anteil an den Energiequellen streitig macht. Der allgemeine Vorgang des Ausschwitzens (der Verschwendung) der lebenden Materie erfaßt auch ihn, und er kann ihm nicht entgehen; ja auf seinem Höhepunkt läßt ihn seine Souveränität in der Welt mit diesem Vorgang eins werden; sie prädestiniert ihn in besonderer Weise für die gloriose Tat, die nutzlose Konsumtion. Wenn er das leugnet, wie es ihm immer wieder das Bewußtsein der Not nahelegt, der Bedürftigkeit, die das abgesonderte Wesen kennzeichnet (dem es ständig an Ressourcen fehlt, das ein ständig Genötigter ist), so ändert dieses Leugnen doch nichts an der allgemeinen Bewegung der Energie: diese kann sich nicht unbegrenzt in den Produktivkräften akkumulieren. Am Ende muß sie uns entgleiten und sich für uns verlieren wie der Fluß im Meer.

4. DER KRIEG ALS KATASTROPHISCHE VERAUSGABUNG DER ÜBERSCHÜSSIGEN ENERGIE

Die Verkennung ändert nichts am schließlichen Ausgang. Wir können ihn ignorieren, vergessen: der Boden, auf dem wir leben, ist nichtsdestoweniger ein Feld zunehmender Zerstörungen. Unsere Unkenntnis hat nur die eine unbestreitbare Folge: sie läßt uns erleiden, was wir, wenn wir Bescheid wüßten, nach Belieben selbst bewirken könnten. Sie beraubt uns der Wahl der Art des Ausschwitzens, die uns gefällt. Vor allem aber setzt sie die Menschen und ihre Werke katastrophischen Zerstörungen aus. Denn wenn wir nicht die Kraft haben, die überschüssige Energie selbst zu zerstören, die anderweitig nicht benutzt werden kann, so zerstört sie uns wie ein unzähmbares Tier, und wir selbst sind das Opfer der unvermeidlichen Explosion.

Diese Überschüsse an lebendiger Kraft, die selbst noch in den armseligsten Wirtschaftsformen zu örtlichen Stauungen führen, sind nämlich die gefährlichsten Faktoren des Untergangs. Daher suchte man zu allen Zeiten, wenn auch unbewußt, fieberhaft nach Möglichkeiten der Entstauung. Die antiken Gesellschaften fanden diese Möglichkeit in den Festen; manche errichteten erstaunliche Monumente, die keinerlei Nutzen hatten; wir verwenden den Überschuß zur Vermeh-

rung der »Dienstleistungen«⁴, die das Leben einebnen, und wir neigen dazu, einen Teil davon in der zunehmenden Freizeit zu absorbieren. Aber diese Ablenkungsmöglichkeiten sind immer unzureichend gewesen: es blieb trotz allem ein gewisses Maß überschießenden Potentials übrig, das zu allen Zeiten Menschenmassen und große Mengen von nützlichen Gütern den Zerstörungen der Kriege ausgesetzt hat. Heute hat das relative Ausmaß der bewaffneten Konflikte sogar noch zugenommen: es hat die katastrophischen Dimensionen angenommen, die wir alle kennen.

Die gegenwärtige Entwicklung ist die Folge eines sprunghaften Anwachsens der industriellen Aktivität. Dieses Wachstum bremste zunächst die kriegerischen Auseinandersetzungen, weil es den größten Teil des Überschusses absorbierte: die Entwicklung der Industrie bescherte uns die Periode relativen Friedens von 1815 bis 1914.⁵ Die Entwicklung der Produktivkräfte, die immer neue Energiequellen erschloß, führte in den fortgeschrittenen Ländern zu einer raschen Zunahme der Bevölkerung (das war sozusagen das Fleisch und Blut zum wachsenden Knochengerüst der Fabriken). Aber das durch die technischen Errungenschaften ermöglichte Wachstum erwies sich auf lange Sicht als Plage. Es erzeugte nämlich jetzt selbst wachsenden Überschuß. Der Erste Weltkrieg brach aus, bevor dessen Grenzen auch nur lokal tatsächlich erreicht waren. Nicht einmal der Zweite Weltkrieg bedeutet, daß das System künftig nicht noch weiterentwickelt werden könnte (in extensiver und auf jeden Fall intensiver Weise). Aber man sah sich zum erstenmal mit der Möglichkeit eines Anhaltens der Entwicklung konfrontiert und hörte auf, sich an einem hemmungslosen Wachstum zu erfreuen. Es wird manchmal geleugnet, daß der Überschuß der Industrieproduktion die Ursache der beiden Weltkriege, besonders des Ersten, gewesen sei. Dennoch wurde genau dieser Überschuß von den beiden Kriegen ausgeschwitzt; sein Ausmaß war es gerade, das ihnen ihre ungewöhnliche Intensität gab. Das allgemeine Gesetz, nach dem der Überschuß an Energie ausgegeben werden muß, das wir als Wirkung einer Bewe-

⁴ Man nimmt an, daß die »Dienstleistungen«, die heute den tertiären Sektor der Wirtschaft bilden (der erste Sektor ist die Landwirtschaft und der zweite die Industrie) und die sowohl die perfektionierten Versicherungs- und Verkaufsorganisationen als auch die Arbeit der Künstler umfassen, im Gegensatz zur Industrie, die nicht unbegrenzt weiter wachsen kann, durchaus noch zunehmen können.

⁵ Siehe unten S. 63.

gung ansehen müssen, die die engstirnigen Interessen der Ökonomie überschreitet, und das zugleich ein tragisches Licht wirft auf eine Reihe von Tatsachen, hat eine Tragweite, die niemand leugnen kann. Wir können vielleicht hoffen, daß wir einem neuen drohenden Krieg entgehen. Aber zu diesem Zweck müssen wir die überschüssige Produktion kanalisieren, entweder in der vernünftigen Ausdehnung eines ungu- ten industriellen Wachstums oder in unproduktiven Leistungen, in denen eine Energie vergeudet wird, die auf keinen Fall mehr akkumuliert werden kann. Das stellt uns vor zahlreiche Probleme von entmutigender Kompliziertheit.⁶ Aber wenn man auch daran zweifeln kann, daß es leichtfallen wird, die notwendigen praktischen Lösungen zu finden, so kann doch das Interesse an solchen Lösungen nicht bestritten werden. Ich möchte zunächst nur folgendes sagen: Die Ausdehnung des Wachstums erfordert von selbst die Umkehrung aller ökonomischen Grundsätze — die Umkehrung der Moral, die sie begründet. Der Übergang von den Perspektiven der beschränkten zu denen der allgemeinen Ökonomie wäre in der Tat eine kopernikanische Wende: die Umkehrung des Denkens und der Moral. Wenn von vornherein ein pauschal abzuschätzender Teil der Reichtümer dem Verlust preisgegeben werden muß oder einer unproduktiven Verwendung, die keinen Profit ermöglicht, dann ist es notwendig und sogar unvermeidlich, daß Waren ohne Gegenleistung abgetreten werden. Ich spreche hier nicht einmal von reiner Verschwendung, wie es der Bau der Pyramiden war, aber die Möglichkeit fortgesetzten Wachstums ist heute dem Verschwenken untergeordnet: die industrielle Entwicklung der gesamten Welt verlangt von den Amerikanern die klare Erkenntnis, daß eine Wirtschaft wie die ihre einen Spielraum für nicht profitbringende Operationen braucht. Ein riesiges Industrienetz kann nicht in der gleichen Weise gehandhabt werden, wie man ein Rad wechselt. Es ist der Ausdruck eines kosmischen Energiezyklus, von dem es abhängt, den es nicht eindämmen und dessen Gesetze vor allem es nicht ungestraft außer acht lassen kann. Weh dem, der darauf beharrt, einer Bewegung, die ihn überschreitet, Herr werden zu können mit den engstirnigen Vorstellungen des Mechanikers, der ein Rad wechselt.

⁶ Der Gesamtkomplex der aufgeworfenen Probleme kann natürlich im Rahmen einer ersten theoretischen und historischen Abhandlung nicht erörtert werden.

II. Gesetze der allgemeinen Ökonomie

I. DER ÜBERFLUSS DER BIOCHEMISCHEN ENERGIE UND DAS WACHSTUM

Daß ein Organismus grundsätzlich über mehr Energiereserven verfügt, als zu den Operationen der Lebenserhaltung (funktionelle Vorgänge und, beim Tier, unentbehrliche Muskelbetätigungen, Nahrungssuche) notwendig sind, läßt sich an Funktionen wie dem Wachstum und der Fortpflanzung ablesen. Weder Wachstum noch Fortpflanzung wären möglich, wenn Pflanze oder Tier nicht normalerweise über einen Energieüberschuß verfügten. Nach dem Gesetz der lebenden Materie erzeugen die chemischen Vorgänge des Lebens, die eine Verausgabung von Energie erfordern, selbst wieder Gewinn und Überschuß.

Betrachten wir einmal, etwas vereinfacht, ein Haustier, ein Kalb, und lassen wir zunächst die verschiedenen Beiträge tierischer oder menschlicher Energie beiseite, die zum Erzeugen seiner Nahrung erforderlich sind. (Jeder Organismus hängt ja vom Beitrag der anderen ab: wenn dieser Beitrag für ihn günstig ist, gewinnt er aus ihm die notwendige Energie, doch ohne ihn, wäre er schnell zum Tode verurteilt.) Die funktionelle Tätigkeit macht sich einen Teil der vorhandenen Energie zunutze, aber das Tier verfügt über einen Überschuß, der sein Wachstum ermöglicht. Unter normalen Umständen wird ein Teil dieses Überschusses im Hinundherrennen verbraucht, aber wenn es dem Viehzüchter gelingt, das Kalb zur Ruhe zu zwingen, wird sein Umfang davon profitieren: was an Energie gespart wurde, findet sich als Fett wieder. Wenn das Kalb nicht geschlachtet wird, dann kommt eines Tages der Moment, wo das jetzt verlangsamte Wachstum nicht mehr den gesamten, vermehrten Überschuß an Energie aufzehren kann: dann hat es die Geschlechtsreife erreicht; seine überschüssigen Kräfte sind jetzt hauptsächlich für das Toben des Bullen im Fall des männlichen Tiers und die Trächtigkeit und Milcherzeugung im Fall des weiblichen Tiers da. Die Fortpflanzung ist also gewissermaßen der Übergang vom individuellen Wachstum zum Wachstum der Gruppe. Wird das männliche Tier kastriert, so nimmt sein individueller Umfang eine Zeitlang noch einmal zu, und man kann ihm beträchtliche Arbeitsleistungen abgewinnen.

In der Natur gibt es jedoch weder eine künstliche Mästung des Neugeborenen noch eine Kastration. Das Beispiel eines Haustiers war also besonders günstig, aber die Entwicklung des Tierverhaltens ist grundsätzlich überall die gleiche. Die überschüssige Energie dient immer dem Wachstum oder dem Toben der Einzelwesen. Kalb und Kuh, Bulle und Ochse bieten nur eine klarere und vertrautere Illustration dieses allgemeinen Vorgangs.

Die Pflanzen weisen den gleichen Überschuß auf, aber wesentlich deutlicher. Sie sind ganz Wachstum und Fortpflanzung (die zu ihrer funktionellen Tätigkeit erforderliche Energie ist sehr gering). Aber diese unbegrenzte Üppigkeit muß in Beziehung gesetzt werden zu den Bedingungen, die sie ermöglichen — und die sie begrenzen.

2. DIE GRENZE DES WACHSTUMS

Ich spreche kurz von den allgemeinen Bedingungen des Lebens und betone nur ein Faktum von entscheidender Bedeutung: die Sonnenenergie ist der Ursprung seiner üppigen Entwicklung. Quelle und Wesen unseres Reichtums sind in der Sonnenstrahlung gegeben, die die Energie — den Reichtum — ohne Gegenleistung spendet. Die Sonne gibt, ohne je etwas dafür zu bekommen: die Menschen spürten das, lange bevor die Astrophysik diese ständige Freigebigkeit ermessen konnte; sie sahen, wie sie die Ernten reifen ließ, und verbanden ihren Glanz mit der Geste dessen, der gibt, ohne etwas dafür zu bekommen. Bei dieser Gelegenheit muß auf einen doppelten Ursprung der moralischen Urteile hingewiesen werden. Früher wurde dem unproduktiven Ruhm Wert beigemessen, während man ihn heute auf das Ausmaß der Produktion bezieht: die Aneignung von Energie wird ihrer Verausgabung vorgezogen. Selbst der Ruhm wird mit den Folgen einer Ruhmestat in der Sphäre des Nutzens gerechtfertigt. Aber wenn auch vernebelt durch das praktische Denken — und die christliche Moral —, ist das archaische Moment doch noch lebendig: es findet sich besonders im romantischen Protest gegen die bürgerliche Welt; vollständig verliert es sein Recht nur in den klassischen Auffassungen der Ökonomie.

Die Sonnenstrahlung verursacht den Überfluß der Energie auf dem Erdball. Aber zunächst empfängt die lebende Mate-

rie diese Energie und akkumuliert sie in den durch den Raum gesetzten Grenzen. Sie strahlt sie zurück oder verschwendet sie, aber bevor sie einen nennenswerten Teil an das Zurückstrahlen abgibt, nutzt sie sie maximal zum Wachstum aus. Nur durch die Unmöglichkeit, das Wachstum fortzusetzen, gewinnt schließlich die Verschwendung den Vorrang. Der eigentliche Überschuß beginnt also immer erst dann, wenn das Wachstum des Individuums oder der Gruppe auf Grenzen stößt.

Die unmittelbare Schranke für jedes Individuum, jede Gruppe ist durch die anderen Individuen, die anderen Gruppen gegeben. Aber die irdische Sphäre (genauer die Biosphäre, ⁷d. h. der Raum, in dem Leben möglich ist) ist die einzige tatsächliche Begrenzung. Das Individuum oder die Gruppe kann zwar durch das andere Individuum, die andere Gruppe eingeschränkt werden. Aber das Gesamtvolumen der lebendigen Natur wird dadurch nicht verändert. Letztlich ist es also die Ausdehnung des irdischen Lebensraums, die das Gesamtwachstum begrenzt.

3. DER DRUCK DES LEBENS

Die Erdoberfläche wird, soweit es möglich ist, vom Leben eingenommen. Die Vielfalt der Lebensformen entspricht insgesamt den vorhandenen Energiequellen, so daß letztlich nur der Raum die Grenze für das Leben ist. Bestimmte benachteiligte Regionen, in denen die chemischen Vorgänge, die es hervorrufen, sich nicht vollziehen können, sind dabei so zu behandeln, als gäbe es sie nicht. Unter der Voraussetzung eines konstanten Verhältnisses zwischen dem Volumen der lebenden Masse und den lokalen, klimatischen und geologischen Gegebenheiten nimmt das Leben den gesamten verfügbaren Raum ein. Diese lokalen Gegebenheiten bestimmen die Intensität des Drucks, den das Leben nach allen Richtungen hin ausübt. Das heißt, wenn der vorhandene Lebensraum auf irgendeine Weise erweitert wird, so wird er sofort ebenso vom Leben eingenommen wie der benachbarte Raum. Das geschieht auch jedes Mal, wenn an irgendeinem Ort der Erde, durch einen Waldbrand, einen Vulkanausbruch

⁷ Siehe W. Vernadsky: »La Biosphère«, 1929. In diesem Buch sind einige der folgenden Betrachtungen angedeutet, wenn auch unter einem anderen Gesichtspunkt.

oder durch Menschenhand, Leben zerstört wird. Das deutlichste Beispiel ist eine von einem Gärtner angelegte und freigehaltene Allee: sobald sie aufgegeben wird, wird der Druck des umliegenden Lebens sie sofort wieder mit Gras und Büschen überziehen, in denen es dann auch rasch von tierischem Leben wimmelt.

Wird die Allee jedoch asphaltiert, so ist sie für lange Zeit diesem Druck entzogen. Das heißt, das Volumen des Lebens, das möglich ist, wenn sie nicht asphaltiert, sondern aufgegeben wird, wird nicht realisiert, und die diesem Volumen entsprechende Energie geht verloren, wird in irgendeiner Weise verschwendet. Dieser Druck kann jedoch nicht mit dem Druck in einem geschlossenen Wasserkessel verglichen werden. Wenn der Lebensraum ganz eingenommen ist und es nirgends ein Ventil gibt, so kommt es hier dennoch zu keiner Explosion. Aber der Druck ist da, das Leben erstickt sozusagen in seinen zu engen Grenzen, es strebt auf vielfältige Weise zu unmöglichem Wachstum, es setzt für mögliche große Verschwendungen ständig überschüssige Energien frei. Ist die Grenze des Wachstums einmal erreicht, verhält sich das Leben zwar nicht wie Wasser in einem Wasserkessel, aber es gerät doch in Wallung: ohne zu explodieren, verströmt sich seine Überfülle in einer Bewegung, die sich immer an der Grenze zur Explosion befindet.

Die Folgen dieser Situation werden von uns kaum in Rechnung gestellt. Wir kalkulieren unsere Interessen, aber diese Situation entwapfnet uns, weil schon das Wort »Interesse« im Widerspruch steht zu der Begierde, die hier im Spiel ist. Sobald wir vernünftig handeln wollen, müssen wir auf den Nutzen unserer Handlungen aus sein. Nutzen aber heißt Vorteil, Bestandserhaltung oder Wachstum. Nun läßt sich zwar die Überfülle für ein Wachstum nutzbar machen. Aber das ist jetzt nicht das Problem. Wenn nämlich kein Wachstum mehr möglich ist, was machen wir dann mit der verbleibenden überschäumenden Energie? Sie verlieren heißt ja nicht, sie nutzbar machen. Dennoch geht es hier um einen Aderlaß, um reinen Verlust, zu dem es in jedem Fall kommt. Der Überschuß an Energie, der nicht mehr dem Wachstum dienen kann, ist von vornherein verloren. Dieser unvermeidliche Verlust kann aber auf keinen Fall als nützlich gelten. Es handelt sich nur noch um den gefälligen Verlust, der einem ungefälligen vorzuziehen ist: es handelt sich um Gefallen, nicht mehr um Nutzen. Die Folgen davon sind allerdings ent-

scheidend.

4. DIE ERSTE WIRKUNG DES DRUCKS: DIE AUSDEHNUNG

Es ist schwierig, den so ausgeübten Druck genau zu bestimmen und darzustellen. Er ist zugleich komplex und ungreifbar, aber seine Wirkungen lassen sich beschreiben. Ein Bild drängt sich auf, zu dem wir jedoch gleich sagen müssen, daß es zwar ein Bild der Folgen ist, aber keine konkrete Vorstellung von der Ursache vermittelt.

Man denke sich eine riesige Menge, die in einer zu kleinen Arena einem Stierkampf beiwohnen will. Die Menge wünscht nichts sehnlicher, als in die Arena hineinzukommen, aber sie geht nicht ganz hinein. Viele müssen draußen bleiben. Ebenso können die Lebensmöglichkeiten nicht unbegrenzt verwirklicht werden, sie sind durch den Raum eingeschränkt, wie der Zutritt der Menge durch die Anzahl der Plätze in der Arena.

Eine erste Wirkung des Druckes wird es sein, daß die Zahl der Plätze in der Arena erhöht wird.

Wenn der Ordnungsdienst in der Arena gut ist, wird diese Anzahl jedoch gerade begrenzt. Aber draußen kann es Bäume und Laternen geben, von deren Höhe aus das Kampffeld sichtbar ist. Wenn es nicht verboten ist, werden Leute auf diese Bäume und Laternen klettern. Ebenso bietet die Erde dem Leben zunächst den Raum der Gewässer und des Erdbodens. Aber bald bemächtigt sich das Leben des Luftraums. Es kam zunächst darauf an, die Oberfläche der grünen Substanz der Pflanzen zu vergrößern, die die einstrahlende Sonnenenergie absorbiert. Das Sichüberlagern des Blattwerks in den Luftraum hinein erweitert das Volumen dieser Substanz erheblich. Besonders die Struktur der Bäume entwickelt diese Möglichkeit bedeutend über die Reichweite der Gräser hinaus. Nach dem Blütenstaub nehmen dann die geflügelten Insekten und die Vögel die Lüfte ein.

5. DIE ZWEITE WIRKUNG DES DRUCKS: DIE VERSCHWENDUNG ODER DER LUXUS

Aber der Mangel an Platz kann auch eine andere Wirkung haben: am Eingang der Arena kann es zu einer Schlägerei

kommen. Wenn es dabei Tote gibt, wird die Überzahl der Individuen gegenüber der Anzahl der Plätze sich verringern. Diese Wirkung geht in eine Richtung, die der ersten entgegengesetzt ist. Bald führt der Druck zur Erschließung neuen Raumes, bald zur Vernichtung überschüssiger Möglichkeiten im verfügbaren Raum. Diese zweite Wirkung kommt in der Natur in den verschiedensten Formen vor.

Die auffallendste ist der Tod. Der Tod ist bekanntlich nicht notwendig. Die einfachsten Formen des Lebens sind unsterblich. Die Geburt eines Lebewesens, das sich durch Zellteilung fortpflanzt, verliert sich im Dunkel der Zeit. Man kann dabei nicht von Eltern sprechen. Nehmen wir a' und a « als Ergebnis der Verdoppelung von a an, so hat a beim Auftreten von a' nicht aufgehört zu existieren; a' ist immer noch a (und das gilt ebenso für a «). Aber nehmen wir zu Beginn des Lebens ein einziges dieser unendlich kleinen Lebewesen an (nur zum Zweck einer theoretischen Demonstration), so hätte dieses die Erde nicht weniger schnell mit seiner Art bevölkert. Nach kurzer Zeit wäre die Fortpflanzung mangels Platz unmöglich geworden, und die von ihr sonst verbrauchte Energie hätte sich verflüchtigt, z. B. in Form von Wärme. Genau das ist übrigens bei einem jener Mikroorganismen der Fall, bei der Wasserlinse, die ein Bassin mit einer grünen Schicht bedeckt und sich dann nicht weiter fortpflanzt. Für die Wasserlinse ist der Lebensraum mit den sehr engen Grenzen eines Bassins gegeben. Aber die Stagnation der Wasserlinse ist nicht im Maßstab der ganzen Erde denkbar, wo es in jeder Weise am notwendigen Gleichgewicht mangelt. Man kann (theoretisch) annehmen, daß ein überall gleicher Druck auf einen Ruhezustand hinausläuft, indem ein allgemeiner Wärmeverlust an die Stelle des Wachstums tritt. Der tatsächliche Druck hat jedoch andere Ergebnisse: er bringt ungleiche Organismen in einen Konkurrenzkampf, und wenn wir schon nicht sagen können, wie die Arten in diesen Tanz eintreten, so können wir doch sagen, was dieser Tanz ist.

Von äußeren Einwirkungen auf das Leben (klimatischen oder vulkanischen Erscheinungen) abgesehen, macht die Ungleichheit des Drucks in der lebenden Materie ständig den Platz für das Wachstum frei, den der Tod hinterläßt. Das ist kein neuer Lebensraum, und wenn man das Leben in seiner Gesamtheit betrachtet, so gibt es eigentlich kein Wachstum, sondern nur eine Erhaltung des Gesamtvolumens. Das mögliche Wachstum reduziert sich also auf eine Kompensation

vollzogener Zerstörungen.

Ich insistiere auf der Tatsache, daß es, allgemein gesehen, kein Wachstum gibt, sondern nur eine luxuriöse Energieverschwendung in vielfältiger Form! Die Geschichte des Lebens auf der Erde ist vor allem die Wirkung eines wahnwitzigen Überschwangs: das beherrschende Ereignis ist die Entwicklung des Luxus, die Erzeugung immer kostspieligerer Lebensformen.

6. DIE DREI ARTEN DES LUXUS IN DER NATUR: DAS GEGENSEITIGE SICHAUFFRESSEN, DER TOD UND DIE GESCHLECHTLICHE FORTPFLANZUNG

Daß die verschiedenen Arten sich gegenseitig auffressen, ist die einfachste Form des Luxus. Die vom deutschen Heer einer Blockade ausgesetzten Bevölkerungsgruppen haben, dank des Hungers, eine vulgäre Kenntnis von dem kostspieligen Charakter dieser indirekten Entwicklung der lebenden Materie erhalten. Beim Anbau von Kartoffeln und Getreide ist der Ertrag von einem Stück Land an konsumierbaren Kalorien sehr viel größer als der Ertrag von dem gleichen Stück Land an Milch und Fleisch bei der Viehhaltung. Die am wenigsten kostspielige Lebensform ist die eines grünen Mikroorganismus (der mit Hilfe des Chlorophylls die Sonnenenergie absorbiert), und ganz allgemein ist die Vegetation weniger kostspielig als das tierische Leben. Die Vegetation nimmt rasch den vorhandenen Raum ein. Die Tiere veranstalten in ihm Hekatomben und erweitern auf diese Weise die Lebensmöglichkeiten, auch wenn sie selbst sich langsamer entwickeln. In dieser Hinsicht stehen die Raubtiere an der Spitze. Ihre ständige Plünderung von Plünderern stellt eine ungeheure Verschwendung von Energie dar. William Blake fragte den Tiger: In what distant deeps or skies / Burnt the fire of thine eyes? Was ihn derart beeindruckte, war die bis zum Äußersten gehende grausame Anspannung, die Fähigkeit intensiver Verzehrung des Lebens. In der allgemeinen Glut des Lebens stellt der Tiger einen Grad höchster Erhitzung dar. Und diese Hitze hat sich in der Tat entzündet in der fernsten Tiefe des Himmels, in der Selbstverzehrung der Sonne.

Das gegenseitige Sichauffressen bringt den Tod, aber in akzidenteller Form. Von allen denkbaren Luxusarten ist der Tod in

seiner Fatalität und Unerbittlichkeit gewiß die kostspieligste. Schon die Zerbrechlichkeit des Tierkörpers, seine Kompliziertheit machen seinen luxuriösen Charakter deutlich, aber diese Zerbrechlichkeit und dieser Luxus kulminieren im Tod. Wie der Baum mit seinem Gezweige die übereinandergelagerten Schichten des Blattwerks räumlich zum Licht erhebt, so verteilt der Tod den Wechsel der Generationen in der Zeit. Ständig schafft er den Neugeborenen Platz, und zu Unrecht verfluchen wir den, ohne den wir nicht wären.

Wenn wir den Tod verfluchen, haben wir in Wirklichkeit nur Angst vor uns selbst: es ist unser Wille, dessen Unerbittlichkeit uns erzittern läßt. Wir belügen uns selbst, wenn wir glauben, wir entgingen der Bewegung luxuriösen Überschwangs, dessen ausgeprägteste Form wir doch selber sind. Vielleicht belügen wir uns zunächst auch nur, um dann die Unerbittlichkeit dieses Willens um so besser zu spüren, indem wir ihn zur äußersten Strenge des Bewußtseins erheben.

Und den Luxus des Todes betrachten wir ebenso wie den Luxus der Sexualität, nämlich erst als eine Negation unserer selbst und dann, in einer plötzlichen Umkehrung, als die eigentliche Wahrheit der Bewegung, die sich durch das Leben manifestiert.

Unter den gegenwärtigen Bedingungen ist, unabhängig von unserem Bewußtsein, die geschlechtliche Fortpflanzung mit dem gegenseitigen Sichauffressen und dem Tod einer der großen luxuriösen Umwege, die die intensive Verzehrerung der Energie sichern. Zunächst steigert sie, was in der Zellteilung schon angelegt war: die Spaltung, durch die das Einzelwesen für sich selbst auf Wachstum verzichtet und dieses durch Vermehrung der Einzelwesen auf die Überindividualität des Lebens überträgt. Von Anfang an unterscheidet sich nämlich die Sexualität vom habgierigen Wachstum: obwohl sie von der Gattung her gesehen ebenfalls als Wachstum erscheint, so ist sie doch ihrem Wesen nach ein Luxus der Einzelwesen. Das ist noch ausgeprägter bei der geschlechtlichen Fortpflanzung, bei der die erzeugten Einzelwesen klar getrennt sind von denen, die sie erzeugen und ihnen das Leben schenken, so wie man anderen etwas schenkt. Obwohl also die Fortpflanzung der höherentwickelten Tiere später für die Zeit der Nahrung zum Prinzip des Wachstums zurückkehrt, so vertieft sie doch den Abstand, der sie von der ursprünglichen Neigung des Einzelwesens trennt, durch Fressen Umfang und Kräfte zu vergrößern, weil sie für das

Tier Anlaß einer plötzlichen und frenetischen Verschwendung von Energiereserven ist, die in einem Augenblick auf den äußersten Gipfel des Möglichen getrieben wird (in der Zeit, was der Tiger im Raum ist). Diese Verschwendung geht weit über das hinaus, was für das Wachstum der Gattung ausreichen würde. Sie scheint die größte augenblickliche Verschwendung zu sein, zu der das Einzelwesen die Kraft hat. Beim Menschen ist sie von allen möglichen Formen des Ruins begleitet, verlangt eine Hekatombe von Gütern — dem Sinne nach die der Körper — und fällt schließlich mit dem unvernünftigen Luxus und Exzeß des Todes zusammen.

7. DIE AUSDEHNUNG DURCH ARBEIT UND TECHNIK UND DER LUXUS DES MENSCHEN

Diese allgemeine Bewegung des Lebens bestimmt grundlegend auch die menschliche Aktivität. In einer Hinsicht, im Sinn der Ausdehnung, eröffnet sie dem Leben eine erweiterte Möglichkeit, einen neuen Raum (wie es die Äste des Baumes oder die Flügel des Vogels tun). Es handelt sich aber nicht im eigentlichen Sinn um einen vom Leben noch nicht eingenommenen Raum, den Arbeit und Technik der vermehrten Fortpflanzung des Menschen eröffnen. Sondern die menschliche Aktivität vermehrt durch Veränderung der Welt die lebende Materie um an sie angeschlossene Apparaturen, bestehend aus einer riesigen Menge inerter Materie, die die vorhandenen Energiequellen erheblich vergrößern. Der Mensch hatte von Anfang an die Fähigkeit, einen Teil der vorhandenen Energie nicht zum biologischen, sondern technischen Wachstum seines Energiereichtums zu verwenden. Die Technik hat es ermöglicht, die elementare Bewegung des Wachstums, die das Leben in den Grenzen des Möglichen vollzieht, zu erweitern und neu in Gang zu setzen. Sicher ist das eine Entwicklung, die weder kontinuierlich noch unendlich ist. Bald hat die Stagnation der Technik ein Stehenbleiben der Entwicklung zur Folge, bald führt die Erfindung neuer Techniken zu einer sprunghaften Entwicklung. Das Anwachsen der Energiequellen kann selbst die Grundlage für ein erneutes biologisches (demographisches) Wachstum sein. Die Geschichte Europas im 19. Jahrhundert ist die beste (und bekannteste) Illustration für solche ausgedehnte Wucherungen lebender Materie über dem Knochengüst der

technischen Ausrüstung: das Anwachsen der Bevölkerung infolge des industriellen Aufschwungs.

Das quantitative Verhältnis zwischen Bevölkerung und technischer Ausrüstung ist allerdings — wie die ökonomische Entwicklung ganz allgemein — so zahlreichen Überlagerungen unterworfen, daß es immer mißlich ist, seine genauen Modalitäten bestimmen zu wollen. Jedenfalls kann ich keine detaillierten Analysen anstellen in einem Abriß, der nur die Hauptlinien der umfassenden Bewegung aufzeigen soll, die die Erde beherrscht. Aber die neuerliche Verlangsamung des demographischen Wachstums zeigt schon von selbst die Komplexität der Auswirkungen. Das Wiedereingangbringen der Entwicklung, das durch menschliche Aktivität zustande kommt, durch neue Techniken möglich wird, hat nämlich immer einen doppelten Effekt: in der ersten Phase absorbiert es einen beträchtlichen Teil der überschüssigen Energie, aber in der zweiten Phase erzeugt es selbst einen wachsenden Energieüberschuß. Dieser Überschuß erschwert dann das Wachstum wieder, denn dieses ist nicht mehr in der Lage, ihn ganz zu verbrauchen. Das Interesse an der Erweiterung wird also an einem bestimmten Punkt von dem entgegengesetzten Interesse des Luxus neutralisiert: das erste wirkt dann zwar weiter, aber auf eine trügerische, ungewisse, häufig kraftlose Art. Der Fall der demographischen Kurve ist vielleicht das erste Indiz dafür, daß die Entwicklung ein entgegengesetztes Vorzeichen bekommen hat: an erster Stelle geht es jetzt nicht mehr um die Entwicklung der Produktivkräfte, sondern um die luxuriöse Verausgabung ihrer Produkte.

An diesem Punkt bereiten sich riesige Vergeudungen vor: Nach einem Jahrhundert der Bevölkerungszunahme und des industriellen Friedens wurden, als die provisorische Grenze der Entwicklung erreicht war, durch die zwei Weltkriege die größten Verschwendungsorgien an Reichtümern — und Menschenleben — inszeniert, die die Geschichte je gekannt hat. Dennoch folgt auf diese Orgien eine spürbare Erhöhung des allgemeinen Lebensstandards: die Masse der Bevölkerung kommt in den Genuß immer zahlreicherer unproduktiver Dienstleistungen, die Arbeitszeit ist verkürzt und die Löhne sind durchschnittlich gestiegen.

Das Auftreten des Menschen auf dem Planeten ist nur auf indirekte, abgeleitete Weise eine Antwort auf das Problem des Wachstums. Durch Arbeit und Technik hat er zwar die Erweiterung des Wachstums über die vorgefundenen Grenzen hin-

weg ermöglicht. Aber so wie der Pflanzenfresser gegenüber der Pflanze, der Fleischfresser gegenüber dem Pflanzenfresser ein Luxus ist, hat der Mensch von allen Lebewesen die größte Fähigkeit, intensiv und luxuriös den Energieüberschuß zu verzehren, den der Druck des Lebens, seinem solaren Ursprung entsprechend, den Flammen überliefert.

8. DER VERFEMTE TEIL

Diese Wahrheit ist derart paradox, daß sie genau das Gegenteil von dem ist, was allgemein angenommen wird.

Die Paradoxie wird noch dadurch verstärkt, daß auf dem Kulminationspunkt des Überschwangs dessen Bedeutung in jeder Weise verborgen ist. Unter den gegenwärtigen Bedingungen ist alles dazu angetan, die grundlegende Tendenz zu verschleiern, die darauf abzielt, dem Reichtum seine eigentliche Funktion, das Schenken, die Vergeudung ohne Gegenleistung, wiederzugeben. Einerseits kennzeichnet der mechanisierte Krieg mit seinen Verheerungen diese Tendenz als fremd, ja feindlich, gegenüber dem menschlichen Willen. Andererseits wird die Hebung des Lebensstandards keineswegs als Erfordernis des Luxus dargestellt. Die Bewegung, die sie fordert, ist vielmehr ein Protest gegen den Luxus der großen Vermögen, so daß diese Forderung im Namen der Gerechtigkeit erhoben wird. Wir haben natürlich nichts gegen Gerechtigkeit, dennoch halten wir es für legitim, darauf hinzuweisen, daß dieses Wort hier die grundlegende Wahrheit ihres Gegenteils verdeckt, nämlich der Freiheit. Unter der Maske der Gerechtigkeit nimmt die allgemeine Freiheit allerdings das öde und graue Aussehen der den Notwendigkeiten unterworfenen Existenz an: es ist eher eine Reduktion ihrer Grenzen auf das rechte Maß, nicht die gefährliche Entfesselung — eine Bedeutung, die der Begriff verloren hat. Es ist ein Schutz gegen das Risiko der Knechtschaft, nicht die Entschlossenheit, die Risiken einzugehen, ohne die es keine Freiheit gibt.

Das Gefühl einer Verfemung ist an diese doppelte Abwandlung der Bewegung gebunden, die die Verzehrung der Reichtümer von uns verlangt: Ächtung des Krieges in der skandalösen Form, die er annimmt, Ächtung der luxuriösen Verschwendung, deren traditionelle Form fortan Ungerechtigkeit bedeutet. In dem Augenblick, wo der Überschuß an

Reichtümern größer ist als je zuvor, nimmt er in unseren Augen endgültig die Bedeutung an, die er in gewisser Hinsicht schon immer hatte, die Bedeutung des verfemten Teils.

9. DER GEGENSATZ ZWISCHEN DEM ALLGEMEINEN UND DEM PARTIKULAREN GESICHTSPUNKT

Die Tatsache, daß wir Angst haben und uns abwenden von einer Verschwendungstendenz, die uns beherrscht, ja, die uns ausmacht, ist natürlich nicht überraschend. Die Folgen davon sind von jeher beängstigend. Die Gestalt des Tigers offenbart die Wahrheit des Fressens und Gefressenwerdens. Der Tod ist unser Schrecken geworden, und obwohl die Tatsache, ein Fleischfresser zu sein und dem Tod die Stirn bieten zu können, dem Anspruch auf Männlichkeit entspricht (aber das ist eine ganz andere Sache!), ist die Sexualität an den Skandal des Todes und des gefressenen Fleisches gebunden.⁸

Aber diese Atmosphäre der Verfemung setzt Angst voraus, und Angst bedeutet Abwesenheit (oder Minderung) der Anspannung, die vom Überschwang des Lebens herrührt. Angst kommt auf, wenn der Geängstigte nicht selbst vom Gefühl eines Überschwangs ergriffen ist. Genau das zeigt den isolierten, individuellen Charakter der Angst an. Angst kann nur von einem persönlichen, partikularen Gesichtspunkt aus entstehen, der dem allgemeinen Gesichtspunkt vom Überschwang der lebenden Materie insgesamt radikal entgegengesetzt ist. Für den, der vor Leben überströmt, und für das Leben überhaupt, das wesensmäßig Überströmen ist, hat Angst keinen Sinn.

Die gegenwärtige historische Situation ist nun dadurch gekennzeichnet, daß die Beurteilung der allgemeinen Situation von einem partikularen Gesichtspunkt aus geschieht. Das partikulare Dasein läuft immer Gefahr, unter Mangel an Energiequellen zu leiden und unterzugehen. Dem steht das allgemeine Dasein gegenüber, dessen Energiequellen immer überschüssig sind und für das der Tod keinen Sinn hat. Vom partikularen Gesichtspunkt aus stellen sich die Probleme in erster Linie durch den Mangel an Energiequellen;

⁸ Diese Assoziation ist offensichtlich in dem Ausdruck »Fleischessünde« impliziert.

vom allgemeinen Gesichtspunkt aus stellen sie sich in erster Linie durch deren Überschuß. Natürlich ist das Problem des Elends damit nicht aus der Welt geschafft, und die allgemeine Ökonomie muß sich ebenso, wann immer es möglich ist und zuerst, mit der Entwicklung des Wachstums beschäftigen. Aber ob Elend oder Wachstum, bei beiden berücksichtigt sie die Grenzen, auf die beide unweigerlich stoßen werden, und den beherrschenden (entscheidenden) Charakter der Probleme, die sich aus dem Vorhandensein von Überschüssen ergeben.

Das Problem des Elends in Indien, zum Beispiel, darf zunächst nicht von dem demographischen Wachstum in diesem Land getrennt werden und von der Rückständigkeit seiner Industrialisierung. Die Möglichkeiten industriellen Wachstums in Indien dürfen wiederum nicht von den Energieüberschüssen der Vereinigten Staaten getrennt werden. Aus dieser Situation ergibt sich ein typisches Problem der allgemeinen Ökonomie: Auf der einen Seite tritt die Notwendigkeit des Ausschwitzens zutage, auf der anderen die des Wachstums. Die gegenwärtige Welt wird bestimmt von der Ungleichheit des (quantitativen oder qualitativen) Druckes, der vom menschlichen Leben ausgeht. Die allgemeine Ökonomie legt heute eine Überführung amerikanischen Reichtums nach Indien ohne Gegenleistung nahe. Sie zieht dabei die Gefahr in Betracht, die der weltweit spürbare Druck — und die von ihm verursachten Gleichgewichtsstörungen — der indischen Verhältnisse für Amerika bedeutet.

Diese Erwägungen stellen notwendig das Problem des Krieges in den Mittelpunkt, das man nur dann klar erkennt, wenn man von der Tatsache eines allgemeinen Brodelns ausgeht. Der einzige Ausweg liegt in der Erhöhung des Weltlebensstandards — die unter den gegenwärtigen moralischen Umständen allein in der Lage ist, den amerikanischen Überschuß zu absorbieren, den Druck unterhalb der Gefahrengrenze zu halten.

Diese theoretische Konzeption unterscheidet sich wenig von den empirischen Ansichten, die jüngst über diesen Gegenstand bekannt geworden sind, sie ist jedoch radikaler, und es ist interessant, darauf hinzuweisen, daß diese Ansichten jener früher entwickelten Konzeption entsprachen. Diese gegenseitige Bestätigung gibt beiden, so scheint mir, mehr Kraft.

10. DIE LÖSUNGEN DER ALLGEMEINEN ÖKONOMIE UND DAS SELBSTBEWUSSTSEIN

Aber wir müssen sofort hinzufügen: So begründet die Lösungen auch sind, ihre Anwendung in der erforderlichen Größenordnung ist so schwierig, daß ein solches Unternehmen von vornherein als wenig ermutigend erscheint. Theoretisch ist die Lösung gefunden, und auch ihre Notwendigkeit ist denen, von denen die Entscheidung abzuhängen scheint, durchaus nicht völlig unbekannt. Genaugenommen jedoch bestimmt die allgemeine Ökonomie zuerst die Explosivität dieser Welt, die sich gegenwärtig auf dem Punkt höchster Spannung befindet. Ein Fluch lastet offensichtlich auf dem menschlichen Leben, insofern es nicht die Kraft hat, eine schwindelerregende Bewegung einzudämmen.

Wir müssen ohne Umschweife aussprechen, daß es prinzipiell vom Menschen, und nur vom Menschen, abhängt, ob dieser Fluch aufgehoben wird. Aber er kann nicht aufgehoben werden, wenn die Bewegung, die ihn begründet, uns nicht ganz klar bewußt wird. In dieser Hinsicht scheint ziemlich enttäuschend, daß man als Mittel gegen die drohende Katastrophe nur die »Hebung des Lebensstandards« anzubieten hat. Dieser Notbehelf rührt, wie schon gesagt, daher, daß man die Notwendigkeit, der er zu entsprechen sucht, nicht in ihrer Wahrheit sehen will.

Betrachtet man aber gleichzeitig die Schwäche und die Stärke dieser Lösung, die wegen ihrer Zweideutigkeit als einzige weitgehend akzeptiert werden wird, so wird deutlich, daß sie um so mehr das Bewußtsein anregt und auffordert, sich um eine Klärung zu bemühen, als sie sich offensichtlich davon entfernt. So ist die Flucht vor der Wahrheit durch ein Gegenstück die Garantie für die Erkenntnis der Wahrheit. Der heutige Mensch würde sich jedenfalls allen Lösungen verweigern, die, wenn nicht negativ, emphatisch und willkürlich wären; er verläßt sich vielmehr auf jene exemplarische Strenge des Bewußtseins, die allein das menschliche Leben allmählich zum Maß seiner Wahrheit bringen kann. Der Entwurf einer allgemeinen Ökonomie verlangt sicher den Eingriff in die öffentlichen Angelegenheiten. Aber zuallererst zielt dieser Entwurf auf das Bewußtsein ab, entwickelt er das Selbstbewußtsein, zu dem der Mensch schließlich in der klaren Erkenntnis der Folge seiner historischen Formen gelangt.

Alois, Riegl. Der moderne Denkmalkultus: Sein Wesen und seine Entstehung. W. Braumüller, 1903. S.22 - 45.

2. Das Verhältnis der Erinnerungswerte zum Denkmalkultus

Wir haben an den Denkmalen drei verschiedene Erinnerungswerte kennen gelernt und haben nun zu untersuchen, welche Anforderungen an den Denkmalkultus sich aus der Beschaffenheit jedes einzelnen dieser Werte ergeben. Hierauf werden die übrigen Werte zu betrachten sein, die ein Denkmal dem modernen Menschen darbieten kann; sie lassen sich in ihrer Gesamtheit den Vergangenhheitsader Erinnerungswerten als Gegenwartswerte gegenüberstellen.

Bei der Erörterung der Erinnerungswerte ist der Ausgang natürlich vom Alterswerte zu nehmen, nicht allein weil er der modernste ist und die Zukunft für sich in Anspruch nimmt, sondern namentlich weil er relativ die größte Zahl von Denkmalen aufweist.

a. Der Alterswert

Der Alterswert eines Denkmals verrät sich auf den ersten Blick durch dessen unmodernes Aussehen. Und zwar beruht dieses un- moderne Aussehen nicht so sehr auf der unmodernen Stilform, denn diese ließe sich ja auch imitieren, und ihre richtige Erkenntnis und Beurteilung wäre fast ausschließlich dem verhältnismäßig engen Kreise gelernter Kunsthistoriker vorbehalten, während der Alterswert den Anspruch erhebt, auf die großen Massen zu wirken. Der Gegensatz zur Gegenwart, auf dem der Alterswert beruht, verrät sich vielmehr in einer Unvollkommenheit, einem Mangel an Geschlossenheit, einer Tendenz auf Auflösung der Form und Farbe, welche Eigenschaften denjenigen moderner, das heißt neuentstandener Gebilde schlankweg entgegengesetzt sind.

Alle bildende Tätigkeit der Menschen ist nichts anderes, als das Zusammenfassen einer Anzahl in der Natur verstreuter oder formlos in der Allgemeinheit der Natur aufgehender

Elemente zu einem geschlossenen, durch Form und Farbe begrenzten Ganzen. In diesem Schaffen verfährt der Mensch genau wie die Natur selbst: beide produzieren begrenzte Individuen. Diesen Geschlossenheitscharakter verlangen wir noch heute unbedingt von jedem modernen Werke. Die Kunstgeschichte lehrt zwar, daß die Entwicklung des menschlichen Kunstwillens zunehmend auf eine Verbindung des einzelnen Kunstwerkes mit seiner Umgebung gerichtet ist, und unsere Zeit erweist sich darin naturgemäß am vorgeschrittensten; aber trotz unserer kapriziösen Cottages, trotz Bildern wie etwa Michetti's Tochter des Jorio, wo einer sonst zur Gänze sichtbaren Figur inmitten des Bildes just der Kopf vom Rahmen weggeschnitten ist, bleibt die isolierende Zusammenfassung des Ganzen in gesetzliche Umrißlinien noch heute das unumgängliche Postulat alles bildenden Kunstschaffens; es liegt in dieser Geschlossenheit allein schon ein ästhetisches Moment, ein elementarer Kunstwert, der uns unter der Bezeichnung »Neuheitswert« unter den Gegenwartswerten noch besonders zu beschäftigen haben wird. Mangel an Geschlossenheit würde uns daher an modernen Werken nur mißfallen: wir bauen darum keine Ruinen (außer um sie zu fälschen), und ein neugebautes Haus, dessen Verputz abbröckelt oder verrußt ist, wirkt auf den Beschauer störend, da dieser von einem neuen Hause lückenlose Abschließung in der Form und in der Polychromie verlangt. Am soeben Gewordenen wirken die Symptome des Vergehens nicht stimmungsvoll, sondern verstimmend.

Sobald aber das Individuum (das vom Menschen wie das von der Natur geschaffene) geformt ist, beginnt die zerstörende Tätigkeit der Natur, das ist ihrer mechanischen und chemischen Kräfte, die das Individuum wieder in seine Elemente aufzulösen und mit der amorphen Allnatur zu verbinden trachten. An den Spuren dieser Tätigkeit erkennt man nun, daß ein Denkmal nicht in jüngster Gegenwart, sondern in einer mehr oder minder vergangenen Zeit entstanden ist, und auf der deutlichen Wahrnehmbarkeit seiner Spuren beruht somit der Alterswert eines Denkmals. Das drastischste Beispiel dafür bietet, wie schon gesagt wurde, die Ruine, die aus dem einstmaligen geschlossenen Ganzen einer Burg durch allmähliches Hinwegbrechen größerer tastbarer Teile entstanden ist; weit wirksamer gelangt jedoch der Alterswert durch die minder gewaltsame und mehr optisch als haptisch sinnfällige Wirkung der Zersetzung der Oberfläche (Auswit-

terung, Patina), ferner der abgewetzten Ecken und Kanten u. dgl. zur Geltung, wodurch sich eine zwar langsame, aber sichere und unaufhaltsame, gesetzliche und daher unwiderstehliche Auflösungsarbeit der Natur verrät.

Das auf dem Alterswert beruhende ästhetische Grundgesetz unserer Zeit läßt sich sonach folgendermaßen formulieren; von der Menschenhand verlangen wir die Herstellung geschlossener Werke als Sinnbilder des notwendigen und gesetzlichen Werdens, von der in der Zeit wirkenden Natur hingegen die Auflösung des Geschlossenen als Sinnbild des ebenso notwendigen und gesetzlichen Vergehens. Am frischen Menschenwerk stören uns die Erscheinungen des Vergehens (vorzeitigen Verfalles) ebenso, wie am alten Menschenwerk Erscheinungen frischen Werdens (auffallende Restaurierungen). Es ist vielmehr der reine, gesetzliche Kreislauf des naturgesetzlichen Werdens und Vergehens, dessen ungetrübte Wahrnehmung den modernen Menschen vom Anfänge des XX. Jh. erfreut. Jedes Menschenwerk wird hierbei aufgefaßt gleich einem natürlichen Organismus, in dessen Entwicklung niemand eingreifen darf; der Organismus soll sich frei ausleben und der Mensch darf ihn höchstens vor vorzeitigem Absterben bewahren. So erblickt der moderne Mensch im Denkmal ein Stück seines eigenen Lebens, und jeden Eingriff in dasselbe empfindet er ebenso störend, wie einen Eingriff in seinen eigenen Organismus. Dem Walten der Natur, auch nach seiner zerstörenden und auflösenden Seite, die als unablässige Erneuerung des Lebens aufgefaßt wird, erscheint das gleiche Recht eingeräumt, wie dem schaffenden Walten des Menschen.¹ Was dagegen als mißfällig strengstens vermieden werden soll, ist die willkürliche Durchbrechung jenes Gesetzes, das Übergreifen des Werdens in das Vergehen und umgekehrt, das Hemmen der Naturtätigkeit durch Menschenhand, das uns schier als frevelhaftes Sacrileg dünkt und das vorzeitige Zerstören menschlichen Schaffens durch die Naturkräfte. Wenn nun vom Standpunkte des Alterswertes das ästhetisch wirksame am Denkmal die Zeichen des Vergehens, der Auflösung des

¹ Andere charakteristische Züge des modernen Kulturlebens, insbesondere der germanischen Völker, die auf den gleichen Ursprung wie der Alterswert zurückweisen, sind die Tierschutzbestrebungen, ferner der landschaftliche Sinn überhaupt, der sich bereits gelegentlich *nicht allein bis zur Schonung einzelner Pflanzen und ganzer Wälder, sondern bis zur Forderung gesetzlichen Schutzes für »Naturdenkmale« und damit zur Einbeziehung selbst anorganischer Stoffmassen in den Kreis der schutzbedürftigen Individuen gesteigert hat.

geschlossenen Menschen Werkes durch die mechanischen und chemischen Kräfte der Natur sind, so ergibt sich daraus, daß der Kultus des Alterswertes an einer Erhaltung des Denkmals in unverändertem Zustande nicht allein kein Interesse hat, sondern eine solche sogar wider sein Interesse finden muß. So wie das Vergehen ein stetiges und unaufhaltsames ist, das Gesetz des Kreislaufes, in dessen Wahrnehmung die eigentliche ästhetische Befriedigung des modernen Beschauers alter Denkmale zu ruhen scheint, nicht den Stillstand des Erhaltens, sondern die unablässige Bewegung der Veränderung fordert, soll auch das Denkmal selbst der auflösenden Wirkung der Naturkräfte, soweit sich diese in ruhiger, gesetzlicher Stetigkeit, und nicht etwa in plötzlicher gewaltsamer Zerstörung vollzieht, nicht entzogen werden, selbst nicht soweit, als dies überhaupt in der Macht des Menschen liegt. Nur eines muß vom Standpunkte des Alterswertes unbedingt vermieden werden: das willkürliche Eingreifen der Menschenhand in den gewordenen Bestand des Denkmals; es darf weder eine Zutat noch eine Verminderung, weder eine Ergänzung des im Laufe der Zeit durch die Naturkräfte aufgelösten noch eine Hinwegnahme des auf dem gleichen Wege zum Denkmal Hinzugekommenen und seine ursprüngliche geschlossene Form Entstellenden erleiden. Der reine erlösende Eindruck natürlichen gesetzlichen Vergehens darf nicht durch die Beimischung willkürlich aufgepfropften Werdens getrübt werden. Der Kultus des Alterswertes verdammt hiernach nicht allein jede gewaltsame Zerstörung des Denkmals durch Menschenhand als frevelhaften Eingriff in die gesetzliche Auflösungsstätigkeit der Natur, wodurch er einerseits im Sinne der Erhaltung des Denkmals wirkt, sondern wenigstens im Prinzip auch jede konservierende Tätigkeit, jede Restaurierung als nicht minder unberechtigten Eingriff in das Walten der Naturgesetze, wodurch der Kultus des Alterswertes einer Erhaltung des Denkmals direkt entgegenarbeitet. Denn darüber kann man doch nicht im Zweifel sein, daß die ungehemmte Tätigkeit der Naturkräfte schließlich zur gänzlichen Zerstörung des Denkmals führen muß. Es ist wohl richtig, daß die Ruine immer malerischer wird, je mehr Teile davon der Auflösung anheimfallen: ihr Alterswert wird zwar mit fortschreitendem Verfall ein immer weniger extensiver, das heißt durch immer weniger Teile provoziert, aber dafür ein immer mehr intensiver, das heißt die übrigbleibenden Teile wirken immer eindringlicher auf den

Beschauer. Dieser Prozeß hat aber auch seine Grenze; denn wenn endlich die Extensität der Wirkung gänzlich verloren geht, ist auch kein Substrat für intensive Wirkung mehr übrig geblieben. Ein bloßer formloser Steinhaufen reicht nicht mehr aus, um dem Beschauer einen Alterswert zu gewähren: es muß dazu wenigstens noch eine deutliche Spur von ursprünglicher Form, von ehemaligem Menschenwerk, von einstigem Werden vorhanden sein, während ein Steinhaufen nur mehr einen toten formlosen Splitter der Allnatur ohne Spur lebendigen Werdens darstellt.

So sehen wir den Kultus des Alterswertes an seiner eigenen Zerstörung arbeiten.² Seine radikalen Anhänger werden auch gar keinen Protest gegen diese Folgerung erheben. Die auflösende Tätigkeit der Naturkräfte ist erstens eine so langsame, daß selbst jahrtausendalte Denkmale uns mindestens noch für absehbare Zeit — sagen wir für eine absehbare Dauer dieses Kultus — voraussichtlich erhalten bleiben werden. Dann nimmt ja auch das Werden seinen stetigen und ununterbrochenen Fortgang: was heute modern ist und den Gesetzen alles Werdens entsprechend sich in individueller Geschlossenheit darstellt, wird allmählich zum Denkmal werden und in die Lücke eintreten, welche die in der Zeit waltenden Naturkräfte schließlich unfehlbar in den uns überkommenen Denkmalbestand reißen werden. Vom Standpunkte des Alterswertes muß eben nicht für ewige Erhaltung der Denkmale einstigen Werdens durch menschliche Tätigkeit gesorgt sein, sondern für ewige Schaustellung des Kreislaufes vom Werden und Vergehen, und eine solche bleibt auch dann garantiert, wenn an Stelle der heute existierenden Denkmale künftighin andere getreten sein werden. Der Alterswert hat nun, wie schon an früherer Stelle angedeutet wurde, vor allen übrigen idealen Werten des Kunstwerkes das Eine voraus, daß er den Anspruch erheben zu dürfen glaubt, sich an Alle zu wenden, für Alle ohne Ausnahme gültig zu sein. Er behauptet, nicht allein über den Unterschied der Konfessionen, sondern auch über den Unterschied zwi-

² Natürlich liegt dem Kultus des Alterswertes nichts ferner, als diese Zerstörung beschleunigen zu wollen. Er betrachtet keineswegs, wie es vielleicht den Anschein haben möchte, die Ruine als Endzweck, sondern zieht an ihrer Stelle gewiß etwa eine wohlerhaltene mittelalterliche Buranlage vor; denn wenn die Erinnerungswirkung dieser letzteren allerdings weniger intensiv ist als jene der Ruine, so ist sie dafür eine um so intensivere und macht durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der durch sie gebotenen Altersspuren jenen Mangel reichlich wett, indem sie zwar ein Menschenwerk in geringerem Auflösungsstande, aber dafür mehr Menschenwerk im Zustande der Auflösung zeigt.

schen Gebildeten und Ungebildeten, Kunstverständigen und Nichtverständigen erhaben zu sein. Und in der Tat sind die Kriterien, an denen man den Alterswert erkennt, in der Regel so einfache, daß sie selbst von Leuten, deren Intellekt sonst gänzlich durch die beständige Sorge um das leibliche Wohl und um die materielle Güterproduktion in Anspruch genommen wird, gewürdigt werden können. Einen alten Kirchturm von einem neuen zu unterscheiden wird selbst der beschränkteste Landbauer vermögen. Dieser Vorteil des Alterswertes tritt namentlich gegenüber dem historischen Werte deutlich hervor, der auf einer wissenschaftlichen Basis beruht und darum erst auf dem Umwege über verstandesmäßige Reflexion gewonnen werden kann, während der Alterswert unmittelbar auf Grund der oberflächlichsten sinnlichen (optischen) Wahrnehmung sich dem Beschauer offenbart und daher unmittelbar zum Gefühle zu sprechen vermag. Freilich war auch die Wurzel des Alterswertes einst jene wissenschaftliche des historischen Wertes gewesen; aber der Alterswert will eben die endliche Errungenschaft der Wissenschaft für Alle bedeuten, was der Verstand erklügel hat für das Gefühl nutzbar machen — ähnlich etwa wie das Christentum am Ausgange des Altertums, wenn man es rein historisch im Lichte der menschlichen Vernunft und nicht im Lichte der (natürlich dadurch nicht anzutastenden) göttlichen Offenbarung betrachtet, den bleibenden Kern desjenigen, was namentlich die griechische Philosophie für die denkenden Klassen des Altertums gefunden hatte, den Massen zu ihrer Erlösung verständlich gemacht hat — jenen Massen, die niemals mit Verstandesargumenten, sondern nur mit dem Appell an das Gefühl und dessen Bedürfnisse überzeugt und gewonnen werden können.

Dieser Anspruch auf Allgemeingültigkeit ist es nun auch, der die Anhänger des Alterswertes unwiderstehlich dahin treibt, erobernd und unduldsam aufzutreten. Es gibt nach ihrer Überzeugung kein ästhetisches Heil, außer im Alterswert. Von Tausenden längst instinktiv empfunden, aber in offener Weise anfänglich nur von einer kleinen Gruppe kampflustiger Künstler und Laien propagiert, gewinnt der Alterswert nun täglich mehr Anhänger. Er verdankt dies nicht allein einer rührigen technischen Propaganda, sondern gewiß zum entscheidenden Teile der gemäß der Überzeugung seiner Anhänger in ihm ruhenden Kraft, eine ganze Zukunft zu beherrschen. Eine moderne Denkmalpflege wird daher mit

ihm, und zwar in allererster Linie mit ihm zu rechnen haben, was sie natürlich weder hindern kann noch darf, auch die übrigen Werte eines Denkmals — Erinnerungswerte wie Gegenwartswerte — auf ihre Existenzberechtigung zu prüfen, wo sie eine solche antrifft, den bezüglichen Wert gegen den Alterswert abzuwägen und wo der letztere als der geringere befunden werden sollte, den ersteren zu wahren.

b. Der historische Wert

Der historische Wert eines Denkmals ruht darin, daß es uns eine ganz bestimmte, gleichsam individuelle Stufe der Entwicklung irgend eines Schaffensgebietes der Menschheit repräsentiert. Von diesem Standpunkte interessieren uns am Denkmal nicht die Spuren der auflösenden Natureinflüsse, die sich in der seit seiner Entstehung verflossenen Zeit geltend gemacht haben, sondern sein einstiges Werden als Menschenwerk. Der historische Wert ist ein um so höherer, in je ungetrübterem Maße sich der ursprüngliche geschlossene Zustand des Denkmals, den es unmittelbar nach seinem Werden besessen hat, offenbart; die Entstellungen und teilweisen Auflösungen sind für den historischen Wert eine störende, unwillkommene Zutat. Es gilt dies in gleichem Maße vom kunsthistorischen wie von jedem kulturhistorischen und naturgemäß erst recht von jedem chronistischen Werte. Daß der Parthenon z. B. uns bloß als Ruine erhalten ist, kann der Historiker lediglich bedauern, ob er ihn nun als Denkmal einer bestimmten Entwicklungsstufe des griechischen Tempelbaues oder der Steinmetztechnik oder der Kultusvorstellungen und Götterdienste u. s. w. betrachtet. Aufgabe des Historikers ist es, die Lücken, welche die Natureinflüsse im Laufe der Zeit in das ursprüngliche Gebilde geschlagen, mit allen erreichbaren Hilfsmitteln wiederum auszufüllen. Die Symptome der Auflösung, die dem Alterswerte Hauptsache sind, müssen vom Standpunkte des historischen Wertes mit allen Mitteln beseitigt werden. Nur darf dies nicht am Denkmal selbst geschehen, sondern an einer Kopie oder bloß in Gedanken und Worten. Also auch der historische Wert betrachtet das Originaldenkmal grundsätzlich für unantastbar, aber aus einem ganz andern Grunde als der Alterswert. Dem historischen Werte handelt es sich nicht darum, die Spuren des Alters, die in der seit der Ent-

stehung verflorenen Zeit durch Natureinflüsse bewirkten Veränderungen zu konservieren, die ihm mindestens gleichgültig, wo nicht unbequem sind; es handelt sich ihm vielmehr nur darum, eine möglichst unverfälschte Urkunde für eine künftige Ergänzungstätigkeit der kunstgeschichtlichen Forschung aufzubewahren. Alles menschliche Kalkulieren und Ergänzen weiß er dem subjektiven Irrtum ausgesetzt; daher muß die Urkunde als das einzige fest gegebene Objekt möglichst unberührt erhalten bleiben, damit Spätere unsere Ergänzungsversuche kontrollieren und eventuell durch bessere und begründetere ersetzen können. Diese Auffassung gelangt in ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit gegenüber jener des Alterswertes sofort zum entschiedensten Ausdruck, wenn die Frage nach der zweckmäßigsten Behandlung eines Denkmals gemäß den Anforderungen des historischen Wertes aufgeworfen wird. Die bisherigen Auflösungen durch die Naturkräfte sind zwar nicht mehr rückgängig zu machen und sollen daher auch vom Standpunkte des historischen Wertes nicht wieder beseitigt werden; aber fernere Auflösungen von heute ab und in der Zukunft, wie sie der Alterswert nicht allein duldet, sondern sogar postuliert, sind vom Standpunkte des historischen Wertes nicht bloß zwecklos, sondern schlankweg zu vermeiden, da jede weitere Auflösung die wissenschaftliche Ergänzung zum ursprünglichen Menschenwerk in seinem Werdezustande erschwert. Der Kultus des historischen Wertes muß hiernach auf die möglichste Erhaltung der Denkmale in dem heutigen überkommenen Zustande bedacht sein und daher zwingend zu der Forderung führen, daß die Menschenhand in den Lauf der natürlichen Entwicklung hemmend eingreife und den normalen Fortgang der Auflösungstätigkeit der Naturkräfte aufhalte, soweit dies eben in menschlicher Macht gelegen ist. So sehen wir die Interessen des Alterswertes und des historischen Wertes, wiewohl beide Erinnerungswerte sind, im entscheidenden Punkte der Denkmalpflege schlankweg auseinander gehen. Wie ist dieser Konflikt zu lösen? Und wenn nicht, welcher von den zwei Werten soll dem andern geopfert werden?

Wenn wir uns erinnern, daß der Kultus des Alterswertes nichts anderes darstellt als das reife Produkt des jahrhundertelangen Kultus des historischen Wertes, so möchte man zunächst geneigt sein, den letzteren heute für eine überwundene Phase zu erklären; für die praktische Behandlung der

Denkmale würde sich daraus die Folgerung ergeben, daß überall dort, wo ein Konflikt zwischen beiden Erinnerungswerten gegeben wäre, der historische Wert als der antiquiertere zurücktreten müßte. Ist aber die Gültigkeit des historischen Wertes in der Tat schon so gänzlich überwunden? Ist seine Mission, den Vorläufer und Mauerbrecher für den Alterswert abzugeben, wirklich auch nur in der Hauptsache schon beendet?

Fürs erste werden sich selbst die radikalsten Anhänger des Alterswertes, die heute noch überwiegend den gebildeten Klassen angehören, eingestehen müssen, daß das Wohlgefallen, das sie angesichts eines Denkmals empfinden, nicht allein aus dem Alterswerte entspringt, sondern zu einem guten Teile doch auch noch aus der Befriedigung, die sie daraus schöpfen, das Denkmal einem in ihrem Bewußtsein vorhandenen Stilbegriffe einordnen als antik oder gothisch oder barock u.s.w. erklären zu können. Das historische Wissen wird ihnen somit noch immer ebenfalls zur ästhetischen Quelle, mit und neben jenem Alterswertesgefühl. Diese Befriedigung ist zwar gewiß keine unmittelbare (das heißt künstlerische), sondern eine wissenschaftlich reflektierte, denn sie setzt kunsthistorische Kenntnisse voraus; aber sie beweist unwiderleglich, daß wir in unserer Schätzung des Alterswertes doch noch nicht so unabhängig geworden sind von der historischen Vorstufe, daß wir der bezüglichen Kenntnisse das heißt des Interesses für den historischen Wert jetzt bereits völlig entraten könnten. Und wendet man sich heute von den höher Gebildeten zu den Durchschnittsgebildeten, die ja die große Masse der an den idealen Kulturwerten überhaupt Interessierten ausmachen, so begegnet man selbst bei diesen in der Regel einer allgemeinen Teilung der Denkmale in mittelalterliche (antike sind bei uns in Mitteleuropa verhältnismäßig zu selten, um als eine besondere Klasse allgemein erkannt und beurteilt zu werden), neuzeitliche (Renaissance und Barock) und moderne, was nun wiederum eine wenn auch sehr grobe Orientierung in der Kunstgeschichte zur Voraussetzung hat und neuerdings beweist, daß wir den Alterswert doch noch nicht so reinlich, als es den Bahnbrechern der modernsten Entwicklung als Ziel vorschwebt, vom historischen Werte zu trennen vermögen. Es gelangt dies auch in solchen Erscheinungen zum Ausdruck, daß wir z. B. den Ruinenzustand an einer mittelalterlichen Burg zutreffender und unserem Stimmungsbegehren entsprechender finden

als an einem barocken Palais, das uns für einen solchen Zustand offenbar noch zu jung dünkt. Wir postulieren somit ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Auflösungszustand, in dem sich das Denkmal produziert, und zwischen seinem Alter, was abermals eine bestimmte Kenntnis der wichtigsten Altersphasen, das heißt eine gewisse Summe kunsthistorischen Wissens zur Voraussetzung hat.

Aus alledem geht wenigstens soviel hervor, daß der Erinnerungswert, der nun einmal heute eine der wichtigsten Kulturpotenzen bildet, in seiner absoluten Fassung als Alterswert noch keineswegs allgemein zu solcher Reife gediehen ist, daß wir seiner historischen Fassung bereits völlig entraten könnten. Der historische Wert, als auf wissenschaftlicher Basis beruhend, vermag freilich ebensowenig jemals die Massen unmittelbar zu gewinnen, als die Lehrsätze der Philosophie; aber ähnlich wie dies von der analogen Rolle der Philosophie im Altertum schon an früherer Stelle (S. 114) angedeutet wurde, sehen wir in der neueren Zeit seit vier Jahrhunderten das historische Interesse unablässig und in stets steigendem Maße an der Arbeit, um der Menge die erlösende Bedeutung des Entwicklungsbegriffes zu erschließen, wofür freilich wohl auch im Alterswert die letzte und endgültige Formel noch lang nicht gefunden sein dürfte. Daher der fortdauernde Hunger nach Bildung, die heute durchaus im Zeichen des historischen Entwicklungsbegriffes steht, wie wohl es an Stimmen nicht gebricht, die in der historischen Bildung selbst weder das Ziel der menschlichen Kultur noch das zuverlässigste Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen, erblicken möchten.

Wir haben somit heute noch allen Grund, den Anforderungen der historischen Forschung, das heißt des durch sie befriedigten Bedürfnisses nach historischen Werten, nach Möglichkeit gerecht zu werden und sie dort, wo sie mit den Anforderungen des Alterswertes kollidieren, nicht einfach als *quantité négligéable* zu behandeln. Denn man würde sonst Gefahr laufen, die höheren Interessen, denen mit der Pflege des Alterswertes gedient sein soll, selbst zu schädigen, wenn man den historischen Wert, dem die moderne Entwicklung und im Zusammenhänge mit dieser die Ausbildung des Alterswertes selbst zu danken ist, vorzeitig hintansetzen und vernachlässigen würde.

Glücklicherweise ist nun schon die äußere Veranlassung zu einem Konflikte zwischen Alterswert und historischem Wert

in Fragen der praktischen Denkmalpflege weit weniger häufig gegeben, als uns auf den ersten Blick scheinen mochte. Die beiden konkurrierenden Werte stehen nämlich im allgemeinen in umgekehrtem Verhältnisse zu einander; je größer der historische Wert, desto geringer der Alterswert. Durch den historischen Wert als den lautereren, gleichsam objektiv greifbareren und sich darum derber aufdrängenden, wird der intimere Alterswert zurückgedrängt, was sich namentlich in den Fällen, wo es sich um gewollte Denkmale handelt, fast bis zur Unterdrückung des Alterswertes steigert. Der individuelle Moment, den der historische Wert versinnlicht, erscheint dann wichtiger als die Entwicklung selbst; er wirkt, wie alles Individuelle, allzusehr als Gegenwart, um daneben auch die Vergangenheit und Vergänglichkeit, auf deren Bewußtwerden der Alterswert beruht, sich hinreichend vernehmlich machen zu lassen.

Angesichts der Ingelheimer Säulen im Heidelberger Schloßhofe denkt jeder so überwiegend an den Palast Karls des Großen, den sie einst geziert hatten, «laß die Stimmungswirkung des absoluten Alters dadurch fast vollständig überwuchert wird. In solchem Falle dürfte es nirgends Bedenken unterliegen, wenn die Behandlung des Denkmals entsprechend den Anforderungen des historischen Kultus und nicht denjenigen des Alterskultus gehandhabt würde. Umgekehrt wird in allen Fällen, da der historische («urkundliche») Wert des Denkmals ein geringfügiger ist, sein Alterswert um so einseitiger und mächtiger hervortreten und dann auch die Behandlung des Denkmals entsprechend den Anforderungen des Alterswertes einzurichten sein.

Es ist aber sogar nicht selten die Möglichkeit gegeben, daß der Alterswert selbst den von ihm sonst so grundsätzlich verpönten Eingriff der Menschenhand in den Lebenslauf eines Denkmals fordern muß. Es trifft dies dann zu, wenn das Denkmal einer vorzeitigen Zerstörung durch die Naturkräfte, einer abnorm raschen Auflösung seines Organismus zu verfallen droht. Wenn man z. B. wahrnimmt, daß an einem bisher wohl erhaltenen Fresko an der Außenwand einer Kirche neuerdings jeder Regen einen Teil herunterwäscht, so daß das Fresko unter unseren Augen in kürzester Frist zu Grunde zu gehen droht, wird sich heute auch ein Anhänger des Alterswertes der Anbringung eines Schutzdaches über dem Fresko nicht wohl widersetzen können, wenngleich dies zweifellos einen hemmenden Eingriff der modernen Menschenhand

in den selbständigen Lauf der Naturkräfte bedeutet. Die vorzeitige Auflösung eines Denkmalorganismus wirkt eben nicht minder als eilt gewaltsamer, ungesetzlicher, unnötiger Eingriff und darum störend, mag er auch nicht vom Menschen, sondern von der Natur selbst ausgehen. Ist ja doch der Mensch selbst nichts anderes als ein Stück Naturkraft, aber allerdings eine besonders gewalttätige, woraus sich auch die Erscheinung erklärt, daß selbst ein gewaltsames Eingreifen des Menschen in ein Denkmalleben auf uns Moderne stimmungsvoll wirken kann, sobald nur hinlänglich lange Zeit seit jenem Eingreifen verstrichen ist (Heidelberger Schloßruine); denn bei der Betrachtung aus übersichtlicher Ferne wird das menschliche Wirken, das sonst in der Nähe betrachtet, gewaltsam und störend wirkt, ebenso gesetzlich und notwendig empfunden, wie das Naturwirken, als dessen Teil es uns erscheint.

In dem zuerst erwähnten Falle (Erfordernis eines Schutzdaches über einem Fresko) sehen wir also auch den Alterswert nach jener Erhaltung des Denkmals mittels Eingriffes der Menschenhand verlangen, wie sie sonst im Gegensatz zum Alterswert nur der historische Wert vom Standpunkte seines unabweislichen Bedürfnisses nach Wahrung des urkundlichen Tatbestandes zwingend postuliert; denn der sanftere Eingriff der Menschenhand erscheint dann dem Alterskultus als das geringere Übel gegenüber dem gewalttätigeren der Natur. Die Interessen beider Werte gehen in solchem Falle wenigstens äußerlich Hand in Hand, wiewohl es dem Alterswerte bloß um eine Verlangsamung, dem historischen Werte um eine vollständige Hemmung des Auflösungsprozesses zu tun ist; für die heutige Denkmalpflege bleibt es eben immer die Hauptsache, daß ein Konflikt zwischen beiden Werten zunächst vermieden erscheint.

Wenn somit durchaus nicht bei der Behandlung jedes Denkmals ein Konflikt zwischen Alterswert und historischem Wert gegeben sein muß, so bleibt die Möglichkeit eines Anlasses dazu gleichwohl noch immer häufig genug gegeben, namentlich in den Fällen, da die Werte in ihrer Eindrucksfähigkeit auf den Beschauer einander annähernd die Wage halten. Sie stehen dann einander gegenüber wie ein konservatives und ein radikales Prinzip. Das konservative vertritt der historische Wert, denn dieser will alles erhalten wissen, und zwar alles in seinem heutigen Zustande. Ihm gegenüber befindet sich der Alterswert insofern im Vorteile, als er das

praktisch leichter durchführbare, ja im Grunde das einzig wirklich durchführbare Prinzip vertritt Ewige Erhaltung ist eben überhaupt nicht möglich; denn die Naturkräfte sind am Ende stärker als aller Menschenwitz, und der Mensch selbst, als Individuum der Natur gegenübergestellt, findet durch sie seine Auflösung. Schärfere Formen wird jedoch der Konflikt kaum jemals in Fragen der Erhaltung durch äußere Maßregeln, worin beide Werte gemäß dem so eben vorhin Gesagten sogar Hand in Hand gehen können, sondern zumeist nur in Fragen der Restaurierung, die mit Veränderung von Form und Farbe verbunden ist, annehmen; denn der Alterswert ist in solchen Fragen ungleich empfindlicher als der historische Wert. Wenn an einem alten Turme einige geborstene Steine entfernt und durch neue ersetzt werden, wird der historische Wert des Turmes keine nennenswerte Einbuße erfahren, da vor allem die ursprüngliche Grundform die gleiche geblieben ist und für die Beurteilung aller historischen Nebenfragen hinlänglich genug Altes beibehalten wurde, so daß die wenigen ausgewechselten Steine dafür so gut wie ganz außer Betracht fallen, während hingegen dem Alterswerte schon diese geringen Zutaten, namentlich wenn sie durch ihre »neue« Farbe (in welcher, als dem relativ-subjektiven Element innerhalb der objektiven Gesamterscheinung jedes Dinges, die moderne Zeit besonders empfindlich ist) aus der Masse des Alten grell herausstechen, im höchsten Maße störend erscheinen können.

Endlich muß festgestellt werden, daß der Kultus des historischen Wertes, wenngleich er bloß den Originalzustande eines Denkmals vollen urkundlichen Wert einräumt, doch auch der Kopie einen beschränkten Wert zugesteht, falls das Original (die »Urkunde«) selbst unrettbar verloren ist. Ein unlösbarer Konflikt mit dem Alterswert wird in solchen Fällen nur dann gegeben sein, wenn die Kopie nicht gewissermaßen als Hilfsapparat für die wissenschaftliche Forschung, sondern als vollwertiger Ersatz für das Original mit Anspruch auf historisch-ästhetische Würdigung auftritt (Markusturm). Solange solche Fälle sich ereignen können, darf der historische Wert noch nicht als überwunden, der Alterswert noch nicht als der allein maßgebende ästhetische Erinnerungswert der Menschheit gelten. Andererseits darf man aus der stetig zunehmenden Ausbildung der kunsttechnischen Reproduktionsmittel die Zuversicht schöpfen, daß in absehbarer Zukunft (namentlich nach Erfindung einer absolut stichhöl-

tigen Farbenphotographie und einer Verbindung derselben mit faksimilemäßigen Formkopien) möglichst vollkommene Ersatzmittel für urkundliche Originale gefunden werden dürften und damit derjenigen Forderung der wissenschaftlichen Geschichtsforschung, die die einzige Quelle eines möglichen Konfliktes mit dem Alterswerte darstellt, wenigstens annähernd Genüge geleistet würde, ohne das Original durch menschliche Eingriffe für den Alterskultus zu entwerten.

c. Der gewollte Erinnerungswert

Schon der historische Wert hatte gegenüber dem Alterswerte, der die Vergangenheit allein als solche schätzt, die Tendenz gezeigt, einen entwicklungsgeschichtlichen Moment aus der Vergangenheit herauszugreifen und so deutlich vor unsere Augen hinstellen, als ob er der Gegenwart angehören würde. Der gewollte Erinnerungswert hat überhaupt den von Anbeginn, das heißt von der Errichtung des Denkmals gesetzten Zweck, einen Moment gewissermaßen niemals zur Vergangenheit werden zu lassen, im Bewußtsein der Nachlebenden stets gegenwärtig und lebendig zu erhalten. Diese dritte Klasse von Erinnerungswerten bildet somit den offenbaren Übergang zu den Gegenwartswerten.

Während der Alterswert ausschließlich auf dem Vergehen begründet ist, der historische Wert zwar das gänzliche Vergehen von heute an aufhalten will, aber ohne das bis zum heutigen Tage stattgehabte Vergehen keine Existenzberechtigung hätte, erhebt der gewollte Erinnerungswert schlankweg den Anspruch auf Unvergänglichkeit, ewige Gegenwart, unaufhörlichen Werdezustand. Die auflösenden Naturkräfte, die der Erfüllung dieses Anspruches entgegenarbeiten, müssen daher eifrig bekämpft, ihre Wirkungen immer wieder von neuem paralysiert werden. Eine Denksäule z. B., deren Inschrift erloschen wäre, würde aufhören, ein gewolltes Denkmal zu sein. Das Grundpostulat der gewollten Denkmale bildet somit die Restaurierung.

Der Charakter des gewollten Erinnerungswertes als eines Gegenwartswertes drückt sich ferner auch darin aus, daß er seit jeher durch die Gesetzgebung vor zerstörenden Eingriffen der Menschenhand geschützt gewesen ist.

Der Konflikt mit dem Alterswerte ist natürlich in dieser Denkmalklasse von vornherein und unablässig gegeben. Ohne

Restaurierung würden die Denkmale alsbald aufhören gewollte zu sein; der Alterswert ist daher von Haus aus der Todfeind des gewollten Erinnerungswertes. So lang die Menschen nicht auf irdische Unsterblichkeit verzichten werden, wird auch der Kultus des Alterswertes an demjenigen des gewollten Erinnerungswertes stets seine unüberwindliche Schranke finden. Dieser unversöhnliche Konflikt zwischen Alterswert und gewolltem Erinnerungswert hat jedoch für die Denkmalpflege weniger Schwierigkeiten im Gefolge, als man auf den ersten Blick annehmen möchte, weil die Anzahl der »gewollten« Denkmale gegenüber der großen Masse der rein ungewollten eine verhältnismäßig geringe ist.

3. Das Verhältnis der Gegenwartswerte zum Denkmalkultus

Die meisten Denkmale besitzen die Fähigkeit, auch solche sinnliche oder geistige Bedürfnisse von Menschen zu befriedigen, für deren Stillung sich ebenso gut (wo nicht noch besser) neue moderne Gebilde eignen würden, und in jener Fähigkeit, bei welcher offenbar die Entstehung in der Vergangenheit und der darauf basierte Erinnerungswert gar nicht in Frage kommt, beruht der Gegenwartswert eines Denkmals. Vom Standpunkte dieses Wertes wird man von vornherein gestimmt sein, das Denkmal nicht für ein solches, sondern gleich einem so eben gewordenen modernen Gebilde anzusehen und daher auch vom (alten) Denkmal die äußere Erscheinung jedes (neuen) Menschenwerks im Werdezustande zu verlangen: das heißt den Eindruck vollständiger Geschlossenheit und Unberührtheit von zerstörenden Natureinflüssen. Symptome dieser letzteren mögen zwar, je nach der Natur des jeweilig in Betracht kommenden Gegenwartswertes, Duldung lindern; aber diese wird doch früher oder später auf unüberschreitbare Grenzen stoßen müssen, jenseits welcher der Gegenwartswert unmöglich würde und an denen er sich daher gegen den Alterswert durchzusetzen bemüht sein muß. Die Behandlung eines Denkmals nach den Grundsätzen des Alterswertkultus, der die Dinge grundsätzlich immer und praktisch in den meisten Fällen ihrem natürlichen Schicksale überlassen möchte, muß unter allen Umständen schließlich zu einem Konflikte mit dem Gegenwartswerte führen, der nur durch die (ganze oder teilweise)

Preisgebung eines der beiden Werte beendigt werden kann. Der Gegenwartswert kann, wie gesagt, aus der Befriedigung sinnlicher oder geistiger Bedürfnisse entspringen; in ersterem Falle sprechen wir von praktischem Gebrauchswerte oder schlangweg Gebrauchswerte, in letzterem vom Kunstwerte. Beim Kunstwerte ist des fernem zwischen dem elementaren oder Neuheitswerte, der im geschlossenen Charakter eines eben gewordenen Werkes beruht, und dem relativen Kunstwerte, der sich auf die Übereinstimmung mit dem modernen Kunstwollen gründet, zu unterscheiden; danebenher ist auch zu beachten, ob das Denkmal profanen oder kirchlichen Kunstzwecken zu dienen hat.

a. Der Gebrauchswert.

Das physische Leben ist die Vorbedingung jedes psychischen Lebens, und insofern wichtiger als dieses, als wohl das physische wenigstens ohne höheres psychisches Leben gedeihen kann, aber nicht umgekehrt. Daher muß z.B. ein altes Gebäude, das heute noch in praktischer Verwendung steht, in solchem Zustande erhalten bleiben, daß es Menschen ohne Gefährdung der Sicherheit ihres Lebens oder ihrer Gesundheit beherbergen kann; jede durch die Naturkräfte gebrochene Lücke in seinen Wänden und der Decke ist sofort zu schließen, das Eindringen der Nässe möglichst hintanzuhalten oder doch zu paralysieren u.s.w. Im allgemeinen wird man also sagen dürfen, daß dem Gebrauchswert die Behandlung, die einem Denkmal zuteil wird, von Haus aus zwar ganz gleichgültig ist, so lang nicht an seiner Existenz gerührt wird, daß er aber darüber hinaus absolut keine Konzessionen an den Alterswert machen darf. Nur in Fällen, wo der Gebrauchswert sich mit dem Neuheitswert kompliziert, muß die Grenze, in welcher dem Alterswert freie Entfaltung gewährt werden kann, noch enger gezogen werden, wovon noch im Besonderen die Rede sein wird.

Daß nun unzählige profane und kirchliche Denkmale heute noch die Fähigkeit zu praktischer Verwendung besitzen und auch tatsächlich in Gebrauch stehen, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Würden sie diesem Gebrauche entzogen, so müßte dafür in den allermeisten Fällen ein Ersatz geschaffen werden. Diese Forderung ist eine so zwingende, daß die Gegenforderung des Alterswerts, die Denkmale ihrem natür-

lichen Schicksale zu überlassen, nur dann in Betracht kommen könnte, wenn man für alle diese Denkmale mindestens gleichwertige Ersatzwerke herstellen wollte. Die praktische Realisierung dieser Forderung ist aber doch nur in verhältnismäßig wenigen Ausnahmefällen möglich; denn es erheben sich dagegen ganz und gar unüberwindliche Schwierigkeiten.

Werke, an deren Herstellung viele Jahrhunderte gearbeitet haben, sollen nun mit einem Schlage oder doch in verhältnismäßig kurzer Frist durch neue ersetzt und auf solche Weise die Arbeitskräfte und Kostensummen, zu deren Aufbringung viele Jahrhunderte notwendig waren, nun fast auf einmal aufgeboten werden. Die praktische Unmöglichkeit eines solchen Vorgehens, selbst unter Verteilung auf eine Reihe von Jahren, liegt allzu offen auf der Hand, als daß es nötig wäre dabei länger zu verweilen. In einzelnen Fällen wird man stets zu diesem Mittel greifen können und gewiß auch darnach greifen: aber seine Erhebung zum Prinzip ist schlechterdings ausgeschlossen. Auf solche Weise ist der Gebrauchswert der meisten Denkmale nicht aus der Welt zu schaffen.

Von gleicher Unabwendbarkeit sind andererseits die negativen Anforderungen des Gebrauchswertes, die dann gegeben erscheinen, wenn Rücksichten auf die sinnlichen Bedürfnisse der Menschen die Nichterhaltung eines Denkmals erfordern, z.B. wenn durch die natürliche Auflösung eines Denkmals (etwa eines mit dem Umfallen drohenden Turmes) Leib und Leben von Menschen gefährdet wird. Denn die Rücksicht auf den Wert des leiblichen Wohls überwiegt schließlich ohne Zweifel jede mögliche Rücksicht auf das ideale Bedürfnis des Alterswertes.

Nehmen wir aber nun selbst an, daß für alle gebrauchsfähigen Denkmale wirklich ein moderner Ersatz geschaffen werden könnte, so daß die alten Originale ohne Restaurierung, aber allerdings infolgedessen auch ohne jede praktische Brauchbarkeit und Benutzung ihr natürliches Dasein ausleben dürften, — wäre damit den Anforderungen des Alterswertes tatsächlich in vollem Maße gedient? Die Frage ist nicht allein berechtigt, sondern sogar schlankweg zu verneinen; denn ein wesentlicher Teil jenes lebendigen Spieles der Naturkräfte, dessen Wahrnehmung den Alterswert bedingt, würde mit dem Hinwegfall der Benutzung des Denkmals durch Menschen in unersetzlicher Weise verloren gehen. Wer möchte z. B. im Anblicke des St Petersdomes zu Rom

auf die lebendige Staffage moderner Besucher und Kultverrichtungen verzichten? Ebenso wird selbst der radikalste Anhänger des Alterswertes den Anblick der Brandstätte eines vom Blitz zerstörten Wohnhauses, mögen seine Reste auch auf eine Entstehung des Bauwerkes vor mehreren Jahrhunderten hinweisen, oder der Ruine einer Kirche an belebter Straße mehr störend als stimmungserweckend finden: denn auch hier handelt es sich um Werke, die wir in voller Benutzung durch die Menschen anzutreffen gewöhnt sind und die uns nun störend auffallen, weil sie die uns vertraute Benutzung nicht mehr finden und dadurch den Eindruck einer auch dem Alterswertkultus unerträglichen gewaltsamen Zerstörung hervorbringen. Dagegen entfalten die Reste von Denkmälern, die für uns praktische Bedeutung nicht mehr haben können und an denen wir daher die Betriebsamkeit des Menschen als wirksame Naturkraft nicht vermissen, wie z. B. die Ruinen einer mittelalterlichen Burg in steiler Bergwildnis oder jene eines römischen Tempels selbst in den belebten Straßen von Rom, den vollen unbehinderten Reiz des Alterswertes. Wir sind also noch nicht so weit, den reinen Maßstab des Alterswertes in vollkommen gleicher Weise an alle Denkmäler ohne Wahl anzulegen, sondern wir unterscheiden noch immer, ähnlich wie zwischen älteren und jüngeren, auch mehr oder minder genau zwischen gebrauchsfähigen und gebrauchsunfähigen Werken, und berücksichtigen somit wie im ersteren Falle den historischen, so im letzteren den Gebrauchswert mit und neben dem Alterswert. Nur die gebrauchsunfähigen Werke vermögen wir vollständig unbeirrt durch den Gebrauchswert rein vom Standpunkte des Alterswertes zu betrachten und zu genießen, während wir bei den gebrauchsfähigen stets mehr oder minder daran gehindert und gestört werden, wenn sie den uns an derlei Werken gewohnten Gegenwartswert nicht entfalten. Es ist der gleiche moderne Geist, aus welchem die bekannte Agitation gegen die prisons d'art hervorgegangen ist; denn noch energischer als der historische Wert muß sich der Alterswert gegen die Herausreißung eines Denkmals aus seinem bisherigen, gewissermaßen organischen Zusammenhänge und seine Einsperrung in Museen wenden, wiewohl es gerade in diesen der Notwendigkeit einer Restaurierung am sichersten überhoben wäre.

Wenn nun also die fortdauernde praktische Benutzung eines Denkmals auch für den Alterswert ihre große, und öf-

ter schlankweg unentbehrliche Bedeutung besitzt, wird dadurch die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen dem Alters- und dem Gebrauchswerte, der uns vor kurzem noch unvermeidlich schien, wiederum ganz wesentlich eingeengt. An den bei uns relativ seltenen Werken aus der Antike und dem früheren Mittelalter kann ein solcher Konflikt sich wohl überhaupt nicht leicht entzünden, weil diese Werke bis auf geringe Ausnahmen der praktischen Benutzbarkeit ohnehin längst entzogen sind. An Werken der neueren Zeit hingegen wird wiederum umgekehrt der Kultus des Alterswertes un schwer jene Konzessionen an die Instandhaltung gewähren, die es eben ermöglichen sollten, diesen Denkmalen die auch vom Standpunkte des Alterswertes so erwünschte Eignung zu menschlicher Zirkulation und Manipulation zu erhalten. Die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen Gebrauchswert und Alterswert ist somit am ehesten an solchen Denkmalen gegeben, die an der Scheidegrenze zwischen benutzbaren und unbenutzbaren, mittelalterlichen und neuzeitlichen liegen, und in solchen Fällen wird wohl zumeist demjenigen Werte der Sieg Zufällen, dessen Anforderungen durch die parallelen anderer Werte unterstützt werden.

Die Behandlung eines Denkmals im Falle eines Konfliktes zwischen Gebrauchswert und historischem Wert braucht hier nicht im Besonderen untersucht zu werden, weil in solchem Falle ohnehin ein Konflikt mit dem Alterswerte bereits an und für sich gegeben ist; nur wird sich der historische Wert vermöge seiner geringem Sprödigkeit den Anforderungen des Gebrauchswertes leichter anzuschmiegen vermögen.

b. Der Kunstwert.

Jedes Denkmal besitzt für uns gemäß der modernen Auffassung nur soweit einen Kunstwert, als es den Anforderungen des modernen Kunstwillens entspricht. Diese Anforderungen sind nun von zweierlei Art. Die erste teilt der moderne Kunstwert mit demjenigen der früheren Kunstperioden, insofern als auch jedes moderne Kunstwerk als ein eben gewordenes sich als ein geschlossenes, weder in Form noch in Farbe in Auflösung geratenes darstellen muß. Mit anderen Worten: jedes neue Werk besitzt um dieser Neuheit allein willen bereits einen Kunstwert, den man den elementaren Kunstwert oder kurzweg Neuheitswert nennen darf. Die

zweite Anforderung, in welcher sich nicht das Verbindende, sondern das Trennende des modernen Kunstwollens gegenüber den früheren Arten des Kunstwollens offenbart, betrifft die spezifische Beschaffenheit des Denkmals in Auffassung, Form und Farbe; man wird dafür am besten die Bezeichnung „relativer Kunstwert“ gebrauchen dürfen, weil diese Anforderung ihrem Inhalte nach nichts Objektives, Bleibend-Gültiges darstellt, sondern in beständigem Wechsel begriffen ist. Es ist von vornherein klar, daß ein Denkmal keiner der beiden Anforderungen vollkommen entsprechen kann.

Fünf Eigenschaften des wertvollen Hauses

01

Das wertvolle Haus ist nutzlos.

Alles was über das Ziel eines wirtschaftlichen »Nutzens« hinausgeht ist aus der gegenwärtigen ökonomischen Perspektive Verschwendung. Doch ist diese Definition eine Fehlinterpretation des klassischen Utilitarismus. »Nutzen« stand für das verwirklichte Mass an Glück. Aus diesem Grund wird die durch die Marktideologie geprägte Definition des Begriffes »Nutzen« im wertvollen Haus hinterfragt und neu ausgehandelt.

02 Der Preis ist nicht das Mass für den Wert.

Gegenwärtig wird der Wert durch einen Preis bemessen. Werte, die sich nicht über einen Preis ausdrücken lassen oder nicht mit einem Preis versehen werden, verlieren dadurch an Bedeutung. Dies trifft auch auf architektonische Werte zu. Sie besitzen einen enormen Wert aber keinen Preis.

03

Die Konstruktionskosten sind höher als der Landpreis.

In der gegenwärtigen ökonomischen Betrachtung berechnet sich der Immobilienpreis aus der Summe des Landpreises und der Konstruktionskosten. Die Aufwendungen für Architektur sind in den Konstruktionskosten enthalten. Da der Landpreis — gerade in städtischen Gebieten — einen deutlich höheren Anteil am Hauspreis besitzt, hat Architektur aus dieser Perspektive einen verschwindend geringen Wert. Doch gibt es auch einen Wert ausserhalb der üblichen Eigenschaften Erreichbarkeit, Grundstücksform und Terrain. Das wertvolle Haus nutzt diese Werte damit die Konstruktionskosten über den Landpreis steigen und somit auch der Wertanteil am Immobilienpreis.

04

Das wertvolle Haus ist verschwenderisch.

In der gegenwärtigen Ökonomie ist Verschwendung negativ besetzt und wird vermieden. Die Ökonomie sieht nur die Produktion und die Anhäufung von Kapital (Überschuss) als nützliche Form der Wertvermehrung. Künste, Festspiele oder Geschenke sind unproduktive Verausgabungen, die keinen »Nutzen« haben. Dennoch sind sie von grossem Wert.

05 Das Ornament vermittelt Bedeutung.

In der Vergangenheit vermochte das Ornament einer breiten Öffentlichkeit den Wert von Architektur zu vermitteln. Durch den Modernisierungsprozess ist diese Form der Wertvermittlung verloren gegangen. Im wertvollen Haus werden die Verbindungen zum Ornament. Die Verbindungen sind einfach, funktional und leicht verständlich. Sie können durch eine breite Öffentlichkeit gelesen und verstanden werden und erhalten so eine Bedeutung die über die des Verbindens hinausgeht.

Nils Benedix
Prof. Dr. Elli Mosayebi
Prof. Dr. Philip Ursprung
ETH Zürich